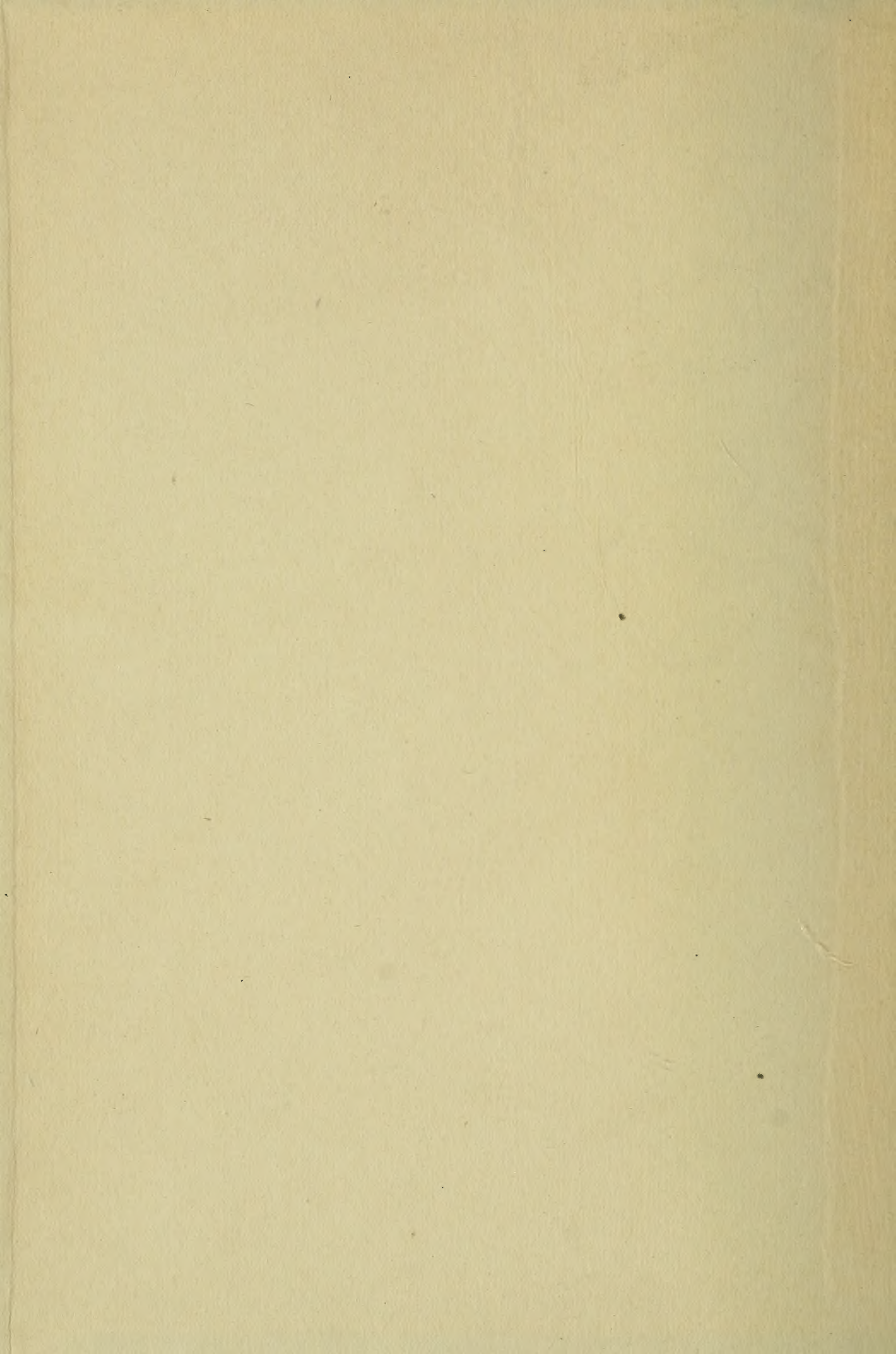
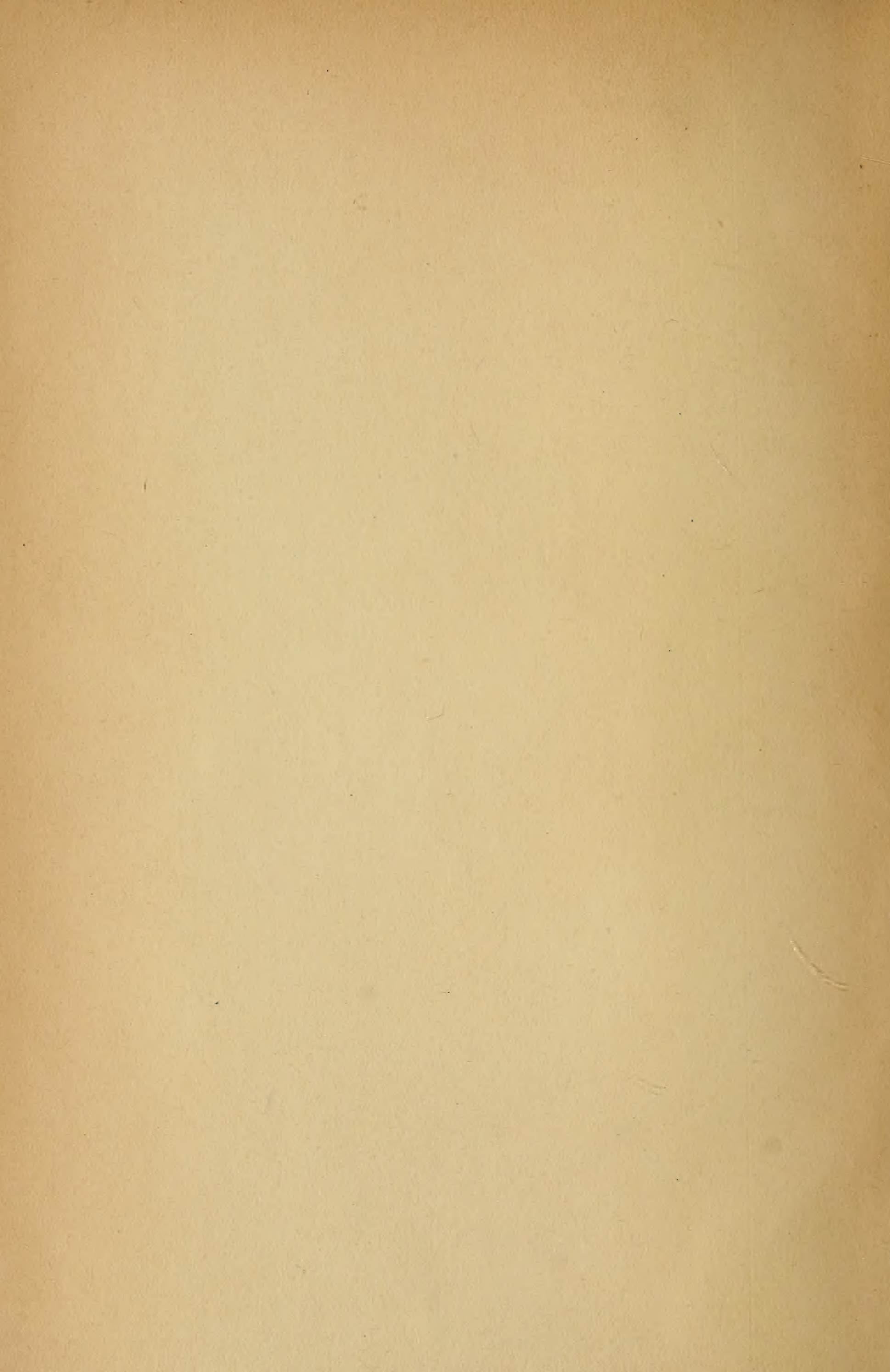
Georg von Hertling

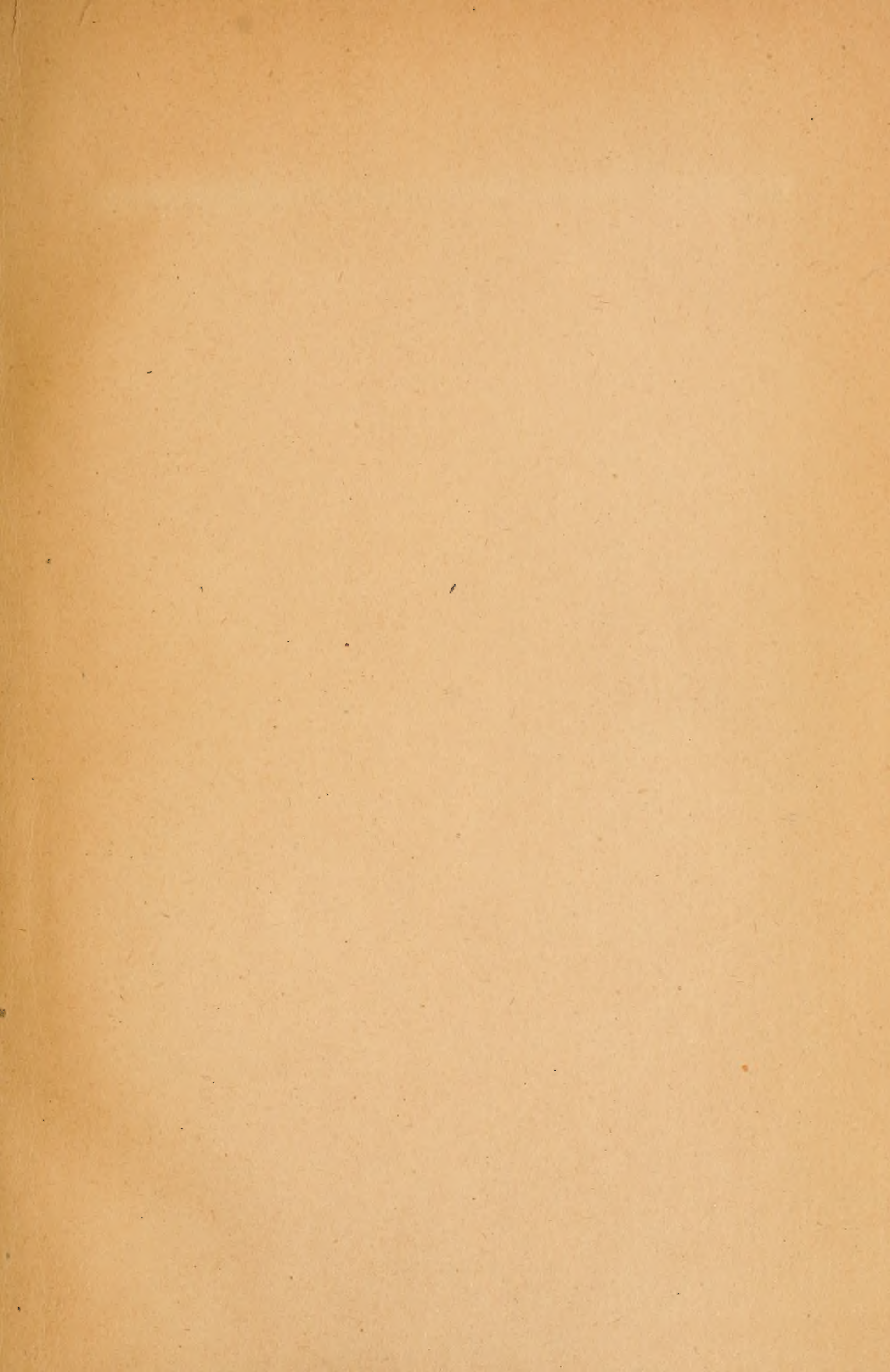
Erinnerungen aus meinem Leben






TU
ADESTO







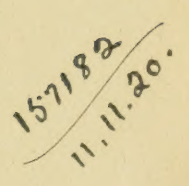
(Nach dem Gemälde von Prof. Paul Beckert)

D. Graf von Hertling.

Georg von Hertling

Erinnerungen aus meinem Leben

Band 1



Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung
Kempten 1919 München

Gedruckt bei der Jos.
Kösel'schen Buchhdl., Kempten.

Meinen Kindern und Enkeln gewidmet



Inhaltsangabe



Vorwort.

Auf einem Spaziergange in Garmisch, wo mein Vater im Frühjahre 1915 mit meiner Mutter und meiner jüngsten Schwester zur Erholung weilte, ist der Grundstein zu den nachfolgenden Erinnerungen gelegt worden. Mein Vater erzählte von den Zeiten, da er in Bonn an der Universität lehrte. Vom Spaziergange heimgekehrt, bat meine Schwester das Erzählte schriftlich niederlegen zu dürfen. Damit war der Anfang zu den Erinnerungen gemacht, an denen mein Vater mit Unterbrechungen bis wenige Tage vor seinem Tode arbeitete. Meine Schwester hat ihn bei dieser Arbeit treulich unterstützt; ihrem unermüdlichen Eifer verdanken wir es, wenn das, was er in zwei Bänden selbst niedergeschrieben. heute der Oeffentlichkeit übergeben werden kann.

Der dritte Band wird sich mit den letzten zwanzig Lebensjahren meines Vater beschäftigen und seinen umfassenden literarischen Nachlaß zu verwerten haben. Mehr wie einem Leser mögen dabei die Jahre am interessantesten erscheinen, die meinen Vater an der Spitze des bayerischen Ministeriums und als Kanzler des deutschen Reiches sahen. Ich aber möchte glauben, daß nur diejenigen ihn richtig verstehen und zu würdigen wissen werden, die das ganze reiche Leben des teuren Verstorbenen an sich vorüberziehen lassen.

Dann wird auch in einer Zeit größter Umwälzungen die Stimme des Staatsmannes vergangener Tage nicht ungehört verhallen.

Augsburg, im Juli 1919.

Rittmeister Graf von Hertling.



1. Kapitel.

Aus früher Zeit.

Auf dem Umwege über Bonn und Berlin bin ich nach München gekommen. Geboren aber wurde ich am 31. August 1843 in Darmstadt, wo mein Vater Großherzoglich Hessischer Kammerherr war und Rat am Hofgericht, wie damals das Gericht zweiter Instanz hieß. Die Familie stammte aus der Pfalz. Mein Großvater, der 1756 in Mannheim geboren wurde, hatte zuerst im Dienste des Kurfürsten von Mainz in dessen Eigenschaft als Fürstbischof von Worms gestanden und war dann nach der Aufhebung der geistlichen Fürstentümer und der Auflösung des alten Reiches in den hessischen Staatsdienst übernommen worden. Aber nur die beiden jüngsten Söhne folgten ihm hierin, die älteren, fünf an der Zahl, waren nach Bayern gegangen, wobei ohne Zweifel der Umstand mitgewirkt hatte, daß mein Urgroßvater Johann Friedrich Freiherr von Hertling dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz nach München gefolgt war. Als Nachfolger Kreitmayers bekleidete er dort das Amt eines Geheimen Rats-Kanzlers und Konferenzministers. Später, als Max Joseph Montgelas an die Spitze des bayerischen Staatswesens berufen hatte, war er Justizminister. Das Dekret, durch welches Max Joseph sich zum König von Bayern erklärte, hat er unterzeichnet.

Meine Mutter stammte aus Frankfurt. Sie war die Tochter von Georg Friedrich von Guaita und Meline Brentano,

der schönen Schwester von Clemens und Bettina. In meinem Großvater war, wie mir als Knaben die Großmutter mit freudigem Stolz erzählte, zum ersten Male seit der Reformation ein Katholik zum Bürgermeister der freien Stadt erwählt worden. Sechsmal hat er diese Würde bekleidet; als er zum siebten Male gewählt werden sollte, lehnte er ab. Daß er ein Mann von staatsmännischen Anlagen gewesen sei, haben mir im späteren Leben urteilsfähige Männer versichert. Gerühmt aber wurde ganz besonders die Furchtlosigkeit des äußerlich unscheinbaren Mannes, die er namentlich in den Unruhen der dreißiger Jahre an den Tag gelegt hatte. Meinen Vater habe ich früh verloren: wenige Wochen, nachdem seine schützende Hand den schüchternen Knaben der Schule überliefert hatte, im November 1850, wurde er auf einem einsamen Waldspaziergang vom Schlage getroffen. Noch heute stehen mir die Schrecken jenes Tages lebhaft in der Erinnerung, als der Vater zur Mittagsstunde nicht heimkehrte, als es später und später wurde und allmählich, in abgebrochenen Lauten, die Kunde zu uns älteren Kindern drang, daß er unterwegs krank geworden, daß man ihn gefunden und zuerst in ein befreundetes Haus und von dort eben jetzt in unsere Wohnung gebracht habe, zwar bewußt, aber auf der einen Seite gelähmt und der Sprache nicht mächtig. Schwere, traurige Wochen verstrichen. Langsam besserte sich der Zustand, und mit dem neuen Jahre wuchs die Hoffnung. Wie fröhlich wir Kinder mit Vater und Mutter den Abend des Fastnachtdienstag verbrachten, schildert ein noch vorhandener Brief der letzteren an die Großmutter in Frankfurt. Mitten im Satze aber hört er auf und

ist niemals abgeschickt worden. Heftiges Klingeln rief die Schreiberin ins Krankenzimmer. Ein neuer Anfall, stärker als der erste, hatte sich eingestellt, der am 15. März 1851 dem Leben meines Vaters ein Ende machte. Wir Kinder haben geweint und sind wieder froh geworden. Aber die Mutter verstand es, auch den jüngeren aus uns, die den Vater kaum gekannt hatten, sein Gedächtnis tief in die Seele zu prägen, so daß wir es pietätvoll mit ins Leben nahmen. Die Sorge für uns vier Kinder, von denen ich das zweitgeborene war, lag nun ausschließlich bei ihr. Was wir ihr zu danken haben, läßt sich nicht mit kurzen Worten sagen. Sie war die Sonne unseres Jugendlebens, sie spielte mit uns, sie weckte durch Erzählung und Lektüre unsere geistigen Interessen; durch ihr Wort und ihr Beispiel legte sie den Grund zu der Sinnesweise, die uns durchs Leben begleiten sollte. Die poetische Ader der Familie Brentano war auch in ihr rege; kein Fest des engeren oder weiteren Familienkreises pflegte vorüber zu gehen, das sie nicht durch ihre Verse verschönert hätte, die stets originell, stets warm und zart empfunden, nicht selten auch in der Form vollendet waren. Aber erst nach ihrem Tod wurde es sichtbar, in welchem Umfange die Poesie die Gefährtin ihres Lebens gewesen war. In dem Nachlasse fanden sich kleine Notizbücher, von deren Existenz niemand Kenntnis gehabt hatte. Darin standen zum Teil mitten unter den Aufzeichnungen der Haushaltung und des täglichen Lebens mit feiner Bleistiftschrift zahlreiche Gedichte eingeschrieben. Dann aber stießen wir auf zerstreute lose Blätter von jeder Form und Größe, wie der Zufall sie ihr in die Hand gegeben hatte, um dem Gedanken des

Augenblicks raschen Ausdruck zu verleihen. In jungen Jahren war ihr wohl hie und da die Anregung gekommen, ihr Talent berufsmäßig auszubilden; ob sie selbst dazu geneigt war, weiß ich nicht, jedenfalls scheiterte die Ausführung an dem Widerspruche ihres Vaters, der kein Gefallen an einer schriftstellernden Tochter haben mochte. Vermutlich weil das geistreiche Treiben der Geschwister seiner Frau so gar nicht nach seinem Geschmack war. Wir Kinder hatten den Vorteil davon, denn nun bildete der häusliche Pflichtenkreis den nächsten und vornehmsten Gegenstand ihres Interesses. Die reiche Phantasie aber, die in ihr lebte, und die Fülle der Empfindung diente dazu, ihr bescheidenes Wirken zu verklären. So hat sie auch mir den Sinn für die Schönheit unserer Dichterwerke geöffnet. Noch heute erinnere ich mich, wie sie mir zum ersten Male den Erlkönig vorlas. Ihre Art zu lesen — und sie hat uns viel vorgelesen, Poesie und Prosa, Ernstes und Heiteres, Wisemans Fabiola und den Taugenichts von Eichendorff — war überaus sympathisch, ohne deklamatorische Kunst, aber mit feinem Verständnis, und darüber lag es wie ein Hauch leiser Wehmut oder Melancholie. Die Gabe, sich nach außen rasch geltend zu machen, besaß sie nicht; auf die Dauer aber konnte sich niemand, der sie kennen lernte, ihrem geistigen Einfluß entziehen. Noch ein anderes hing damit zusammen: mit der Selbständigkeit ihres Urteils stand das Bedürfnis, sich anzulehnen, gleichsam Schutz zu suchen, in eigentümlichem Gegensatz. Gerade dies aber mußte sympathisch wirken. Wir Kinder hingen mit unbegrenzter Liebe und Verehrung an ihr; ihr Wort galt uns als Evangelium, nicht weil wir ihren Zorn gefürchtet hätten, obwohl es ihr an Temperament nicht fehlte,

sondern weil wir die überlegene Persönlichkeit fühlten und anerkannten. Die häuslichen Verhältnisse waren bescheiden, wobei aber zu bedenken ist, daß die Ansprüche, die man bis tief in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein in Deutschland und erst recht in meiner damals so kleinen und stillen Vaterstadt an das Leben machte, viel geringer waren als heutzutage. Zur Zeit meiner Geburt gab es weder Eisenbahnen noch Telegraphen; die Bahn nach Frankfurt oder vielmehr nach Sachsenhausen wurde erst 1845, die Brücke über den Main noch später eröffnet. Die ersten, die ihre Tragkraft erprobten, waren die Darmstädter Chevaulegers, als sie im September 1848 wegen der in Frankfurt ausgebrochenen Unruhen eilig dorthin berufen waren und der kürzeren Entfernung wegen den Ritt über die eben fertig gewordene Brücke wagten. Wer eine Nachricht schnell befördert haben wollte, bediente sich eines Schnelläufers. Der Mann hieß Bajus. Er war es, der für einen Kronentaler die Kunde von der Geburt des Enkels zu den Großeltern in Frankfurt brachte. Industrie war noch fast zwei Jahrzehnte lang nicht vorhanden; reiche Leute gab es kaum, die oberste gesellschaftliche Schicht bildeten die höheren Beamten.

Wir litten keinen Mangel, aber von Luxus war nicht die Rede. Unser Hauptvergnügen bestand in Spaziergängen in den schönen Wäldern der Umgebung. Eingekehrt wurde dabei fast nie, am wenigsten dann, wenn ein Konzert dazu einladen sollte, daher wir uns schon als Kinder die Formel gebildet hatten: Wo Musik ist, geht man nicht hin, womit aber keineswegs eine Absage an die Musik überhaupt gemeint war.

Anders sah es freilich in Frankfurt aus. Die Verwandten

lebten dort zum Teil in glänzenden Verhältnissen, aber unter dem Einfluß der Mutter beneideten wir sie weder darum noch ließen wir uns davon imponieren. Nur als arme Verwandte wollten wir nicht behandelt werden, und ich erinnere mich, daß Einladungen von einer Seite her, wo solche Gesinnung bestanden haben mochte, in unauffälliger Weise vorgebeugt wurde. Wo aber kein Anlaß zu solch einem Verdachte vorlag, da verkehrten wir oft und gern, so vor allem bei der gleichfalls seit 1851 verwitweten Großmutter, bei der wir gewöhnlich an Weihnachten und Ostern verweilten; die Sommerferien aber verbrachten wir am liebsten bei der Tante Marie in Rödelheim, dem Brentanoschen Landsitze, der uns der Inbegriff alles Schönen und Herrlichen zu sein schien. Der Garten stieß an die Nide, wie wir mit dem Volksmunde den kleinen Fluß nannten, der aber eigentlich Nidda hieß; gleich oberhalb war ein Mühlenwehr, von dem das Wasser schäumend und brausend herabstürzte. Eine schmale Brücke führte auf das andere Ufer zu dem „Petrihäuschen", so genannt nach dem früheren Besitzer, der vielleicht das Urbild des Fischers Petrus im Märchen vom Müller Radlauf gewesen war. Äußerlich in seiner früheren Gestalt erhalten, war es innen wohnlich und geschmackvoll ausgestattet. Durch bunte Scheiben sah man den nahen Wasserfall in verschiedenen Farben. In dem Park, an dessen Eingang das Herrschaftshaus stand, dehnten sich weite Rasenflächen aus, von Gruppen alter Bäume malerisch unterbrochen. Ganz am Ende war ein mit Buchenhecken angelegter Irrgarten, für uns Kinder der Gegenstand des größten Interesses, bis wir den Schlüssel des Geheimnisses entdeckt

hatten. Auch waren da zwei Pfauen, darunter ein weißer, die radschlagend daherstolzierten. Georg Brentano, einer der Brüder meiner Großmutter, war der Schöpfer dieser Herrlichkeiten gewesen. Tante Marie war die älteste Schwester meiner Mutter, die ihren Vetter Louis Brentano geheiratet hatte. Frühzeitig leidend, starb sie bereits im Jahre 1859. Die jüngere Schwester hatte im Jahre 1849 den zum Parlament nach Frankfurt gekommenen Hannoverschen Advokaten und geistreichen satirischen Schriftsteller Hermann Detmold geheiratet, der dann in einem der Reichsministerien das Justizportefeuille übernahm und nach dem Scheitern der damaligen Einigungsversuche Hannover beim Bundesrat vertrat. Als Preußen nach dem Tage von Olmütz wieder in den Bund eintrat, wurde Detmold, weil in Berlin besonders mißliebig, von dieser Stelle abberufen und ging mit seiner Familie nach Hannover zurück, wo er 1856 starb. Von den Brüdern meiner Mutter war der ältere Rechtsanwalt und dabei in städtischen Anstalten und Unternehmungen tätig, der jüngere Kaufmann.

Die Verwandten meines Vaters lebten zum großen Teile in Aschaffenburg. Ihre Verhältnisse waren den unseren ähnlich, vielleicht noch bescheidener, aber mit Humor und Gelassenheit schlug man sich durch. Der zahlreichen Jugend, die das dortige Haus belebte, war große Freiheit gelassen, die sie aber meiner Erinnerung nach nur insofern mißbrauchte, als sie sich dem schulmäßigen Lernen tunlichst zu entziehen suchte. Namentlich den ältesten unter den noch lebenden Brüdern meines Vaters, der, selbst unverheiratet, den Mittelpunkt des dortigen Hauswesens bildete, liebten und verehrten wir.

Den ersten Unterricht empfing ich in einer sechsklassigen Privatschule, in der aber, wie auf dem Gymnasium, Latein, später auch Griechisch und Mathematik die Hauptfächer bildeten. Auf Turnen und Spielen im Freien wurde viel Gewicht gelegt; einer der Leiter gehörte selbst dem Turnverein als eifriges Mitglied an; auch herrschte — vielleicht im Zusammenhange damit — ein gewisser demokratischer Zug. Gleich anfangs war mir eingeschärft worden, das „von" auf meinen Schulheften wegzulassen. Die unfreundliche Gesinnung gegen die katholische Minderheit, zu der ich gehörte, trat im Unterricht nur hie und da, öfter im Verkehr der Schüler untereinander hervor. „Katholischer Kreuzkopf" war ein Schimpfwort, an das ich mich gewöhnen mußte. Den Unterricht in der Religion erhielten wir zuerst in den Räumen der katholischen Volksschule mit den anderen Schülern zusammen, später in der Anstalt selbst durch einen der Kapläne. Wir verdankten diese Verbesserung meiner Mutter, auf deren Vorstellung hin der vortreffliche, allgemein geachtete Pfarrer und Oberstudienrat Dr. Lüft, vormals Professor an der Universität in Gießen, die erforderlichen Maßnahmen veranlaßt hatte. Dieser war ein warmer Freund und treuer Ratgeber unseres Hauses, wissenschaftlich gebildet, gemessen, ernst, aber versöhnlich in seinen Formen, so daß auch Andersgläubige gern mit ihm verkehrten. Von den jüngeren Herren muß ich dankbar des Kaplans, späteren Pfarrers und Dekans Beyer gedenken. Er war mein Religionslehrer in der Schule, trug mir dann aber auch auf Wunsch meiner Mutter zu Hause zur Ergänzung des Schulunterrichts einzelne Kapitel der Geschichte vor, in

denen der konfessionelle Standpunkt zur Geltung kommen mußte. Meine Mutter pflegte diesen Lehrstunden mit Interesse beizuwohnen. Wiederholt hat sie geäußert, daß sie zwar von früh auf zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten angeleitet worden sei, daß sie den Inhalt der katholischen Lehre aber erst durch den Unterricht der eigenen Kinder kennen gelernt habe. Sie war fromm, innig fromm von Kindheit an, aber zugleich eine durchaus tätige Natur, der es nicht genügte, ihren Gefühlen nachzuhängen. Wofür ihr Herz schlug, dafür wollte sie auch wirken. Als wir Kinder herangewachsen und auf ihre unausgesetzte Sorge weniger angewiesen waren, wurde es ihr Bedürfnis, sich neue Ziele der Tätigkeit zu setzen. In wachsendem Maße ließ sie sich die Interessen der katholischen Gemeinde angelegen sein, bei der Gründung und Einrichtung einer Mädchenschule, bei der Berufung der Barmherzigen Schwestern war sie beteiligt, dem Wohltätigkeitsverein unter dem Schutze der heiligen Elisabeth und dem Verein christlicher Mütter hat sie bis in ihr letztes Lebensjahr als tätigstes Mitglied angehört und als Präsidentin vorgestanden.

Vom Herbst 1856 an besuchte ich das Gymnasium. Da es damals in Hessen noch keine allgemeine Wehrpflicht und daher auch keine Berechtigung zum einjährigen Dienst gab, war die Schülerzahl eine beschränkte. In den oberen Klassen waren es deren zwanzig bis dreißig, was für den Unterricht nur förderlich sein konnte. Der Lehrplan hatte durchaus das alte humanistische Gepräge. Tüchtige Schulmänner waren bestrebt, uns ohne allzu viel Pedanterie in den Geist des Altertums einzuführen. Von den neueren Sprachen war das Fran-

zösische obligatorisch, daneben war Gelegenheit geboten, nicht nur das Englische, sondern auch das Italienische zu erlernen. Ich entschloß mich zu beiden Sprachen; daß ich es sehr weit darin gebracht hätte, will ich freilich nicht behaupten. Sehr ungenügend war, zumeist in den oberen Klassen, der Unterricht in der Mathematik, und es ist mir auch später trotz verschiedentlicher Ansätze nicht gelungen, die dadurch entstandene Lücke zu ergänzen. Den Religionsunterricht erhielten wir Katholiken gemeinsam mit Schülern der benachbarten Oberrealschule oder Gewerbeschule, wie sie damals hieß, in den Räumen der letzteren durch den trefflichen Kaplan Beyer, der als Sohn eines Lehrers ein ausgesprochenes Lehrtalent besaß. Übrigens waren unser nur wenige; in den letzten Jahren war außer mir nur ein einziger Katholik in meiner Klasse. Er entstammte sehr bescheidenen Verhältnissen und sollte Geistlicher werden. Mit geringer Begabung und noch geringerem Lerneifer machte er das Gymnasium durch, trat in das Mainzer Seminar ein und wurde Priester, wirkte ein paar Jahre in der Seelsorge, um sich dann zu verheiraten und Pfarrer einer süddeutschen altkatholischen Gemeinde zu werden.

In konfessioneller Beziehung wahrten die protestantischen Lehrer den richtigen Takt. Als ich einmal, da uns die Wahl des Themas freigestellt war, einen Aufsatz über Gregor VII. verfaßt und als Motto den Schillerschen Vers darüber geschrieben hatte: „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen," erblickte der würdige Professor Ernst Zimmermann hierin nicht etwa eine Herausforderung, die ihn veranlaßt hätte, den jugendlichen

Heißsporn zurechtzuweisen, sondern begnügte sich mit ein paar zutreffenden Worten über Parteistandpunkt und objektive Geschichtschreibung.

Daß von den Lehrern des Gymnasiums der eine oder andere einen größeren Einfluß auf mich gewonnen hätte, weiß ich mich nicht zu erinnern. Aber auch den Mitschülern stand ich nicht nahe. Ich war unter ihnen still und zurückhaltend und brachte die freie Zeit im engsten Kreise der Familie und der wenigen näheren Freunde unseres Hauses zu; diesen gehörte in erster Linie die Familie von Biegeleben an. Sie stammte aus Westfalen und war von dort, als die ehemals kurkölnische Landschaft vorübergehend eine hessische Provinz geworden war, nach Darmstadt gekommen. Drei Söhne folgten dem Vater im hessischen Staatsdienst. Von ihnen war der älteste im selben Jahre wie mein Vater gestorben. Da seine Frau ihm schon mehrere Jahre früher im Tode vorausgegangen war, widmete sich eine unverheiratete Schwester der Erziehung seiner Kinder. Der zweite, den wir gleich den Familienangehörigen „Onkel Max" zu nennen pflegten, war im Finanzwesen tätig und stand später eine Zeitlang an der Spitze des hessischen Finanzministeriums. Der jüngste Bruder, Arnold, war Diplomat, zuletzt Gesandter beim Bundestage in Frankfurt. Er gehörte zu denen, die im Jahre 1866 in den „Drei Mohren" in Augsburg den alten Deutschen Bund begruben. Ein anderer Bruder, älter als die letztgenannten, war nach Österreich gegangen und lebte in Wien, wo ich ihn später kennen gelernt habe. Mit der Familie von Biegeleben verband uns das katholische Bekenntnis, an welchem die sämtlichen Mitglieder mit Wärme festhielten.

Sie waren die Säulen der kleinen Diasporagemeinde. Daneben verkehrte meine Mutter mit den Damen der Beamtenfamilien, bei denen mein Vater sie seinerzeit eingeführt hatte. Doch war dort, so weit ich mich erinnere, keine gleichaltrige Jugend wie im Biegelebenschen Hause. Ein besonderes Fest waren die im Sommer gemeinsam unternommenen Tagespartien, die entweder zu Fuß oder mittels eines gemieteten Gesellschaftswagens in die Umgebung ausgeführt wurden. Die nötigen Erfrischungen nahm man dabei in der Regel von Hause mit. Einige Jahre verkehrten wir im Hause des Prinzen Karl von Hessen, des Bruders des regierenden Großherzogs, wo meine Schwester zu der Prinzessin Anna, mein Bruder und ich zum Prinzen Wilhelm eingeladen wurden. Als ich dort gelegentlich von der Autographensammlung erzählte, die ich auf Veranlassung meiner Mutter begonnen hatte, waren die beiden eifrig bemüht, mir Handschriftliches von fürstlichen Persönlichkeiten zu verschaffen. Ich habe darüber schon einmal im „Hochland“ berichtet. Noch muß ich eines ehemaligen Kollegen meines Vaters gedenken, der auch nach dessen Tod meiner Mutter ein treuer Freund geblieben war. Hofgerichtsrat Frey war Junggeselle, und über sein Äußeres, insbesondere über das kurze Radmäntelchen, das er mit Eleganz über die Schulter zu werfen wußte, pflegten wir Kinder wohl etwas zu lächeln, aber dabei war er klug und hilfsbereit. Namentlich interessierte er sich für uns Knaben. Ich erinnere mich, daß er — ich mochte damals etwa zwölf Jahre alt sein — mich fragte, was ich werden wolle. Statt meiner antwortete die Mutter, ich wolle Professor werden. Das schien ihm sehr einzuleuchten, und er pries

mir nach Kräften die Vorzüge dieses Standes. Als er sich entfernt hatte, sagte die Mutter zu mir: „Weißt du, der Onkel Savigny (der Begründer der historischen Rechtsschule hatte die älteste der Brentanoschwestern geheiratet) war auch ein Professor, sogar ein berühmter, und nachher ist er Minister geworden.“ Auf meine jugendliche Phantasie hat das sicher Eindruck gemacht, meine Berufswahl hat es nicht beeinflußt, denn dann hätte ich ja Jurist werden müssen. Aber zweifellos haben die Familienbeziehungen meiner Mutter auf meine Entwicklung eingewirkt. Sie lenkten meinen Blick frühzeitig über die nächste Umgebung hinaus in eine größere, von mannigfachen Interessen erfüllte Welt und machten mich, wenn auch fürs erste nur in Gedanken, mit hervorragenden Persönlichkeiten bekannt. Als junges Mädchen hatte meine Mutter einen Winter in Berlin im Savignyschen Hause zugebracht, hatte mit den Arnimschen Töchtern enge freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und bei einer ernsten Erkrankung Betiinas werktätige Güte — wohl die schönste Eigenschaft dieser eigenartigen Frau — an sich erfahren. Später, im Jahre 1838, begleitete sie ihren Vater auf einer im Auftrage der freien Stadt Frankfurt unternommenen Reise nach Paris. Dort tat sie sogar einen Schritt in die große Welt; wurde sie auch nicht mit dem Vater von dem König Louis Philippe zur Tafel geladen, so sah sie auf einem Feste, welches der österreichische Botschafter veranstaltete, den Herzog von Namur und „Herrn Thiers, einen kleinen Mann, den man gar oft in den Zeitungen liest“, wie sie in ihr Tagebuch vermerkte, und ein andermal, bei Rothschild, den Marschall Soult. Von dem allem erzählte

sie oft und gern. Auch besaßen wir Kinder ein Exemplar der Kinder- und Hausmärchen, in welches Wilhelm Grimm die eigenhändige Widmung eingetragen hatte: „Lieben, unbekannten Kindern, deren Großmutter ich schon vor 40 Jahren gekannt habe, nebst einem Gruß an ihre Mutter.“ Aus solchen Erinnerungen heraus war ihr vermutlich auch der Plan meiner Autographensammlung entsprungen. Eine besondere Förderung fand dieselbe unter anderm bei der Großmutter in Frankfurt. Sie schenkte mir zwei Briefe von Clemens Brentano und eine Unterschrift von Bischof Sailer, von dem ich sie oft und mit Liebe und Verehrung reden hörte; bei ihr lernte ich Marianne Willemer (Goethes Suleika) kennen, von der ich zwei Briefe des Dichters erhielt. Auch der geistvolle Maler Eduard Steinle verkehrte bei ihr, einige seiner schönsten Kompositionen hat er für Mitglieder der Familie entworfen.

Im Herbst 1858 folgte ich einer Einladung der Tante Detmold nach Hannover, wo damals in leicht erreichbarer Nähe große Manöver stattfanden. Ich sah dort den blinden König im Wagen und den jugendlichen Kronprinzen, späteren Herzog von Cumberland, zu Pferd; mehr aber als das glänzende militärische Schauspiel erfreute mich eine Fußreise, die ich mit gleichaltrigen Kameraden in das Wesergebirge unternahm und die für uns dadurch einen ganz besonderen abenteuerlichen Reiz erhielt, daß wir nur für zwei Tage Barschaft mitgenommen hatten, die Reise aber auf vier Tage ausdehnten. Von den Kameraden erinnere ich mich nur des jungen Credener, dessen Vater Oberbergrat in Hannover war und der selbst später Professor der Geologie in Leipzig wurde. Aber noch einer anderen

Begegnung muß ich gedenken. Als ich an einem Sonntag mit meiner Tante die katholische Kirche verließ, trafen wir mit einem kleinen Herrn zusammen, der sofort ein Gespräch mit der Tante begann, während dessen ich langsam weiter ging. Als sie mich wieder eingeholt hatte, nannte sie mir den Namen, es war Windthorst, und ich habe mich später, als seine katholische Überzeugung in Frage gezogen wurde, gern daran erinnert und auch andern erzählt, daß es der Weg zur Kirche gewesen, auf dem ich ihn zum ersten Male getroffen hatte.

Mehr noch brachte mir das folgende Jahr. Auf Veranlassung der Großmutter unternahm ich mit meinem Bruder eine Rheinreise, die uns bis nach Köln führen sollte und für welche sie uns einen Brief an August Reichensperger mitgab. Gleich vielen Mitgliedern des Parlaments hatte dieser im Hause meines Großvaters, ebenso wie bei anderen angesehenen Frankfurter Familien verkehrt. Wir fuhren mit der Eisenbahn von Frankfurt nach Mainz und von da mit dem Dampfboot rheinabwärts bis Köln. Es war zum ersten Male, daß ich die herrliche Landschaft sah, die mir dann später so nahe ans Herz wachsen sollte. Ich habe davon schon früher anderswo erzählt. ‚In Köln stiegen wir im Pariser Hof ab, von dem es im Bädeker hieß, daß er viel von katholischen Geistlichen besucht werde. Das schien uns eine gute Empfehlung zu sein, aber sie erwies sich als trügerisch. Bis tief in die Nacht war Musik in den unteren Räumen, so daß wir trotz der Ermüdung von der Reise nicht schlafen konnten. Schon gleich nach der Ankunft hatten wir den Appellhofplatz aufgesucht, wo August Reichensperger damals wohnte, und da wir ihn nicht zu Hause

trafen, den Brief der Großmutter dort zurückgelassen. Am anderen Morgen gingen wir wieder hin und wurden aufs herzlichste empfangen. Wir durften nicht länger im Hotel wohnen bleiben, sondern mußten die Gastfreundschaft seines Hauses genießen.‘ Und was mehr war, Reichensperger ging mit uns in den Dom; mit verständigen Worten erläuterte er die Eigenart der gotischen Baukunst und ließ uns das damals noch weit von der Vollendung entfernte Meisterwerk bewundern. Auch auf den Unterschied der alten und der von König Ludwig von Bayern geschenkten neuen Glasfenster machte er uns aufmerksam, und wir waren sogleich bereit, mit ihm den älteren den Vorzug zu geben. Zum Schlusse führte er uns in das nördliche Querschiff, um uns das Fenster zu zeigen, welches zur Erinnerung an Joseph Görres von Freunden und Verehrern gestiftet worden sei. Der Name war mir neu. Wohl kannte ich Guido Görres von dem Festkalender her, den er mit Pocci zusammen herausgab, von seinem viel bedeutenderen Vater hörte ich jetzt zum ersten Male. Noch klingen mir die Worte meines Führers im Ohr, Görres wäre der größte Deutsche geworden, wenn er sich hätte mäßigen können. Die Rückreise machten wir mit der Eisenbahn bis Koblenz und von da, wo sie damals ihr Ende fand, zu Fuß bis Boppard. Hier verlebten wir zwei oder drei vergnügte Tage mit „Tante Jenna“ Biegeleben, der früher erwähnten, unverheirateten Schwester, welche sich der Kinder ihres verstorbenen Bruders angenommen hatte, und die mit Anna, ihrer jüngsten Pflegetochter, dort zum Sommeraufenthalt weilte. Wir durchstreiften die schöne Gegend, fuhren im Kahne über den Rhein und besuchten das alte freund-



Der Verfasser als Kind.



liche Bornhofen. Dann ging es heimwärts, mit dem Dampfboot nach Mainz und von da über Frankfurt nach Hause. Zwei Dinge waren es, die ich von der Rheinreise mitbrachte, Begeisterung für die Gotik und eine freilich recht unbestimmte Verehrung für Joseph Görres. Die letztere sollte noch im gleichen Jahre eine weitere Stütze finden. Im November 1859 wurde fast überall in Deutschland Schillers hundertjähriger Geburtstag gefeiert. Auch unser Gymnasium beteiligte sich daran durch einen Festakt, in welchem von Schülern — ich gehörte dazu — die Chöre aus der Braut von Messina deklamiert wurden und der Professor eine Rede hielt. Der überall zur Schau getragene Schillerenthusiasmus war nicht nach dem Sinne des alten Franz Sausen, der damals das ‚Mainzer Journal' redigierte. In einem grimmigen Artikel führte er aus, „wenn die Deutschen eine Säkularfeier begehen wollten, sollten sie warten bis zum Jahre 1876, wo hundert Jahre seit der Geburt des großen Görres verflossen sein würden". Das merkte ich mir.

Einen anderen wahrhaft großen Mann war es mir vergönnt schon in frühen Jahren persönlich kennen zu lernen. Es war der Bischof von Mainz, Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler. Eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt ragt er in meine Jugenderinnerungen hinein, seitdem ich ihn zum ersten Male am Krankenbette meines Vaters getroffen hatte. Oft und oft habe ich den Kirchenfürsten in das Gotteshaus meiner Vaterstadt einziehen, oft und oft die Kanzel besteigen sehen, nie habe ich auch später einen Redner gehört, der bei völligem Verschmähen aller gesuchten Kunstmittel so gewaltige Wir-

kungen erzielte. Aus dem Zentrum einer unerschütterlichen, im Glauben gefestigten Überzeugung, aus der Glut christlichen Empfindens und heiliger Liebe zu den Seelen strömten da wie von selbst die uralten und doch ewig neuen Wahrheiten, riesengroß wuchsen sie vor der Seele des Zuhörers, entwickelten und entfalteten sich, bis wir alle im tiefsten Innern ergriffen, fortgerissen, gefestigt waren. Nie versäumte er, in die Schule zu kommen. Auch die in den verschiedenen Lehranstalten der Stadt verstreuten Schüler wurden zusammenberufen; seine Fragen, seine ermunternden oder strafenden Worte hinterließen einen tiefen Eindruck.

Die Sommerferien 1860 brachten mir wieder eine Reise, diesmal in Begleitung des früher genannten Kaplans Beyer, meines Lehrers und Freundes. Über Ulm und Augsburg, an beiden Orten die Sehenswürdigkeiten fleißig aufsuchend, fuhren wir nach München, wo wir die Gastfreundschaft des alten Staatsrats von Pelkhoven genossen, dessen verstorbene Gattin eine Schwester meines Vaters war. In zwei Briefen an meine Mutter, die noch vorhanden sind, habe ich ausführlich und mit der ganzen Begeisterung eines Siebzehnjährigen über die Herrlichkeiten der Kirchen und der Kunstsammlungen berichtet. Meiner Vorliebe für die Gotik blieb ich treu, obwohl dieselbe durch die einzige von König Ludwig in diesem Stil erbaute Kirche in der Vorstadt Au keine Nahrung fand. Offenbar wirkte die Belehrung August Reichenspergers noch nach, hauptsächlich in der abfälligen Beurteilung der schönen Glasfenster. Bei der Besichtigung der Kirche trafen wir mit einem Geistlichen zusammen, der uns dann noch nach dem sehenswerten,

für mich insbesondere durch die Grabstätte von Joseph Görres anziehenden Gottesacker begleitete. Wie sich unterwegs herausstellte, war unser Begleiter kein anderer als Professor Janssen aus Franfurt am Main, der nachmals durch seine „Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters" in den weitesten Kreisen berühmt geworden ist. Als er erfahren hatte, wer und woher ich sei, forderte er mich auf, ihn in Frankfurt zu besuchen. Aber die Bemühungen, die ich in dieser Richtung machte, hatten nur selten Erfolg. Es war schwer, bei dem Vielbeschäftigten Einlaß zu finden. Von München begaben wir uns zuerst nach Oberammergau zum Besuche des Passionsspiels. Soviel ich mich erinnere, war der Eindruck, den ich davon empfing, kein besonders tiefer und noch weniger ein harmonischer, wozu die äußeren Umstände wesentlich beitrugen. Zwar hatte der Fremdenstrom noch nicht die spätere Ausdehnung angenommen, aber dafür waren auch die Vorkehrungen für Beherbergung und Bewirtung der Zuschauer mehr als primitiv. Die gedeckte Halle bestand noch nicht, man saß unter freiem Himmel oder richtiger unter den Regenschirmen, von denen den ganzen Tag das Wasser herabträufelte. Von Oberammergau gingen wir zu Fuß nach Partenkirchen und von da über Mittenwald und Scharnitz hinunter ins Inntal. Ich war zeitlebens ein eifriger Fußgänger. Mit Schulkameraden oder dem ältesten der Aschaffenburger Vettern hatte ich mehrere Teile des Odenwaldes oder des Spessarts durchwandert, aber für die ernste Schönheit der eigentlichen Bergwelt ist mir erst später das Verständnis aufgegangen. Über Innsbruck, wo wir kurzen Aufenthalt nahmen, ging es zurück nach München und

von da sogleich weiter über Regensburg, Nürnberg, Bamberg nach Hause. In Regensburg versäumten wir nicht, das Grabmal des Bischofs Sailer aufzusuchen. Nürnberg hatte damals noch den alten Charakter völlig bewahrt. Mit seinen Mauern und Türmen, seinen prächtigen Kirchen und altertümlichen Häusern versetzte es den Beschauer zurück ins Mittelalter.

Im Herbst des gleichen Jahres verlobte sich meine Schwester Gisbertha mit Engelbert von Biegeleben, dem zweiten Sohne seines den gleichen Vornamen führenden, früh verstorbenen Vaters, des ältesten der oben erwähnten vier Brüder. Daß meine liebe ältere Schwester nicht mehr ganz und allein uns gehören sollte, wollte mir zuerst gar nicht in den Sinn. Je näher ich aber meinen Schwager kennen lernte, seinen klaren Verstand, sein ruhiges Urteil und seine vornehme Gesinnung, desto mehr empfand ich seinen Eintritt in unseren engeren Kreis als eine glückliche Bereicherung. Die Beziehungen zwischen den beiden Familien wurden dadurch natürlich noch fester geknüpft.

Inzwischen hatte ich das Gymnasium bis zur obersten Klasse mühelos durchlaufen. Neben den pflichtmäßigen Arbeiten hatte ich Zeit zu mannigfacher Lektüre. So vertiefte ich mich unter anderem in Fr. Schlegels Vorlesungen über alte und neue Literatur. Auch meine Liebe zu Shakespeare entstammt dieser Zeit. Oft begleitete er mich auf meinen Spaziergängen in die heimatlichen Wälder. Daß ich mir als Führer durch die deutsche Literaturgeschichte Wolfgang Menzel erwählt hatte, entsprach meiner Sinnesrichtung, hat mir aber auch wohl nicht geschadet und mich nur vor einem übertriebenen

Kultus unserer Dichterheroen bewahrt. Allzu einseitiges Urteil habe ich später auf das richtige Maß zurückzuführen gelernt. Mit großem Interesse las ich die Schriften von Wiseman und Newman, welche eben damals bei Bachem in Köln in deutscher Übersetzung erschienen. Zugänglich gemacht wurden sie mir durch „Tante Toni" in Frankfurt, die bejahrte Witwe des längst verstorbenen Franz Brentano, des ältesten unter den vielen Geschwistern. Sie war es, die zuerst und wohl allein unter den Frankfurter Verwandten geistig Anteil nahm an der erstarkenden katholischen Bewegung.

Aber was sollte es nun weiter geben? Die Zeit nahte heran, wo ich mich fürs Leben entscheiden mußte. Die Beamtenlaufbahn im hessischen Staatsdienst lockte mich nicht, noch weniger der Besuch der Universität in Gießen, wohin herkömmlicherweise der Weg von den hessischen Gymnasien zu führen pflegte. Durch meinen Verkehr mit Geistlichen war ich immer wieder auf die Philosophie hingewiesen und mir eine feste philosophische Grundlage als beste Mitgift für jede Berufstätigkeit empfohlen worden. So stand es auch in Schleinigers Grundzügen der Beredsamkeit, die ich damals studierte, ohne daß mir aber von der dort entwickelten Technik etwas geblieben wäre.

Zum ersten Male setzte jetzt der Einfluß ein, der sich demnächst so bedeutungsvoll für mein Denken und meine Lebensgestaltung erweisen sollte. Er kam von Franz Brentano, dem älteren Sohn von Christian Brentano, welcher der jüngste Bruder meiner Großmutter war. Christian Brentano hatte in Aschaffenburg gelebt und war dort im gleichen Jahre wie mein

Vater gestorben. Gekannt habe ich ihn nicht, aber in der Familie hieß es, daß er es über dem Reichtum seiner Talente nicht zu einem wirklichen Beruf oder einer einheitlichen Tätigkeit gebracht habe. Noch zeigte das von ihm bewohnte, hoch über dem Main gelegene Haus, zu dem man durch einen großen Hof gelangte, die Spuren seiner malerischen Versuche. Mit Franz Brentano hatte ich bisher, obwohl ich ihn bei dem häufigen Ferienaufenthalt bei den Hertlingschen Verwandten in Aschaffenburg gesehen hatte, ein näheres Verhältnis nicht. Die beiden Familien teilten die gleiche religiöse Grundanschauung und verkehrten freundschaftlich miteinander, aber die Interessen des Brentanoschen Hauses waren doch ganz andere und ebenso auch die Art, sich zu geben; bei Franz kam mir gegenüber auch der Altersunterschied zur Geltung, wie das in jenen Jahren zu geschehen pflegt. Auch hatte sein Äußeres, das gescheitelte, zu beiden Seiten in Locken herabfallende Haar für mich etwas Fremdartiges. Seitdem er die Lehranstalten seiner Vaterstadt absolviert hatte, war er mir aus dem Gesichtskreis verschwunden; jetzt hörte ich, er studiere zurzeit in Münster und wolle dort bei dem sehr angesehenen Professor Clemens promovieren. Insbesondere seine Mutter, eine geistig bedeutende, sehr lebhafte Frau — sie war es, der das Hauptverdienst bei der ersten Gesamtausgabe der Clemens Brentanoschen Schriften zukommt —, riet mir dringend, diesem Vorbild nachzuahmen und gleichfalls nach Münster zu gehen. Der Entschluß war bald gefaßt und die Ausführung noch dadurch um einen Schritt erleichtert, daß mir Franz, der sich neuerdings entschlossen hatte, im Sommersemester nicht nach Münster zu gehen, seine dortige Wohnung empfahl.

Im übrigen gehörte ich, wie an dieser Stelle eingeschaltet werden mag, zu den Mitgliedern der Familie, für welche der Name Brentano einen besonderen Klang hatte, und die in dem verwandtschaftlichen Zusammenhang mit den berühmten Trägern desselben einen Vorzug, wenn nicht gar den Anspruch auf ein größeres oder geringeres Maß eigener Genialität erblickten. Zwar von Bettina wollte ich frühzeitig nichts wissen. Gelesen hatte ich nichts von ihr, aber ihre Freigeisterei, von der ich gehört hatte, stieß mich ab. Für Clemens aber schwärmte ich. Mit seinen Märchen war ich aufgewachsen, und auch als ich dem Kindsalter entrückt war, bewunderte ich sie. Das Rheinlied „Des Müllers Radlauf" sangen wir nach einer Melodie, die die Mutter uns gelehrt hatte. Sie stammte angeblich von dem Dichter selbst und ist wohl niemals aufgeschrieben worden. Als dann die Gesamtausgabe der Werke Brentanos erschien, die, wie es auf dem Titelblatt heißt, von Christian Brentano, hauptsächlich aber von seiner Gattin Emilie besorgt war, und die noch auf dem Gymnasium bandweise in meine Hände kam, vertiefte ich mich auch in andere seiner Schriften. Durch die Lektüre der von Emilie Brentano verfaßten Lebensbeschreibung geriet ich ganz und gar in den Bann der legendarischen Auffassung, welche sich in katholischen Kreisen festzusetzen begonnen hatte, seit der Berührung des Dichters mit Katharina Emmerich. Überhaupt waren es damals nur diese letzteren, welche sein Andenken hochhielten. Die öffentliche Meinung war längst ihm und der Romantik im ganzen abhold geworden. Ich erinnere mich, daß der Frankfurter Gymnasiallehrer Konrad Schwenk in dem Frankfurter Journal Distichen zur deutschen Literatur veröffentlichte. Das verwerfende Urteil über

Arnim und Brentano, welcher in einem dieser Distichen ausgesprochen war, empörte mich, und ich habe es wohl gerade darum im Gedächtnis behalten; aber ich will es der verdienten Vergessenheit nicht entreißen, indem ich es hier mitteile. Um so mehr erfreute es mich, als ich später bei meinen Freunden in Westfalen und am Rhein Liebe und Verständnis für meinen so sehr verehrten Großoheim antraf. Die Mutter teilte meine Schwärmerei nicht, obwohl sie die Schönheit einzelner Gedichte Brentanos zu schätzen wußte. Schon bei den Märchen mißfiel ihr die zu weit getriebene tolle Laune. Auch der persönliche Eindruck, den sie bei den seltenen Begegnungen in Frankfurt gewonnen hatte, war nicht günstig gewesen. Vielleicht fühlte sie, die eine durchaus wahre Natur war und insbesondere Aufrichtigkeit gegen sich selbst aufs strengste forderte, instinktiv die innere Unwahrheit des unglücklichen Mannes, von dem einmal Wilhelm Grimm schrieb, es ängstige ihn, daß er selbst nicht wisse, was seine wirkliche Gesinnung sei. Aber diese Einsicht ist mir erst viel später gekommen; bis tief ins Mannesalter hielt bei mir die in der Kindheit begründete verehrungsvolle Sinnesweise an.

Zweites Kapitel.

Lehr- und Wanderjahre.

1861—1867.

Am 13. April 1861 fuhr ich nach glücklich bestandener Abgangsprüfung bei hellem Sonnenschein mit dem Dampfschiff rheinabwärts nach Köln. Dort brachte ich den Abend und den größten Teil des nächstfolgenden Tages — eines Sonntags — zu. Im Hause Reichensperger, wo ich alsbald Besuch machte, wurde ich freundlich begrüßt. Unter den Kölner Kirchen war mir von dem ersten Besuche her namentlich St. Kunibert in Erinnerung geblieben, wo uns August Reichensperger die Fenster als vorbildliche Beispiele mittelalterlicher Glasmalerei gezeigt hatte. So ging ich auch jetzt wieder dorthin. Im Dome wohnte ich dem Hochamte bei; der gewaltige Bau entflammte aufs neue meine Begeisterung für die Gotik, dagegen stieß mich die Musik im höchsten Grade ab. Ich weiß nicht, war es nur das Neue und Ungewohnte, Streichinstrumente in der Kirche zu hören, oder hatte man sich in Köln damals noch nicht wieder zu den ernsten kirchlichen Formen zurückgefunden. Spät abends langte ich in Münster an, wo ich im Rheinischen Hof bei „Tüshaus" abstieg. In der Frühe weckte mich ein unaufhörliches Geklapper auf der Straße, das ich mir nicht zu deuten wußte. Es waren, wie ich alsbald erkannte, die Holzschuhe, deren sich das Gesinde und die arbeitende Bevölkerung ganz allgemein bedienten. Mein erster Gang war zur Akademie;

die Förmlichkeiten waren bald erfüllt, ich war „civis academicus“, wie ich nicht ohne Stolz nach Hause schrieb. Auch die Wohnungsfrage war bald gelöst; ich nahm ohne lange Überlegung die Zimmer, welche Franz Brentano und vor ihm der Mainzer Domkapitular Dr. Haffner bewohnt hatte, als er sich vorübergehend in Münster aufhielt. Meine Wirtin war eine ältere Dame gebildeten Standes, die Witwe eines höheren Beamten. Ich war mittags und abends ihr Tischgenosse und sie war mütterlich um mich besorgt. Die Stadt mit ihren vielen Kirchen und den wohlerhaltenen mittelalterlichen Häusern am Prinzipalmarkt, besonders dem prachtvollen Rathaus, imponierte mir gewaltig. Zu meinen Fenstern schaute der hohe Lambertiturm herein, an dem damals noch die eisernen Käfige aus der Wiedertäuferzeit hingen.

Ich hörte Vorlesungen bei Professor Clemens, Methaphysik und ein zweistündiges Publikum über Moralphilosophie, die Erklärung des platonischen Phaedon bei dem würdigen Winiewski, Geschichte der Philosophie bei Schlüter und Geschichte der Kreuzzüge bei dem Privatdozenten Niehues, doch habe ich die dunkle Erinnerung, daß ich nicht alle bis zum Ende regelmäßig besucht habe. Clemens war ein vortrefflicher Lehrer, von ihm habe ich später die Einrichtung meiner eigenen Vorlesungen übernommen. Er gab zuerst ein kurzes Diktat, das er sodann in freier Rede erläuterte. Als erster hatte er unter den deutschen Hochschullehrern den Faden der mittelalterlichen Philosophie wieder aufgenommen; als Privatdozent in Bonn war er dabei mit den Güntherianern in Fehde geraten. Daß er sich vorzüglich an Suarez, den berühmten Scholastiker

des 16. Jahrhunderts anlehnte, machte mir natürlich kein Kopfzerbrechen. Mit einer gewissen Spannung sah ich der ersten Vorlesung bei Professor Schlüter entgegen; zwar wußte ich noch nichts von der Freundschaft, die ihn seinerzeit mit der großen westfälischen Dichterin Annette von Droste verbunden hatte, aber schon der Umstand, daß er blind war und sich in seiner wissenschaftlichen Betätigung auf fremde Hilfe und sein getreues Gedächtnis verlassen mußte, gab seiner Persönlichkeit in meinen Augen ein erhöhtes Interesse. Seine Verehrer hatten das Wort geprägt: Das Licht in Münster ist blind. Doch wurden meine Erwartungen nicht ganz erfüllt. Der Vortrag war eintönig und hinterließ mir keine nachhaltenden Eindrücke. Um so größere Freude hatte ich an den von jugendlicher Frische getragenen Vorlesungen von Dr. Niehues. Persönliche Beziehungen gewann ich allein zu Professor Clemens, bei dem mich Franz Brentano eingeführt hatte. Er kam mir vom ersten Tage an mit warmherzigem Interesse entgegen, nicht minder seine Frau, eine Tochter des trefflichen Koblenzer Hermann Joseph Dietz, den Clemens Brentano wegen seiner unermüdlichen Sorge für die Armen den Hausknecht Gottes genannt hatte. Wiederholt war ich bei Clemens zu Tisch; einmal traf ich dort mit August Reichensperger zusammen, der gekommen war, um die münsterschen Akademiker für den Kölner Dombauverein zu gewinnen, ein andermal mit dem durch seine Missionspredigten berühmten Jesuitenpater Haßlacher und zweien seiner Ordensgenossen. Haßlacher war leidend und machte mit seiner tonlosen Stimme einen rührenden Eindruck. Die Namen der beiden andern habe ich vergessen. Die Jesuiten

besaßen damals in Münster zwei Häuser, eines in der Stadt an der grünen Stiege mit der schönen neuerbauten Ignati-Kirche, ein anderes vor „Mauriztor", die dem Grafen Galen als Eigentum gehörige Friedrichsburg. Hier befanden sich Noviziat und Scholastikat und hier weilte zur Zeit auch als Novize Heinrich Pelkhoven, der Sohn meines Münchener Onkels. Natürlich suchte ich ihn auf, aber nach kurzer Begrüßung übergab er mich dem Pater von Doß, der auch sogleich Beschlag auf mich legte und mich zu öfterem Kommen aufforderte. Er war der eigentliche Studentenpater, leitete die marianische Kongregation, welcher eine große Zahl aus der Studentenschaft als Mitglieder angehörten, und war eifrigst bemüht, Einfluß auf den einzelnen zu gewinnen und sie nicht nur vor Fehltritten zu bewahren, sondern auch zu gesteigertem religiösem Leben anzuregen. Auch im Druck hatte er seine „Gedanken und Ratschläge" den „gebildeten Jünglingen zur Beherzigung" vorgelegt. In dem Buche spricht sich sozusagen in jedem Wort seine Eigenart aus. Mit der Zeit lernte ich auch einige Akademiker kennen. Den ersten hatte mir Professor Clemens zugeschickt, der sich für seine rheinischen Landsleute interessierte und insbesondere für solche, die Beziehungen zu seiner Vaterstadt Koblenz besaßen. Der junge Mann hieß Joseph Maria Maur und war der Sohn eines Arztes, der, als er einstmals im Rheine einen mit den Wellen Ringenden erblickte, bei dem Versuche den Unglücklichen zu retten, selbst den Tod gefunden hatte. Wir schlossen uns rasch aneinander an, gedachten auch gemeinsam zu Hause Philosophie zu studieren; doch glaube ich nicht, daß wir darin sehr weit gekommen sind,

und erinnere mich nur, daß ich mir damals die „Elemente der Philosophie von Balmes" und das Werk von P. Kleutgen „Die Philosophie der Vorzeit" angeschafft habe. Clemens hatte das letztere im Kolleg lobend erwähnt, lächelte aber, als ich ihm von meiner Absicht erzählte, das Buch sofort in Angriff zu nehmen; „das sei wohl etwas zu früh," meinte er, und in der Tat habe ich erst viel später den Wert des ausgezeichneten Buches würdigen gelernt. Zu Maur hatten sich dann einige andere Rheinländer hinzugesellt; ich nenne den früh verstorbenen August Lindner aus Koblenz und den Kölner Konrad Ley. Zuletzt trat noch ein Westfale unserm kleinen Kreise bei; es war Theodor Stahl aus Arnsberg, mit dem ich in den nächsten Jahren noch öfters zusammentraf, bis er im Dunkel eines verfehlten Lebens verschwand. Er war spät zum Studium gekommen, da sein Vater, der die bescheidene Stellung eines Gerichtsboten bekleidete, nicht die erforderlichen Mittel besaß, dem Sohne eine wissenschaftliche Ausbildung zu verschaffen und ihn nicht der Gefahr aussetzen wollte, auf halbem Wege stehen bleiben zu müssen. Er gab seinen Widerstand erst auf, als ein hochherziger Gönner, der dem talentvollen Knaben in dem Religionslehrer Sewerin erstanden war, seine Unterstützung anbot. Rasch durchlief Stahl nun die Klassen des Gymnasiums, um nach vorzüglich bestandener Abgangsprüfung einige Zeit Hauslehrer auf einem adligen Schlosse nahe der holländischen Grenze zu werden. Im Jahre 1838 geboren, war er erheblich älter als wir andern und imponierte uns durch seine überlegene Ruhe und sein schon damals sehr ausgebreitetes Wissen. Maur befürchtete nicht ganz mit Unrecht, daß der

später Gekommene ihn und die übrigen bei mir verdrängen werde. In der Tat schloß ich mich immer enger an den älteren Freund an. Wir machten täglich größere oder kleinere Spaziergänge und schwärmten für die gleichen Ideale, wozu neuerdings bei mir die Begeisterung für die Wiederaufrichtung des alten Reiches Herrlichkeit gekommen war, die mich wohl auch gelegentlich zu mehr oder minder gelungenen poetischen Ergüssen veranlaßte. Noch finde ich unter meinen alten Papieren einen kleinen Zettel mit den Worten: Zum Andenken an den 18. Juli 1861 vor Lütgenbeck bei Münster. Darüber stehen die nachfolgenden Verse, die freilich in jeder Zeile den noch nicht Achtzehnjährigen verraten. Zur Kennzeichnung meines damaligen Denkens und Empfindens mögen sie immerhin hier ihre Stelle finden:

Waldesrauschen, Mondesblinken,
Schweigend in der dunklen Nacht,
Wo die weißen Nebel winken
In der nordschen Märchen Pracht,

Sitzend auf der Brücke Steinen,
Deutschland, ach, wir dachten dein!
Durften wir nicht herzlich weinen?
Mußten wir nicht traurig sein?

Und es zündet in den Herzen
Zornesflammen heiß die Nacht
Und der Mond stillt nicht die Schmerzen,
Der so still herniederlacht.

Weh, daß du so tief gefallen,
Du der Länder schönste Zier!
Fluch den falschen Lügnern allen,
Die den Kranz zerblättert dir!

Deutsches Volk, du Schmuck der Erden,
Jetzt so freventlich zerteilt,
Wirds denn nimmer besser werden,
Nimmer dieser Schmerz geheilt?

Ja, noch kannst du fröhlich hoffen,
Denn es nagt ein grimmer Schmerz,
Eine Wunde heiß und offen
In der Söhne treuem Herz.

Und es geht ein tiefes Gären
Durch des deutschen Volkes Brust:
Nein, nicht länger darf es währen,
Ruft es rings voll Todeslust.

Hörst du nicht schon Schwerter klirren,
Bald, bald nahet sich die Zeit,
Wo die Raben nicht mehr schwirren
Und ersteht die Herrlichkeit!

Wenn der Mond dann wieder scheinet
Über Wald und Berg und Feld,
Schaut er wie vor langen Jahren
Auf die freie deutsche Welt.

Weit mehr noch aber als durch das patriotische, war mein Denken und Empfinden durch das religiöse Element bestimmt. Das alte Münster mit seinen vielen und schönen Kirchen und seiner treu katholischen Bevölkerung hatte es mir angetan. Schon am 23. April hatte ich an meine Mutter geschrieben: „Zum dritten Male ertönen soeben in harmonischem Geläute die Glocken der nahen Ludgerikirche und läuten den morgigen hohen Festtag (Ludgeri) der Diözese und Stadt ein, wo sich das alte katholische Wesen in all seiner Größe und Herrlichkeit, in all seiner Würde und Frömmigkeit meinem Blicke entfalten soll. Es ist ein eigentümliches Gefühl, aus dem erkältenden Hauche des protestantischen Darmstadt hierher zu kommen, wo jeder so ungeniert recht fromm sein kann und es ist, weil er es eben gar nicht anders weiß, und von dem Gymnasium, wo ich jede Äußerung der Lehrer vom oppositionellen Standpunkt aufnahm, auf die hiesige Akademie versetzt zu werden, wo der gelehrteste und berühmteste Professor so demütig alle seine Wissenschaft auf Gott bezieht und der Rektor Magnifikus bei der Generalkommunion der akademischen Marianischen Kongregation an ihrer Spitze zum Altare geht. Es liegt eine wunderbare, tiefe Macht in unserer heiligen Religion. Als ich mich noch so recht fremd hier fühlte und zum ersten Male in die Frühmesse nach Ludgeri kam, da glaubte ich mich plötzlich nach Hause versetzt; denn die Kirche ist ja überall dieselbe, in ihr ist uns überall heimisch."

In wachsendem Maße hatten bei längerem Aufenthalte die gleichen Eindrücke auf mich eingewirkt; so erinnere ich mich, daß ich mit vielen Akademikern an der großen Pro-

zession teilnahm, die einst zur Abwehr der Pestgefahr eingeführt worden war und die noch immer ganz Münster in Bewegung brachte.

Natürlich beschäftigte mich auch der Gedanke, was nun weiter aus mir werden sollte. Unter meinen Bekannten waren die jungen Rheinländer sämtlich Theologen. Nur Stahl war Philologe und wollte sich später ausschließlich der Geschichtswissenschaft widmen. Nach dem Gesagten kann es nicht wundernehmen, daß ich mich für den Gedanken begeisterte, mich gleichfalls dem geistlichen Stande zu widmen. Auch die Exerzitien, die in der Pfingstwoche für Studierende auf der Friedrichsburg abgehalten wurden und die ich vermutlich auf Anregung des Paters von Doß mitmachte, werden dazu beigetragen haben. Ich machte meiner Mutter brieflich davon Mitteilung; die Antwort, die sie mir gab, zeugte ebenso für die Tiefe ihrer religiösen Empfindung wie für die Klarheit ihres Verstandes. Sie war eine Feindin aller Überschwänglichkeit und haßte jede Unwahrheit. Schon in einem früheren Briefe hatte sie die Befürchtung ausgesprochen, ich könne mich überstürzen; jetzt schrieb sie am 28. Juli:

„Lieber George!

Deine Pläne für die Zukunft oder besser der Lebensweg, den Du Dir ausgewählt, hat mich natürlich nicht überrascht, wohl aber bewegt, und zunächst drängte sich mir die Frage auf, warum Du Dich wohl gerade jetzt ausgesprochen habest. Wenn ich zurückdenke, wie schon lange Deine Neigungen sich immer mehr von den weltlichen Freuden zurückzogen, wie von jeher Du Dich nur und so leicht an Geistliche

anschlossest, wie Du gerne den kirchlichen Anforderungen nachkamst, so muß ich wohl annehmen, Dein Herz steht nach der Fahne des Kreuzes! Aber, lieber George, diese Fahne zu lieben ist noch kein sicherer Beweis, daß wir ihr lebenslänglich dienen und sie durch alle inneren und äußeren Kämpfe siegreich tragen können! Als Gisbertha sich verlobte, war es auch ein ernster Schritt, ein Wort fürs Leben, aber sie verlobte sich einem Menschen; sie tat nichts Ungewöhnliches, und eben die gewöhnlichen Pflichten und Beschäftigungen, die ihrer warten, werden sie wohl auch einen ruhigen Gang gehen lassen. Freilich nicht ohne Gottes Gnade, und die bleibt ja keinem aus, der aufrichtig darum bittet. Aber Du brauchst viel Gnade; die Pflichten, die Deiner harren, sind höher, heiliger, ungeheuer, denn sie sind unmittelbar gegen Gott! Wagst Du den Gedanken zu fassen, daß durch Dein Wort, in Deiner Hand das Brot zum allerheiligsten Sakramente werde! Sage nicht, nicht mein Wort, sondern das Wort, das Gott durch mich spricht; gewiß, aber es ist Deine Stimme, Dein Atem, dem Gott die Kraft der Wandlung anvertraut! Ich habe eine lange Zeit gebetet, Gott möge wenigstens einen meiner Söhne würdigen, sein Diener zu werden, aber dann hatte ich nicht mehr den Mut, also zu beten; der Priesterstand mit aller seiner Verantwortung erschreckte mich, mein Gebet schien mir Anmaßung, und jetzt, lieber George, bete ich, Herr, Dein Wille geschehe! Geschehe, daß Du Dich heiligest sowohl, als daß Du tragest, was Dir begegnet, geschehe, daß Du Priester werdest, wenn Du dessen würdig bist. — Aber da darf nicht jugendliche Schwärmerei Dich treiben; reine, wahre Liebe zu Gott muß Dich zu seinem

Altare ziehen, und dann wird auch sein Segen und seine Gnade mit Dir sein, und dann will ich's auch nicht unterdrücken, zu sagen, daß es meine größte Freude sein wird, meinen Sohn, meinen lieben älteren Sohn dem Herrn zu weihen."

Am Schlusse sprach sie mir den dringenden Wunsch aus, daß ich nicht allein meinem Urteile folgen, sondern einen älteren Mann, zu dem ich Vertrauen hätte, am liebsten einen Laien, zu Rate ziehen möge. In einem späteren Briefe kam sie nochmals auf diesen Wunsch zurück; sie ermahnte mich, meiner großen Jugend zu gedenken und auch widersprechende Ansichten demütig anzunehmen. „Widerspruch ist überhaupt gut, daran schleift man sich ab und erkennt die Schlacke und das Eisen." So ging ich denn zu Professor Clemens und teilte ihm meinen Plan mit. Aber da war von Widerspruch oder Bedenken nicht die Rede; deutlich erinnere ich mich der Wärme, um nicht zu sagen Rührung, mit der er meine Mitteilung aufnahm; sie äußerte sich darin, daß er meine Hand ergriff und mich mit meinem Vornamen nannte. Kurz zuvor hätte ich übrigens beinahe sein wohlwollendes Interesse verscherzt durch einen mehrtägigen Ausflug, den ich mit meinen Bekannten gegen Ende Juli unternahm. Einer meiner Freunde, Konrad Ley, verehrte in dem Bischof Martin von Paderborn seinen Taufpaten und war von diesem eingeladen worden zur Liboriusfeier (28. Juli) nach Paderborn zu kommen. Wir andern schlossen uns ihm an, betrachteten die alte Bischofsstadt, machten die Feier mit und zogen dann noch weiter in den Teutoburger Wald zu den Externsteinen. Als ich nach Münster zurückgekehrt Professor Clemens wieder aufsuchte, war ich über-

rascht, von ihm einen strengen Vorhalt hören zu müssen, daß wir die Vorlesungen versäumt und ohne Erlaubnis die Stadt verlassen hätten, was mit Karzer bedroht sei. Daß er mir den leichtsinnigen Streich nicht weiter nachtrug, zeigte er mir jetzt; wir schieden am Schlusse des Semesters in Freundschaft voneinander. Keiner von uns konnte ahnen, daß es sein letztes Semester gewesen war. Wohl kannte ich seinen leidenden Zustand. Er und seine Umgebung sprachen von einem Magenübel; ich hatte es selbst erlebt, daß er, nachdem er kaum einige Bissen genossen hatte, von Tisch aufstand, um sich niederzulegen. Fernerstehende aber sprachen schon damals von Schwindsucht. Im Laufe der nächsten Monate steigerte sich sein Übelbefinden. Die Ärzte rieten, ein südliches Klima aufzusuchen; so ging er nach Rom, um dort in kurzer Zeit zu sterben. In den Ferien machte ich mit Karl Reichensperger, dem Sohne von August, eine kleine Fußreise; wir trafen in Brohl am Rhein zusammen, wanderten zum Laachersee, gingen dann hinüber ins Moseltal und kamen irgendwo an Schloß Elz vorbei, was mich besonders interessierte, weil unter den Schützschen Landschaften, welche das Wohnzimmer meiner Großmutter schmückten, sich eine Ansicht des schlank aufstrebenden mittelalterlichen Baues befand. In Trier trafen wir mit August Reichensperger zusammen.

Am 17. September war in Darmstadt die Hochzeit meiner Schwester Gisbertha mit Engelbert von Biegeleben. Die Feier verlief schön und würdig; Verwandte aus Frankfurt und anderswoher waren erschienen. Bei Tisch hielt ich meine erste Rede; ich brachte ein Hoch aus auf den vortrefflichen Domkapitular Lüft, als den Berater meiner Mutter. Wenige

Wochen später starb die Großmutter in Frankfurt, ein harter Schlag, nicht nur für meine Mutter, sondern auch für uns Kinder, die wir mit besonderer Liebe an ihr gehangen hatten, und dazu war jetzt Frankfurt für uns zu Ende, denn sie war der Mittelpunkt des dortigen Familienkreises gewesen, dessen Glieder nun immer mehr auseinander strebten. Nur der älteste Bruder meiner Mutter, der sonst in der Familie wenig beliebt war, hatte auffallenderweise mir eine gewisse Zuneigung zugewandt, die gelegentlich in ergötzlicher Weise an den Tag trat. Meine Mutter hielt streng auf geordnete Vermögensverhältnisse und hatte einen Abscheu vor dem Schuldenmachen. Als meine Studienzeit herannahte, warnte sie mich immer wieder vor diesem Übel, vergaß aber nie, am Schlusse hinzuzufügen: „Wenn du aber Schulden machst, so wende dich an mich und nicht an einen der Frankfurter Onkels!" Um so eigenartiger mußte es mich berühren, als der Obengenannte, da ich mich im April von ihm verabschiedete, beim Weggehen zu mir sagte: „Solltest du einmal in Geldverlegenheiten kommen, so brauchst du nicht nach Hause zu schreiben, du kannst dich an mich wenden." Glücklicherweise kam ich nie in die Notwendigkeit, den einen oder andern Weg zu betreten.

Die große Frage war nun für mich, welche Universität ich am Schlusse der Ferien beziehen sollte. Nach Münster zurückzukehren hatte ich schon keine Neigung gehabt; nun fiel das weg, da Professor Clemens im Winter nicht las. Eine Zeitlang hatte ich an Tübingen gedacht, wohin meine rheinischen Freunde Lindner und Ley zu gehen beabsichtigten und wo das glänzende Dreigestirn der katholisch-theologischen Fakultät Kühn, Hefele

und Aberle eine starke Anziehungskraft ausübte. Doch war der Gedanke bald aufgegeben worden; mein Freund Kaplan Beyer hatte mit Bischof Ketteler über mich gesprochen und ihm, wenn auch — wie ich annehme — mit einem gewissen skeptischen Vorbehalt, von meiner Absicht gesprochen, in den geistlichen Stand zu treten. Ketteler hatte darauf gemeint, wenn ich diese Absicht hätte, sollte ich ins Mainzer Seminar eintreten, — jenes Seminar, durch welches er die ehemalige katholisch-theologische Fakultät in Gießen „trocken gelegt" hatte und welches sich dank der Heranziehung hervorragender Kräfte, wie Moufang, Heinrich, Haffner, mit Recht eines großen Rufes erfreute. Von den Universitäten schien höchstens Würzburg, wo Hettinger und Hergenröther dozierten, seine Billigung zu finden. Schon jetzt in das Seminar einzutreten hatte ich gar keine Lust, wohl ein erstes Zeichen, daß von einem ernstlichen Beruf zum geistlichen Stande bei mir nicht gesprochen werden konnte. Nach Würzburg zog es mich nicht, ich weiß nicht warum, und schließlich fiel die Wahl auf München, hauptsächlich wohl, weil Ignaz Hertling, der älteste von den Aschaffenburger Vettern, der seit einem Jahre dort studierte und dem es dort sehr gut gefiel, mich dringend aufforderte, seinem Beispiele zu folgen. Die Mutter erhob keine Einwendung. München war ihr lange nicht so fremd wie Münster. Auch lebten dort verschiedene Verwandte von väterlicher Seite, und sie legte großen Wert darauf, diese Beziehungen aufrecht zu erhalten. So bezog ich denn Ende Oktober München als zweite Universität. Mit den Vorlesungen war ich bald im reinen; der Gedanke an das theologische Studium war nicht

aufgegeben; ich hörte bei Döllinger Kirchengeschichte und bei Haneberg Einleitung ins Alte Testament. Daneben aber mit großem Interesse Experimentalphysik bei Jolly und Chemie bei Liebig. Mein Plan war, bevor das Studium der theologischen Hauptfächer begänne, mir eine breitere Grundlage allgemeinen Wissens zu verschaffen. Die Philosophie war diesmal nicht vertreten. Prantl zu hören, war mir nicht in den Sinn gekommen; vielleicht hatte mich auch Franz Brentano vor ihm gewarnt. Von Döllinger hatte Clemens nichts wissen wollen, und die Vorträge, die er im vergangenen Winter im Odeon gehalten hatte, waren ja auch in katholischen Kreisen nicht überall mit ungeteiltem Beifall aufgenommen worden. So hegte auch ich ein gewisses Mißtrauen, das aber beim Besuch der Vorlesungen völlig schwand. Zwar fehlte seinem Vortrag die Wärme und noch mehr jegliches Pathos, aber was er in seiner kühlen, verstandesmäßigen Weise vortrug, schien mir alles dem kirchlichen Standpunkte zu entsprechen. Höchstens war mir aufgefallen, daß er in einer einleitenden Übersicht über die kirchenhistorische Literatur bei einzelnen Autoren mit einer gewissen Herbigkeit ihre kurialistische Richtung hervorhob. Bei Haneberg zog mich immer wieder die ehrwürdige Priestergestalt an, er hatte auch nach seinem Eintritt in den Benediktinerorden seine Lehrtätigkeit an der Universität beibehalten. Sein klarer, ruhiger Vortrag imponierte mir. Jolly war ein ausgezeichneter Lehrer, und in einem Briefe an meine Mutter rühmte ich die durchsichtige Klarheit seines Vortrags bei gedrängter Kürze. Weniger günstig ist, was ich in demselben Brief über Liebig schrieb; sein

Vortrag war ja in der Tat alles eher wie mustergültig, aber die Zuhörer mußten doch den Eindruck gewinnen, daß er ihnen eine Wissenschaft vortrug, an deren Aufbau er grundlegend mitgearbeitet hatte. Erwähnen will ich noch, daß bei Liebig die zwei bayerischen Prinzen Ludwig und Leopold sich einfanden. Sie hatten ihre Plätze vor der ersten Studentenreihe und erwiesen sich als fleißige Zuhörer. Im übrigen wollte es mir zu Anfang in München gar nicht behagen. Der Unterschied gegen Münster war zu groß, die Atmosphäre eine zu andere. Die Verwandten hatten mich freundlich aufgenommen, aber näher stand mir doch eigentlich nur der treffliche Staatsrat von Pelkhoven, den ich häufiger sah und der mich und die anderen anwesenden jüngeren Verwandten an Sonn- und Feiertagen zu Tische zu laden pflegte. Sonst waren da noch drei ältere Damen, die es gewiß gut mit mir meinten, deren steife Vornehmheit aber nicht geeignet war, mich anzuziehen. Am meisten aber vermißte ich den Umgang mit Gleichaltrigen. In den ersten Wochen war ich ausschließlich auf Vetter Ignaz angewiesen, mit dem ich mich auch trotz der Verschiedenheit unserer Naturen ganz gut verstand. Er war gesellig veranlagt und hätte auch mich gerne in weitere Kreise geführt, aber er hatte kein Glück damit, am wenigsten bei dem Versuche, mich in eine Gesellschaft junger Adeliger einzuführen. Hier scheiterte die Absicht an meiner Schüchternheit, an meiner ernsten Sinnesweise und — an meiner Scheu vor unnötigen Ausgaben. So vermißte ich freilich Münster sehr, und die seltenen Briefe, die ich von Stahl, der dort geblieben war und sich mit Maur ausgesöhnt hatte, oder von den Tübinger Freunden erhielt,

boten nur spärlichen Ersatz. Dagegen lernte ich einen ehemaligen Münsterschen Studenten kennen; ich war im Kolleg und in der Ludwigskirche mit ihm zusammengetroffen. Er hieß Meinhold, war älter als ich, noch ernsthafter, schweigsam und in sich gekehrt, aber ich schätzte ihn als Gesinnungsgenossen. Wir besuchten uns ab und zu, doch war er durch die Vorbereitung auf das Doktorexamen sehr in Anspruch genommen. Eine Freude für mich war daher die Ankunft von Heinrich Pelkhoven. Er hatte einen älteren Ordensgenossen, der mit Vorarbeiten zu einem Werke über Canisius beschäftigt war, nach München begleitet. In Münster hatten wir uns selten getroffen, jetzt sah ich ihn öfters im Hause seines Vaters und gewann ihn um seines einfachen, anspruchslosen Wesens willen lieb. Aber er war Ordensmann, hatte seinen Beruf und seine Tätigkeit und konnte so nicht der Kamerad für mich sein, den ich suchte. Unter diesen Umständen und bei solcher Gemütslage reifte bei mir der Entschluß, der Aenania als Mitglied beizutreten. Es war dies die älteste katholische Studentenkorporation, von eben diesem Heinrich Pelkhoven ins Leben gerufen zusammen mit einem Freunde, dem inzwischen als Missionar verstorbenen Theologen Gerbl aus Wasserburg am Inn, daher der Name Aenania. Schon bei meinem ersten Besuche in München vor zwei Jahren hatte ich von dieser Gründung gehört, aber von wenig wohlwollender Seite; die Stifter hätten geglaubt, auf den Haß der übrigen Studentenschaft rechnen zu müssen, hätten aber nur deren Verachtung geerntet. Das hatte mir schon damals wenig Eindruck gemacht. Das als richtig Erkannte auch nach außen zu vertreten und Spott und Miß=

gunst nicht zu fürchten, war gerade das, was mich anzog. Heinrich Pelkhovens Gedanken war gewesen, dem vielfachen Mißbrauch der akademischen Freiheit den richtigen Gebrauch entgegenzustellen. Feste religiöse Überzeugung und ernstes wissenschaftliches Streben sollten die Grundlage der Vereinigung bilden, auf solcher Grundlage aber alsdann echte Fröhlichkeit und Freundschaft fürs Leben erblühen. Im Februar 1862 trat ich der Verbindung bei. Auf der Rezeptionskneipe, wie der studentische Ausdruck hieß, hielt ich eine begeisterte Rede. Ich sprach von einem großen Geisteskampf, den die Zukunft sicher bringen werde, und schloß mit der Hoffnung, daß recht viele Söhne Aenanias sich in den vordersten Reihen bei diesem Kampfe beteiligen möchten. Was ich mir eigentlich unter diesem Kampfe gedacht habe, weiß ich nicht; selbstverständlich konnte es keine Vorahnung des späteren Kulturkampfes sein, und auch die häßlichen Angriffe auf alles kirchliche Wesen, mit welchen eben damals der Liberalismus in Hessen eingesetzt hatte, werden mich kaum dabei beeinflußt haben; aber was den in der Diaspora Aufgewachsenen schon in frühen Jahren erfüllt hatte, der heiße Wunsch, für katholisches Leben und Streben in Deutschland Raum zu gewinnen, mag sich mir in jenem Gedanken ausgebildet haben. Über die ersten Eindrücke, die ich in der Verbindung gewonnen hatte, berichtete ich meiner Mutter:

„Was wirst Du aber denken, wenn Du hörst, daß es nun auf einmal anfängt, mir hier zu gefallen? Die Aenania, die nun auch wirklich dieses Jahr in einer seit langem nicht mehr dagewesenen Blüte steht, trägt natürlich hiezu bei. Die obligate Kneipe am Dienstag ist stets sehr gemütlich, durch Vor-

trag musikalischer Stücke — Klavier, Violine und Violoncell — sowie etwas schwächerer Gedichte und häufig sehr witziger sogenannter Kneipzeitungen gewürzt. Donnerstag ist rhetorisches Kränzchen, wo irgend ein Mitglied einen Aufsatz nach selbstgewähltem Thema vorträgt und sich dann eine geordnete Disputation an das Vorgetragene anschließt."

In demselben Briefe erzähle ich dann noch von einem Besuche, den Heinrich Pelkhoven an einem Nachmittage der Verbindung abstattete und nach einer kurzen Eröffnungsrede des Seniors — „eines Preußen, der seiner Stelle mit großer Gewandtheit, Überlegung und Ruhe vorsteht und dem die Verbindung, der er eigentlich das ganze Semester geopfert hat, zu großem Danke verpflichtet ist — eine längere Rede hielt, in der er sich eingehend über die großen Ziele der studentischen Korporationen verbreitete". Der mehrgenannte Senior war Andreas Pankau aus Konitz in Westpreußen, mit dem mich alsbald eine enge Freundschaft verbinden sollte. Er war eine feinsinnige, liebenswürdige Natur; begabt und strebsam, hatte er die Theologie zum Berufe erwählt und war damals mit den Studien für seine Doktorarbeit beschäftigt. Der zweite Würdenträger der Verbindung, Borasch aus Danzig, stand weit hinter ihm zurück; doch konnte damals niemand ahnen, daß der unglückliche Mann, nachdem er sein Studium vollendet und Priester geworden war, auf Abwege geraten und schließlich von der Kirche abfallen sollte. Zu den älteren Mitgliedern gehörte auch Leopold Kny aus einer angesehenen Breslauer Familie. Er studierte Naturwissenschaft, speziell Botanik, war ein eifriger Schüler des berühmten Nägeli und beteiligte sich nur selten an

den Versammlungen. Unter den jüngeren nenne ich noch Max Lossen, von dem wie von seiner ganzen Familie noch öfter die Rede sein wird.

Die Osterferien brachte ich wieder in Darmstadt zu; für die Rückreise nach München hatte ich mir einen Umweg ausgedacht, um mit Stahl, der gleichzeitig nach Berlin zog, zusammenzukommen. Wir wollten uns zunächst in Kassel treffen und dann gemeinsam die Wartburg bei Eisenach besuchen. Wie sich die Durchführung des Planes gestaltete, zeigt der nachfolgende Brief:

„Liebe Mutter!

Ich weiß nicht, ob ich sagen soll, die Kasseler Spritze sei mißlungen, gelungen ist sie aber auch nicht. Nachdem wir nämlich am Samstag in Begleitung von einigen anderen Studenten aus den katholischen Provinzen in Preußen ganz fidel auf der Wilhelmshöhe herumgeschwärmt, leider aber es versäumt hatten, etwas Konsistentes zu uns zu nehmen, wandten wir uns etwa gegen 6 Uhr zum Rückmarsch nach Kassel, als plötzlich Stahl, der den ganzen Tag rüstig und munter gewesen war, von einer plötzlichen Erschlaffung in allen Gliedern, verbunden mit nervösem Zittern und Bestürmung wirrer Gedanken, überfallen wurde und unmöglich weitergehen konnte. So kehrte ich denn mit ihm in eine elende Fuhrmannskneipe ein, die am Wege lag, während die andern ihren Weg langsam fortsetzten. Als diese zu dem Übergange über die Eisenbahn gekommen waren, brauste gerade ein Zug vorüber, und als er vorbei war, sahen sie einen Mann auf den Schienen liegen, der sich wie ein Wurm in seinem Blute

krümmte; der Zug war ihm, der unter die Räder gekommen war, über den Körper gegangen und hatte das ganze eine Bein total vom Rumpfe gelöst. Glücklicherweise ritt ein Militärarzt gerade nach der Wilhelmshöhe, der in Verbindung mit unseren drei Studenten der Medizin dem Verunglückten die nötige Hilfe zu bieten bemüht war, doch aber die Sache wegen des ungeheuren Blutverlustes sogleich als eine unrettbare bezeichnete; hierauf ritt er weiter. Mittlerweile hatte Stahls Unwohlsein trotz eingenommener Erfrischungen so sehr zugenommen, daß er sich ein Zimmer geben lassen mußte, wo er sich auf dem Bette unruhig herumwarf und besonders, wie er sagte, von den quälendsten Gedanken gepeinigt wurde. Endlich frug er nach einem Arzte; der hätte aber, wenn, was zu bezweifeln war, der Hofarzt nicht in Wilhelmshöhe war, von Kassel geholt werden müssen, wovon wir noch immer ¾ Stunden entfernt waren, wenn nicht derselbe Arzt, der auf seinem Spazierritt gerade eben erst eine so schwere Berufspflicht zu erfüllen gehabt hatte, in diesem Augenblicke vorbeigekommen und von dem Wirte hereingerufen worden wäre. Er erklärte, im Augenblicke nichts tun zu können, empfahl nur Ruhe und versprach, auf dem Rückweg wieder hereinzukommen. Das tat er denn auch, und nachdem Stahl — wenn auch unruhig — ein wenig geschlafen hatte, fand er den Zustand gut genug, um in die Stadt fahren zu können, wozu er einen Wagen zu schicken versprach; außerdem wolle er den Abend noch einmal in die Goldene Krone kommen. Als die Droschke endlich ankam, war es bereits dreiviertel auf Zehn geworden, und Du kannst Dir wohl meine Agitation denken, besonders wo ich mein Geld-

täschchen, wenn auch verschlossen, in der Stadt gelassen hatte und nun im Grunde doch ziemlich mittellos war und auch, ohne Stahl etwas helfen zu können, schweigend in dem kleinen und ziemlich ärmlichen Zimmer saß. In der Stadt verschrieb der Doktor etwas, und die Nacht verfloß gut, so daß Stahl sich am andern Morgen weit besser fand, aber zu jeder geringen Anstrengung, z. B. einer Unterredung, unfähig war. Doch meinte der Arzt, der zum vierten Male kam, also die Sache nicht so ganz ohne Bedeutung gefunden haben muß, bis Eisenach könne er den Tag wohl fahren. Unterwegs wiederholte sich die Sache bei der drückenden Hitze zwar noch einmal in geringerem Grade, doch langten wir ziemlich gut in Eisenach an, wo er aber statt irgendwelcher Besichtigung der schönen Umgebungen sich sogleich wieder aufs Sofa legen mußte. Da ich Hoffnung hatte, am andern Tage in seiner Begleitung die Wartburg besteigen zu können, machte ich den Abend nur einen kleinen Gang durch die umgebenden Berge. Leider fand ich mich indessen in meiner Hoffnung getäuscht; nach reiflicher Überlegung fanden wir es besser, daß Stahl sich keine unnötigen Strapazen mehr auferlegte, sondern mit vierstündiger Unterbrechung in Halle nach Berlin abreise; das geschah Montag früh. Nun hätte ich für meinen Teil zwar noch bis zum Nachmittag in Eisenach bleiben und dann in Bamberg um 9 Uhr abends auf den Nachtzug stoßen können, doch hatte ich dazu nun auch keine Lust mehr und fuhr zur selben Zeit ab, um von Bamberg an mit dem Schnellzuge nach München zu reisen, wo ich nun gestern abend anlangte. Im ganzen kann ich nun aber doch nicht sagen, daß ich die Reise lieber nicht unternommen hätte,

das Wiedersehen selbst war sie wert, auch war der erste Abend in Kassel, wo wir bis halb 1 Uhr sitzen blieben, sehr gemütlich und interessant. Endlich hatte ich Freude an der Bekanntschaft jener Studenten, die von Bonn nach Würzburg überzogen. Sie waren am Samstag Abend von Kassel abgereist, hatten eine Tour durch den Thüringerwald gemacht und stießen in Koburg wieder zu mir, von wo wir zusammen bis Bamberg fuhren. Nun aber nach alledem noch etwas Urkomisches. Als ich um halb 11 Uhr in mein Zimmer trat, schnupperte ich gleich eine fremde Atmosphäre, und bald regte sich auch etwas in meinem Bett und rief: Wer da! Ich erkannte die Stimme und antwortete: Guten Abend, Ignaz! Derselbe war, wie mir schon Jan, den ich im Augsburger Bahnhof traf, gesagt hatte, erst diesen Tag in München angelangt, hatte noch kein Logis gefunden und sich, was ich übrigens bereits unterwegs mit Schrecken geahnt hatte, kurzerhand in mein Bett logiert. Was war zu wollen? Wir teilten eben, und ich schlief prächtig, wenn auch auf der Erde."

Das Semester begann und verlief, wie das vorige geendet hatte. Ich war jetzt gern in München, zufrieden mit meiner Beschäftigung und dem geselligen Verkehr. Vorlesungen hörte ich wieder bei den Theologen Döllinger und Haneberg, den Naturwissenschaftlern Jolly und Liebig, außerdem noch Geschichte des 19. Jahrhunderts bei Cornelius, einem Neffen des großen Malers. Sein Vortrag war glänzend, nur streifte er hie und da ans Theatralische. Daneben arbeitete ich auf der Staatsbibliothek und zu Hause, und zwar hatte ich jetzt ganz ernstlich versucht, mich in die Philosophie zu vertiefen, wozu

mir Franz Brentano das treffliche Buch des alten Dominikaners Goudin: Philosophia iuxta inconcussa divi Thomae dogmata angeraten hatte.

Hermann Lossen, ein Vetter von Max, trat zwar der Aenania nicht bei, verkehrte aber eifrig mit uns. Über einen zweiten Ankömmling berichtete ich nach Hause: „Seit einiger Zeit ist hier ein Dr. Ritter aus Bonn, ein noch junger Mann, der erst vor wenigen Wochen promoviert hat, aber bereits durch Professor Cornelius' Vermittlung Mitglied der Kommission zur Herausgabe der Wittelsbacher Korrespondenz geworden ist. Er ist ein sehr talentvoller Mensch, mit einem ungeheuren Fleiß, dazu einer allseitigen Bildung, wie man sie sich nur wünschen kann; denn außer, daß er in seinem eigentlichen historischen Fache schon sehr gründliche Forschungen angestellt zu haben scheint, besitzt er eine merkwürdige Belesenheit in der philosophischen und fast noch mehr in der belletristischen Literatur; weiter ist er der französischen, englischen, italienischen und spanischen Sprache mächtig. Da er von früher her zu Pankaus besten Freunden gehört, so bin auch ich rasch mit ihm bekannt geworden." Pankau, Ritter und ich waren bald unzertrennlich; wir machten unsere täglichen Spaziergänge zusammen, unterhielten uns eifrigst über ernsthafte Gegenstände und waren davon sehr befriedigt.

In der Pfingstwoche unternahm ich mit mehreren Bekannten einen Ausflug ins Gebirge. Von den Teilnehmern sind mir noch die beiden Lossen, Kny und ein Schweizer erinnerlich. Über Tegernsee und Schliersee ging es nach Bayrischzell, von wo wir den Wendelstein bestiegen. Es war meine erste

Bergbesteigung, von der ich eine begeisterte Schilderung nach Hause schickte. Meiner damaligen Neigung zum Versemachen entsprach ich durch eine Eintragung ins Fremdenbuch. Meine Bewunderung der prächtigen Rundsicht brachte ich zum Ausdruck, indem ich an die Erzählung des Evangeliums erinnerte, „wonach der Teufel den Heiland auf einen hohen Berg geführt hat, um ihm die Herrlichkeit der Erde zu zeigen". „Nun denkt der Mensch in seiner Begeisterung an den Teufel," meinte trocken der Schweizer. Ein aufsteigendes Gewitter trieb uns rasch hinunter. Pfingstsonntag wohnten wir dem Hochamte in Oberaudorf bei, dann fuhren wir mit der Bahn über Kufstein nach Jenbach und wanderten weiter zu Fuß an den Achensee. Das war die Krone; es war Abend geworden, und der Mond spiegelte sich in dem dunklen, von steil abfallenden Bergwänden eingeschlossenen See. Trotz der späten Stunde konnten die beiden Lossen und ich der Versuchung nicht widerstehen, im See zu baden. Die Poesie überwand die Kälte. Ein und das andere Mal zitierten wir Brentanos „Himmel oben, Himmel unten, Stern und Mond in Wellen lacht" und ruderten dann noch mit Kny zusammen bis in die tiefe Nacht auf dem See. Noch nach vielen Jahren hat mir Kny, als ihn sein Weg wieder einmal dorthin führte, in Erinnerung an jenen Abend eine grüßende Karte geschickt. Am andern Tag ging es über Achenkirch zurück ins Inntal, von wo ich mit den drei genannten Freunden bis Innsbruck fuhr, diese, um von da auf einem andern Weg durchs Gebirg heimzukehren, ich zu mehrtägigem Aufenthalt. Es hatte nämlich im vergangenen Mai eine meiner Frankfurter Cousinen, Marie Brentano, den Inns-

brucker Historiker Karl Friedrich Stumpf geheiratet. Auf der Durchreise durch München, wo ich mit dem jungen Paare einen Abend verbrachte, hatten sie mich eingeladen, sie recht bald zu besuchen. Ich hatte für Pfingsten zugesagt und wurde aufs freundlichste aufgenommen. Stumpf machte mich mit Professor Ficker bekannt, dessen Schrift über das Kaisertum in seinen nationalen und internationalen Beziehungen ich mir in München gekauft und mit großem Interesse gelesen hatte. Eine weitere Bekanntschaft, die ich im Stumpfschen Hause machte, war der kürzlich zum Weihbischof von Vorarlberg ernannte Professor Feßler aus Wien, der später zum Bischof von St. Pölten ernannt wurde und auf dem vatikanischen Konzil das wichtige Amt des Sekretärs bekleidete.

Meine Zukunftspläne hatten inzwischen etwas bestimmtere Gestalt angenommen; den geistlichen Stand hatte ich nicht aufgegeben, doch dachte ich nicht an die Seelsorge, sondern an die Lehrtätigkeit. Vorkämpfer katholischer Wissenschaft zu werden war das Ziel, das mich schon immer gelockt hatte. Ein gründliches Studium der Philosophie sollte dazu die erste Stufe bilden. Durch Franz Brentano angeregt, dachte ich im Herbst nach Berlin zu gehen, um mich von Trendelenburg in die Kenntnis des Aristoteles einführen zu lassen, dort mir den Doktorgrad in der Philosophie zu erwerben und hierauf dann die Theologie etwa in Tübingen folgen zu lassen. Meine Mutter fing an, besorgt zu werden. Der Plan schien ihr allzu weitausschauend, sie war nicht überzeugt, daß ich an dem in Münster gefaßten Entschlusse festhalten würde. Die Philosophie schien ihr eine brotlose Kunst zu sein und sie hätte gewünscht, daß ich jetzt endlich mich

einem Studium zuwenden möchte, das mir den Zugang zu einer gesicherten Existenz böte. Sie fürchtete, daß ich allzu sehr nur meinem eigenen jugendlichen Urteil folgen wolle, und kam immer auf den Wunsch zurück, ich solle mir bei erfahrenen Männern Rat erholen. Auch besprach sie sich selbst mit Leuten, in die sie Vertrauen hatte. Die Frankfurter Verwandten, die sie befragte, suchten sie zu beruhigen, und meinten, sie könne sich auf mich verlassen. Als der Bischof von Mainz nach Darmstadt kam, das Sakrament der Firmung zu spenden, nahm sie die Gelegenheit wahr, mit ihm über mich zu sprechen. Ketteler kam auf seinen früheren Gedanken zurück, ich möchte in sein Seminar eintreten, mahnte aber wiederholt, mich ja nicht zu drängen, zumal ich noch so jung sei. Der Gedanke an das Seminar widerstrebte mir. Es war Stahl, der mir zuerst von den „Mainzern" als den Vertretern einer extremen Richtung gesprochen hatte, welche auch für strenge Wissenschaft keine richtige Schätzung hätten. Möglich, daß das Vorurteil in München neue Nahrung gefunden hatte, und so blieb es denn dabei, daß ich im Herbste München mit Berlin vertauschen würde.

In den Ferien machte ich mit Pankau eine Reise in die Schweiz; das kam so: die Aenania verkehrte freundschaftlich mit einem katholisch konservativen schweizerischen Studentenverein; daß der letztere eine politische Färbung und eine andere Organisation hatte, bildete dabei kein Hindernis. Im Herbste dieses Jahres sollte in Sitten eine große Versammlung aller gleichartigen schweizerischen Vereine stattfinden und wir Aenanen wurden eingeladen, gleichfalls Vertreter dorthin zu schicken. Nachdem wir uns unterwegs getroffen hatten, fuhren

wir zuerst nach Rapperswyl, wo wir einen Universitätsfreund aufsuchten, machten einen gleichen Besuch in Altdorf und fuhren dann mit der Eisenbahn über Bern nach Lausanne und sodann im Dampfer die ganze Länge des Genfer Sees bis Martigny und wanderten dann nach Sitten. Von der Versammlung weiß ich nichts zu berichten; 26 Jahre später traf ich in Ragaz mit dem trefflichen Ständerat Wirtz zusammen; als wir einander kennen gelernt hatten, erzählte er mir, daß er jener Versammlung angewohnt und mich sprechen gehört habe. Den Rückweg nahmen wir über den Gemmipaß; es war das letzte Zusammensein mit Freund Pankau. Ich sah ihn noch einmal kurz, als er nach beendigtem Studium in München nach seiner westpreußischen Heimat reiste. Er hat seinen Weg frühe vollendet; im Jahre 1870 ist er als Professor in Pelplin gestorben.

In die gleichen Ferien, ich weiß nicht mehr ob vor oder nach der Schweizerreise, fällt auch mein Besuch in Kreuznach im Hause Lossen. Max Lossen hatte mich wiederholt dazu eingeladen und ich bereue es nicht, seinem Wunsche gefolgt zu sein, denn der Besuch verschaffte mir enge freundschaftliche Beziehungen für viele Jahre. Dr. Lossen, das Haupt der Familie, war ein angesehener Arzt, dem freilich hochgradige Schwerhörigkeit die Ausübung seines Berufes erschwerte. Aber unzerstörbare Geduld und Liebenswürdigkeit ließen ihn dies Hindernis leichter ertragen. Seine Frau war schon vor Jahren gestorben und so stand ihm in der Führung des Haushaltes und in der Erziehung seiner Kinder eine Schwester, die unübertreffliche Tante Elisabeth, zur Seite. Von seinen drei Söhnen hatte sich der älteste — Fritz — dem geistlichen Stand ge-

widmet; er war bereits als Priester tätig und kam nur besuchsweise, so auch während meines Aufenthaltes, nach Hause. Der zweite — Willy — war Chemiker, hatte soeben bei Wöhler in Göttingen seinen Doktor gemacht und hoffte demnächst bei Heinz in Halle Assistent zu werden, sofern ihm nicht auch in dieser Stellung die Universitätsstatuten entgegenstehen sollten, welche bekanntlich Katholiken von den Professuren ausschlossen. Der dritte — Karl — war bis jetzt Bergmann gewesen, hatte auch als solcher praktisch gearbeitet, wollte aber nunmehr zur Wissenschaft übergehen, da die frühere Tätigkeit sich mit seinem damals bereits beginnenden Gehörleiden nicht gut vertrug. Die einzige Tochter war, wie ich mich erinnere, viel leidend. Ich habe sie am wenigsten gekannt. Dazu kam nun aber noch Max Lossen mit seinen vier Geschwistern. Nach dem frühen Tode der beiden Eltern hatte der „Onkel Doktor" sie zu sich genommen, wo sie unter seiner und der Tante Elisabeth Obhut emporwuchsen. Auf dem Grunde echter, ungeschminkter Religiosität herrschte da eine natürliche Fröhlichkeit, bei welcher der Humor jederzeit seine Stelle fand. Karl sollte ich demnächst in Berlin wiedersehen. Gegen Ende Oktober begab ich mich dorthin. Damit sollte die dritte und letzte Stufe meines Vorbereitungsstudiums beginnen.

Der mich vor allem dorthin zog, war Adolf Trendelenburg, der sich zuerst in der erfolgreichen Bekämpfung der Hegelschen Dialektik die Sporen verdient hatte und nunmehr in Wort und Schrift auf Aristoteles zurückwies. Bei dem ersten Besuche, den ich ihm machte, fiel ihm auf, daß ich lediglich seine drei Vorlesungen belegt hatte. Als ich ihm darauf meine Absicht

kundgab, in der Philosophie zu promovieren, zog er mich freundlich ins Gespräch und erwähnte die Regsamkeit auf dem Gebiete der aristotelischen Philosophie in der neuesten Zeit. Erst in den letzten Ferien sei ihm eine Schrift zugekommen von Brentano, von der mannigfachen Bedeutung des Seienden bei Aristoteles, die ihn sehr gefreut habe. Es sei darin mit vielem Scharfsinn eine neue Erklärungsweise einer Aristotelischen Lehre versucht worden, gegen die sich nichts Wesentliches einwenden ließe. Ich verschwieg natürlich meine Beziehungen zu dem Verfasser nicht, durch den ich somit indirekt bei dem gemeinsamen Lehrer eingeführt worden war. Trendelenburg las in diesem Winter Geschichte der Philosophie und Psychologie, später habe ich dann bei ihm noch Logik sowie Geschichte der neuesten deutschen Philosophie gehört. Von besonderem Werte waren seine Übungen; hier hatten die Zuhörer einen vorgelegten Text, in der Regel war es eine Schrift von Aristoteles, zu interpretieren. In der Korrektur und den ergänzenden Fragen kam Trendelenburgs hervorragende Lehrbefähigung zu voller Geltung. Nicht ohne Neid habe ich später mich daran erinnert, als ich selbst solche Übungen hielt. Trendelenburg hatte mir geraten, mir frühzeitig das Thema zu einer Dissertation zu wählen, und mir als solches den Aristotelischen Begriff des Einen vorgeschlagen, welcher in der Metaphysik auf die gleiche Stufe mit dem des Seienden gestellt wird. Ich hatte zuerst keine rechte Neigung, aber Franz Brentano, den ich um Rat fragte, fand das Thema vortrefflich, und so begann ich noch in diesem Semester das Material zu sammeln. Daß ich bei Aristoteles die Gedanken wieder-

fand, die ich zuerst bei seinem großen Schüler Thomas kennen gelernt hatte, war für mich ein besonderer Reiz. Von philosophischen Lehrbüchern wollte Trendelenburg nichts wissen. Wir sollten uns an die großen Philosophen selbst halten; als solche nannte er stets die vier: Plato und Aristoteles, Spinoza und Kant. Ich begnügte mich einstweilen mit den beiden Ersten und was Spinoza betrifft, so fand ich zu meiner Verwunderung, daß ja Trendelenburg selbst in seinen „historischen Beiträgen" eine vernichtende Kritik des Spinozistischen Systems geliefert hatte. In den folgenden Semestern hörte ich mit Rücksicht auf das Examen Vorlesungen bei Böckh und Moritz Haupt. Der berühmte Verfasser des Staatshaushalts der Athener war damals eine Ruine. Das Kolleg zog mich wenig an. Eine ganz andere Persönlichkeit war Haupt. Die vielen geistvollen Bemerkungen, die er in seine Erklärung des Horaz einzustreuen wußte, machten einen nachhaltigen Eindruck auf mich; um so abstoßender wirkte die grobe Polemik, mit welcher er seine Fachgenossen bedachte.

Die Hauptsache aber war die häusliche Arbeit und in Berlin habe ich wirklich arbeiten gelernt. Das war aber so einfach nicht, denn es gab mancherlei Abhaltungen; zunächst der katholische Leseverein; er war keine rein studentische Korporation, sondern zählte zahlreiche ältere Mitglieder, die schon ihre Examina hinter sich und kein Gefallen an studentischem Treiben mehr hatten. Auch mochte dem einen oder anderen die Freude für die katholischen Grundsätze einzutreten, wie wir es in der Renania angestrebt hatten, abhanden gekommen sein. Daß hier Wandel geschafft werden müsse, stand mir und meinen

näheren Freunden von Anfang an fest, und so galt es begreiflicherweise Reibungen und Widerstände zu überwinden, was meine Zeit und Kraft in Anspruch nahm. Doch gab es unter den älteren Mitgliedern auch solche, die uns von Anfang an freundlich gesinnt waren, so Dr. Volmer, der damals Assistenzarzt am katholischen St. Hedwigskrankenhaus war und späterhin dort lange Jahre die Stelle des leitenden Arztes bekleidete. Und sodann der liebenswürdige Legationsrat von Kehler, einer der sympathischsten Gestalten unter den Koryphäen des katholischen Berlin. Ganz fremd blieb mir der Assessor Nieberding, den ich später als vortragenden Rat im Reichsamt des Innern, als Präsidenten des Reichspatentamtes und endlich als Staatssekretär des Reichsjustizamtes wiederfinden sollte. Ein einziges Mal — es wird wohl bei einem Diner gewesen sein, das er in der letztgenannten Stellung gab — haben wir uns über jenes frühere Zusammentreffen ausgesprochen. Glanzpunkte des Vereins bildeten die Feste. Bei dem St. Nikolausfest pflegte alles zu erscheinen, was das katholische Berlin damals an angesehenen Persönlichkeiten aufzuweisen hatte. Niemals fehlte Geheimrat Brüggemann. Er war der erste Rat in der katholischen Abteilung beim preußischen Kultusministerium und die oberste Instanz in Schulsachen, daher eine sehr respektierte Persönlichkeit. Ich bin ihm nicht näher gekommen. Als ich auf einem der Stiftungsfeste die Festrede zu halten hatte, wünschte er, nachdem ich mich ihm hatte vorstellen lassen, das Thema meines Vortrags zu kennen, da er die Gepflogenheit hatte, selbst einige Worte folgen zu lassen. Daß ich darauf eine abweisende Antwort gab, mochte ihm als ein geringes Maß von Höflichkeit erscheinen. Den Direktor der Abteilung, Geheim-

rat Aulicke, habe ich leider erst am Schlusse meines Berliner Aufenthaltes kennen gelernt, ihm aber zeitlebens als einer überragenden, wahrhaft vornehmen Persönlichkeit ein verehrungsvolles Andenken bewahrt. Auch der ehrwürdige Fürst Boguslaw Radziwill pflegte bei den Festen zu erscheinen. Arnold Biegeleben, der, bevor er Bundestagsgesandter geworden war, hessischer Gesandter in Berlin gewesen war, hatte mir einen Brief an den Fürsten mitgegeben, aber es war mir gegangen, wie so oft in jungen Jahren, meine Schüchternheit hatte jeden Verkehr gehindert. Die Versammlungen des Vereins fanden im katholischen Vereinshaus in der Niederwallstraße statt, und so hatten wir häufig Gelegenheit mit anderen Kreisen in Berührung zu kommen. Das verbindende Element war der Vikar Müller, ein merkwürdiger Mann, der mich bald durch seine Opferwilligkeit zu Bewunderung hinriß — er gab alle seine Habe den Armen und hauste im Winter in einem ungeheizten Zimmer —, bald durch seine Unbedachtsamkeit und Taktlosigkeit abstieß. Das Hauptfeld seiner Tätigkeit war der Gesellenverein, auf den sich damals fast ausschließlich die sozialkaritativen Bestrebungen des katholischen Deutschland richteten. Für diesen hatte Müller einen zweiten Verein gegründet, den er die Akademie des Gesellenvereins nannte, und der die Aufgabe hatte, bildend und fördernd auf die jungen Leute einzuwirken. Seine Mitglieder gehörten verschiedenen Ständen an, hauptsächlich waren es meiner Erinnerung nach junge Kaufleute; Studenten waren keine darunter, sonst wäre es eine Antizipation der viel später aufgekommenen „sozialen Studentenarbeit" gewesen.

Von eigenen Bekannten und Freunden hatte ich in Berlin Stahl und Kny wiedergefunden; mit Stahl wohnte ich im ersten Semester Tür an Tür, unser freundschaftliches Verhältnis war das frühere geblieben, doch fiel mir mehr und mehr sein krankhaftes, entschlußloses, keiner energischen Anspannung fähiges Wesen auf. Wäre das Wort schon damals so im Schwange gewesen wie heute, ich würde ihn einen hochgradigen Neurastheniker genannt haben. Seine beste Seite entfaltete er im Leseverein; er unterstützte dort nach Kräften meine Bestrebungen und übte namentlich auf jüngere Studenten einen großen Einfluß aus. Er verließ übrigens Berlin schon Ostern 1863 und ging nach Bonn. Freund Kny war sehr fleißig und bestand Mitte Mai sein Examen mit gutem Erfolg; alter Absprache gemäß trat ich bei der ersten öffentlichen Disputation als einer der üblichen drei Opponenten auf, wobei, wie ebenfalls üblich, Frage und Antwort der lateinisch abzuhaltenden Disputation vorher ausgemacht war. Nach beendetem Examen unternahm Kny eine große Reise nach Südfrankreich und Spanien. Inzwischen war ich aber mit Karl Lossen, dem in Kreuznach gewonnenen Freunde, immer enger zusammengewachsen. Er war ein ganzer Mann, von klarem Verstand und einem festen Willen, der das einmal erfaßte Ziel mit ruhiger Energie verfolgte. Wie er sich seinen Studienplan eingerichtet hatte, weiß ich nicht, nur daß er den praktischen Bergmann mit dem wissenschaftlichen Geologen vertauscht hatte. Der Sache des Lesevereins war er von Herzen zugetan; längere Zeit stand er ihm als Ordner vor und war allgemein beliebt.

Zu den jüngeren Mitgliedern gehörten auch zwei Rhein-

länder, die ihre Bildung auf dem in hoher Blüte stehenden bischöflichen Gymnasium zu Gaesdonk erhalten hatten: Brunn und Büscher. Der erstere war ein bescheidener, in sich gesammelter junger Mann; er studierte Mathematik und bei Professor Förster Astronomie, wobei er des letzteren Gunst in so hohem Maße gewann, daß dieser ihm anbot, Assistent bei ihm zu werden. Brunns Absicht aber war, sich dem geistlichen Stande zu widmen, und so schlug er das Anerbieten aus. Er hat dann später in der Diözese Münster seinen Weg gemacht, war zuletzt Direktor in eben jenem Gymnasium zu Gaesdonk und ist dort, verehrt von seinen vielen Schülern, vor einigen Jahren gestorben.

Büscher war ein geistig höchst angeregter Mensch, insbesondere auch nach der poetischen Seite hin. Mit der Dichterin Annette von Droste hat er mich zuerst näher bekannt gemacht. Noch erinnere ich mich, mit welcher Spannung wir zuhörten, als er in einem kleinen Kreise den Spiritus familiaris des Roßtäuschers und des alten Pfarrers Woche vorlas. Aber bei dem geistigen Angeregtsein und poetischen Schwärmen blieb es auch. Zum ernsten Studium, zumal zu dem der Philologie, dem er sich widmen sollte, fehlten ihm Fleiß und Ausdauer. Sein Vater, Seminarlehrer in Kempen, war ein Schützling von Brüggemann, aber der Respekt vor dem großen Schulmonarchen reichte nicht aus, jenem Mangel abzuhelfen. Dazu kam er nach kurzer Zeit in Geldverlegenheit; wie das geschah, konnten wir uns nicht erklären, denn er hatte keine teuren Lebensgewohnheiten, seine Kleidung war mehr als bescheiden. Wahrscheinlich hatten die von zu Hause ihm zu Gebote stehenden Mittel von

Anfang an in dem teuren Berlin nicht ausgereicht; er aber scheute sich, dies einzugestehen, und so geriet er allmählich in Schulden. Das machte ihn menschenscheu; er kam nicht mehr in den Verein und suchte keinen seiner früheren Bekannten mehr auf. So hielten wir ihn bereits für verloren und befürchteten ein schlimmes Ende. Da erhielt ich eines Abends im Leseverein von ihm einen kurzen Brief, der mit den Worten begann: „Komme, aber komme gleich!" und mich in eine eben nicht nahegelegene Restauration bestellte. Voller Spannung machte ich mich auf den Weg in der Erwartung, was er mir zu sagen habe. Zu meiner größten Überraschung fand ich ihn in einer exaltiert frohen Laune; es sei nun alles wieder gut, er habe — Brüggemann in seine Verhältnisse eingeweiht. Leider hatte dies keinen weiteren Erfolg. Er blieb der alte, verließ aber Berlin am Schlusse des Semesters. Gesehen habe ich ihn nicht mehr. Nach Jahren erfuhr ich, daß der Verleger J. P. Bachem in Köln ihn recht eigentlich von der Straße aufgelesen, ihm in seinem Hause eine Wohnung gegeben und ihn bei der Redaktion der „Kölnischen Volkszeitung" beschäftigt habe.

Zu dem bisher geschilderten Kreise, in dem ich mich damals in Berlin bewegte, stand ein anderer in einem eigentümlichen Gegensatze. Als ich im Herbst dorthin kam, lebte noch die Witwe des vor einem Jahre verstorbenen berühmten Juristen Karl Friedrich von Savigny, eine Schwester meiner Großmutter; mit ihrem jüngsten Sohne Leo, der die Gräfin Julia Stollberg geheiratet hatte, bewohnte sie den unteren Stock des heutigen Hausministeriums in der Wilhelmstraße und empfing

den jungen Verwandten mit teilnehmender Güte. Oft und gern erzählte sie von vergangenen Zeiten und dem Treiben der Geschwister im Brentanoschen Hause in der Sandgasse in Frankfurt. Mit den Angehörigen habe ich um sie getrauert, als sie im Mai des nächsten Jahres, 84 Jahre alt, starb. An Leo Savigny aber kann ich nur mit herzlicher Dankbarkeit denken. Ich wurde wie ein Kind des Hauses gehalten, mußte mindestens jeden Sonntag dorthin zum Essen kommen und fand für alle meine großen und kleinen Interessen Verständnis und bereitwillige Hilfe. Leo befand sich in guten Verhältnissen, und die Lebensweise war dementsprechend. Seine und seiner Frau Verwandte gingen viel bei ihm ein und aus, so sein älterer Bruder Karl, der damals gerade den Gesandtschaftsposten in Dresden mit dem in Brüssel vertauscht hatte. Er war zuerst weit förmlicher mir gegenüber, und noch mehr erschreckte mich seine Frau, eine geborene Gräfin Arnim-Boitzenburg. Allmählich aber lernte ich doch die guten Eigenschaften der beiden schätzen und mich über die fremdartige Außenseite hinwegsetzen. Sigmund Arnim, Bettinas zweiter Sohn, war ein häufiger Gast; er war Jugendfreund und Verehrer Bismarcks. Ein Schwager von Julia, Graf Schaffgotsch, war Vizeoberstzeremonienmeister und einen ganzen Winter lang Gast des Hauses, so daß ich ihn stets bei Tische traf. Ich erwähne ihn nur zur Kennzeichnung des berührten Gegensatzes. Die Welt, in die ich wie aus weiter Ferne von der Wilhelmstraße her blickte, war sehr verschieden von der, mit der ich in der Niederwallstraße verkehrte. Noch eine zweite Schwester Julias hatte einen Grafen Schaffgotsch geheiratet, ihren Gatten aber frühzeitig

verloren. Ich sah sie zweimal und gewann den Eindruck einer geistig hochstehenden, wenn auch etwas eigentümlichen Frau. Sie verstand Latein und las die Summen des hl. Thomas im Urtext.

Als die ersten Sommerferien herannahten, schlug Leo mir vor, eine Reise zu machen, wozu er mir in freundschaftlichster Weise die Mittel bot. Ich war damit ganz einverstanden und fuhr zunächst nach Dresden. Viermal besuchte ich während meines dortigen kurzen Aufenthaltes die Galerie; von meiner Mutter her hatte ich eine Vorliebe für die Holbeinsche Madonna, welche bekanntlich als eine der Perlen der dortigen Sammlung gilt. Daß das wirkliche Original sich in Darmstadt im Besitze der Prinzessin Karl von Hessen befindet und das Dresdener Bild nur eine sehr gute italienische Kopie ist, wurde meines Wissens erst später festgestellt und allgemein bekannt. Jedenfalls wußte ich damals nichts davon. „Immer wieder", so schrieb ich nach Hause, „zog es mich zu unserer lieben Holbeinischen Madonna, vor der — ich kann es sagen — ich manche Viertelstunde in tiefer Andacht gesessen habe, denn zum Original verhält sich auch der beste Kupferstich wie der Schatten zum lebenden Wesen. Wie Du vielleicht weißt, gibt es zwei Erklärungen des Bildes. Die eine sieht in dem Kinde auf dem Arme der Mutter Gottes das Christuskind, die andere das kranke Kind des Baseler Bürgermeisters. In beiden Fällen aber ist die Konzeption eine wundervoll tiefe. Ist es das Christuskind, so muß man beachten, wie die Betenden vom Mantel Marias bedeckt werden, um dadurch das Bitten und Zufluchtsuchen zu veranschaulichen. Aber Maria ist nur der

Kanal, durch den wir die Gnaden empfangen, darum blickt sie mit stillem, liebevollem Ernste auf das Christuskind an ihrer Brust, das nun segnend seine Hand über die Schar ausbreitet. Im Sinne der anderen Erklärungsweise finde ich bei den Nebenpersonen besonders schön ausgedrückt die Inbrunst des Vaters, der seinen Sohn im Arm der Mutter Gottes sieht, und das tiefe Staunen der Mutter, die das Christuskind von ihrem Sohn umfaßt erblickt. Von diesem Edelstein der Sammlung ging ich dann stets zum andern, der Sixtina. Sie ist milder und weiblicher im Original als im besten Kupferstich, sie ist eine Madonna, aber keine deutsche „Liebe Frau". Das Christkind dagegen kann mich auch im Original nicht befriedigen, denn ist Maria auch etwas ganz anderes als die schönste Römerin, so ist doch das Kind nur ein schöner, stattlicher Götterknabe ohne ideale Beseelung. Was mich länger an Holbein fesselt, ist vielleicht das, daß bei Raffael Idee und Verkörperung in edelster Harmonie stehen, bei Holbein dagegen die klare Verkörperung niemals die tiefe Idee erreicht und man darum durch sein Grübeln stets Neues und Großes zu entdecken glaubt."

Von Dresden wanderte ich großenteils zu Fuß durch die Sächsische Schweiz und fuhr dann mit der Eisenbahn nach Prag. Es war das erste und blieb das einzige Mal, daß ich diese Stadt mit ihren Türmen und Palästen, mit ihren historischen Erinnerungen betrat. Auch hier begleitete mich geistigerweise meine Mutter, die in jungen Jahren mit meinem Vater hier gewesen war und begeisterte Schilderungen zu machen pflegte. Den Endpunkt der Reise bildete Wien; es traf sich, daß ich

gerade am 18. August, dem Geburtstag des Kaisers, dort anwesend war und dem Festgottesdienste in der Stephanskirche beiwohnen konnte, bei dem der Kaiser selbst erschien. Die Verehrung für Franz Joseph war in der Familie traditionell geblieben; das Bild des jugendlichen Kaisers hatte in dem Wohnzimmer meiner Großmutter gehangen; ich war gleichsam mit ihm aufgewachsen, und es machte mir einen großen Eindruck, das Original nun lebend vor mir zu sehen. Nachdem ich alle Sehenswürdigkeiten, wenn auch nur flüchtig, kennen gelernt hatte — in der Erinnerung geblieben ist mir namentlich die Dürersche Dreieinigkeit in der Sammlung des Belvedere —, fuhr ich in einem Zuge, auch die Nacht benützend, die damals noch sehr weite Strecke nach Hause. Wie gewöhnlich benützte ich die dritte Klasse; mir gegenüber saß ein Mann, der, glaube ich, ein Kaufmann aus Sachsen war. Als wir bei Amberg vorüber kamen, wie damals die Route ging, machte er, zu mir gewandt, die Bemerkung: „Das ist Amberg, ein Drecknest, stockkatholisch," worauf ich trocken bemerkte: „Ich bin auch katholisch."

Zu Hause wurde ich wie immer mit herzlicher Liebe empfangen. Hier richteten sich jetzt aller Augen auf Frankfurt, wo in den nächsten Tagen der vom Kaiser von Österreich berufene Fürstentag stattfinden sollte. Besonders interessiert war man im Hause Biegeleben, denn hier erzählte man sich, daß der Wiener Onkel Ludwig den Kaiser für diesen Plan gewonnen habe. Später hat Julius Fröbel den Gedanken, die schon längst ersehnte Reform der Bundesverfassung aus einer Initiative der deutschen Fürsten hervorgehen zu lassen, für sich

in Anspruch genommen; andere haben ihn dem in Taxisschen Diensten stehenden Freiherrn von Gruben zugeschrieben; wie dem aber auch sei, tatsächlich war es doch Ministerialrat von Biegeleben, der den Plan mit dem Kaiser durchberaten hatte, ihn nach Frankfurt begleitete und der einzige, der, ohne selbst dazu zu gehören, bei der Beratung der gekrönten Häupter zugegen war und das Protokoll führte. Frankfurt schwamm im Festesjubel; man bewunderte die prachtvollen Auffahrten der Herrschaften, vor allem die berühmten Pferde des Königs von Hannover und begeisterte sich daneben für den König Max II. von Bayern wegen seines bekannten Wortes: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke." Aber die großherzige Anregung führte wie bekannt zu keinem Ergebnisse. Der sehnlich erwartete König von Preußen blieb aus; Bismarck, der seit dem vorigen Jahre die preußische Politik leitete, hatte andere Pläne.

Für mich trat jetzt ein anderes Interesse in den Vordergrund. Wie ich über die Aufgaben der katholischen Studentenvereine dachte, ist wiederholt erwähnt worden. Die Mitglieder sollten im vollen Genuß der akademischen Freiheit das eigene Leben in Studium und Fröhlichkeit nach den Grundsätzen der katholischen Religion gestalten und für ihre katholische Überzeugung mutig vor der Öffentlichkeit eintreten. Es gab deren nunmehr drei: neben Aenania die nur wenige Jahre jüngere Winfridia in Breslau und seit kurzem den etwas umgestalteten Berliner Leseverein. Es war unser Plan, diese drei zu einem Verbande zusammenzuschließen, wozu auch bereits die ersten Schritte geschehen waren. Des weiteren aber

hielten wir den Zeitpunkt für gekommen, die Augen der deutschen Katholiken auf unsere Bestrebungen zu richten. Das sollte auf der demnächst in Frankfurt zusammentretenden Katholikenversammlung geschehen. Wir jungen Leute waren eben, ohne uns des Zusammenhanges bewußt zu sein, von der Strömung getragen, die — man kann das Jahr 48 als Ausgangspunkt bezeichnen — immer weitere Kreise ergriffen und in hervorragenden Männern, wie Bischof Ketteler, ihre mächtigen Förderer gefunden hatte. Überall begannen die Katholiken sich auf sich selbst zu besinnen, die drückenden Fesseln, welche der Kirche vielerorts von den Staatsregierungen angelegt worden waren, als solche zu empfinden und deren Beseitigung zu verlangen. Die Gesinnungsgenossen traten zu Vereinen verschiedener Art zusammen, ich erinnere nur an Vater Kolping und seine Schöpfung, den Gesellenverein, die erste Tat auf sozialem Gebiet, welche auch den damaligen Verhältnissen und Bedürfnissen vollkommen genügte. In der alljährlich wiederkehrenden Generalversammlung der katholischen Vereine, wie sie damals hießen, bis das Vereinsgesetz eine Namensänderung nötig machte, fand das immer stärker pulsierende Leben einen erhebenden Ausdruck. Dort sollten nunmehr auch die katholischen Studentenvereine ihre Stelle finden; durch eine Rede auf der Frankfurter Versammlung sollte dies geschehen, und ich war von meinen Freunden zum Redner ausersehen worden. Um alles gut vorzubereiten und zugleich meinen vorigjährigen Besuch in Kreuznach zu erwidern, kamen Karl und Max Lossen zu mir nach Darmstadt. Über den Verlauf der Versammlung, soweit wir daran beteiligt waren, hat Max

Lossen an die Aenania, deren Ordner er inzwischen geworden war, Bericht erstattet. Ich lasse ihn hier folgen:

„Freiherr von Hertling begann mit einer ruhigen und klaren Darlegung des deutschen Studentenlebens; er schilderte die Notwendigkeit von Studentenverbindungen und zugleich die Mangelhaftigkeit der meisten jetzt bestehenden. Er wies nach, wie zeitgemäß unsere Verbindungen sind und daß sie ihrem ganzen Wesen nach nur katholisch sein können. Als er dann nach einer kurzen Geschichte der drei verbrüderten Verbindungen überging zu einer Darlegung der inneren Harmonie in ihren Grundsätzen, zu einer begeisterten Schilderung unserer Ideale und des geistigen Kampfes für die katholische Wissenschaft, den wir unternommen, als er die Verwerflichkeit des Duells hervorhob, verwandelte sich die gespannte Aufmerksamkeit und Teilnahme der großen Versammlung in eine Begeisterung, wie sie den Redner selbst beseelte. Von diesem Anteil der Versammlung fortgerissen, wurde er selbst wärmer und wärmer; seine sonst zarte Stimme wuchs kräftig. Er schilderte die Gegner der Vereine, die Gründe, mit denen sie leicht zu schlagen seien. Er rief endlich die Versammlung auf zur Teilnahme und Unterstützung der katholischen Studentenverbindungen. Seine Stimme möge, so sprach er, hinausdringen zu allen für die katholische Sache begeisterten Herzen, damit sie auch diesem wahrhaft katholischen Werke einen Teil ihrer Liebe zuwendeten. Vor allem aber forderte er die katholischen Studenten auf, nicht länger vom großen Geisteskampfe zurück zu bleiben, den bestehenden katholischen Studentenverbindungen sich anzuschließen, neue auf allen deutschen Universitäten zu

5*

gründen. Er schloß mit den Worten: ‚Es war eine Zeit — und wir feiern in diesem Jahre ihr fünfzigjähriges Gedächtnis —, da hielt es den deutschen Jüngling nicht mehr in den stillen Räumen des Heimathauses, in den Hallen der Wissenschaft, denn es galt ja das Vaterland zu retten aus der Hand des mächtigen Unterdrückers. Heute ist das Vaterland frei, aber noch immer schmachten so viele Geister in den Fesseln, die der Feind der Wahrheit, der Geist der Verneinung ihnen geschlagen. Wahrlich, der Kampfpreis ist kein geringerer, und wenn alle katholischen Söhne Deutschlands hinausziehen, gläubig und stark, freudig und begeistert, dann muß der Sieg unser sein, weil dann auch der Segen von oben nicht ausbleiben kann.'"

Die Ausführungen des jugendlichen Redners fanden seitens der Versammlung freundliche Aufnahme, welcher der Präsident Ausdruck gab. In den nächsten Tagen erfuhr ich mit meinen Freunden mancherlei Aufmerksamkeit. Professor Hettinger aus Würzburg, der zu meiner Mutter Beziehungen hatte, trug mir Grüße an die letztere auf, mit dem Hinzufügen, er gratuliere ihr, daß sie einen Redner zum Sohne habe. Für meine Berliner Beziehungen im andern Lager hatte mein Auftreten keinerlei Bedeutung. Die Katholikenversammlungen fanden damals in der Presse geringere Beachtung als später. Ich nehme an, daß Trendelenburg überhaupt nichts davon gehört hatte. Jedenfalls fand ich sein Verhalten mir gegenüber unverändert. Welche Stellung er selber zum offenbarungsmäßigen Christentum und zur katholischen Kirche einnahm, ließ sich aus seinen Vorlesungen nicht entnehmen. Nur zwei Äußerungen

sind mir erinnerlich, welche dazu eine gewisse Beziehung hatten. Einmal, da er von der alexandrinischen Religionsphilosophie sprach, stellte er ihre Logos-Spekulation der vom Johannes-Evangelium verkündeten geschichtlichen Tatsache von dem Fleisch gewordenen Logos gegenüber. Ein andermal, da er die kirchliche Verurteilung Abälards erwähnte, bemerkte er, dieser sei wohl ein Ketzer der Kirche, aber kein Ketzer der Geschichte.

Nachtragen will ich noch, daß Trendelenburg mich auch gesellschaftlich herangezogen hatte. Er pflegte Studenten, für die er sich interessierte, aufzufordern, ihn an einem bestimmten Tage der Woche ohne vorherige Ansage des Abends zu besuchen, und ich war schweren Herzens, wenn auch nicht eben häufig, dieser Aufforderung nachgekommen. Auch zu einigen größeren Veranstaltungen hatte er mich eingeladen; wie es mir bei einer derselben ergangen war, habe ich mit bitterer Selbstironie in einem Brief an meine Mutter erzählt: „Ich war gerade mit einem philosophischen Privatdozenten der hiesigen Universität, dem ich vorgestellt worden, im Gespräch begriffen, als Herr und Frau Professor uns in Eile in das andere Zimmer brachten, wo noch zwei Damen, sehnsüchtig an die Wand gelehnt, des freundlichen Armes harrten, der sie zu Tische führen sollte. Ich kannte mich selbst nicht mehr, und mit ungeahntem Mute bat ich mir das Vergnügen von einer Holsteinerin aus; freilich mit der Konversation, da wollte es zeitweise nicht recht gehen, doch ich ruhte am Ende schon auf meinen Lorbeeren von wegen des bewiesenen Mutes.“ Übrigens erfuhr ich am selben Abend, daß Frau Professor Trendelenburg die Schwester eines meiner früheren Lehrer am Darmstädter Gymnasium,

des Hofrats Becker sei. Trendelenburg war in jungen Jahren Hauslehrer bei dem preußischen Bundestagsgesandten von Nagel gewesen, hatte in Offenbach im Hause des feinsinnigen Sprachforschers Dr. Becker verkehrt und eine der Töchter heimgeführt. Das gab mir wenigstens für die Unterhaltung mit den Familienmitgliedern einige Anknüpfungspunkte. Nicht viel besser ging es mir bei anderen ähnlichen Festen, bei den sogenannten Geheimratsbällen im Unionshaus und bei den kleinen Tanzvergnügungen, die Peter Reichensperger zu Ehren seiner schönen Tochter Helene zu geben pflegte. Immer stand mir meine Unbehilflichkeit im Verkehr mit Damen im Wege. Endlich aber sollte sich mir ein Haus öffnen, wo ich mich heimisch fühlte und meine Schüchternheit verlor. Es war die Familie von Wangenheim, an deren mir erwiesene Güte ich mit kaum geringerem Danke zurückdenke als an den Verkehr mit meinen Verwandten. Freiherr von Wangenheim war der Sohn des württembergischen Ministers, welcher im ersten Drittel des Jahrhunderts eine nicht unbedeutende politische Rolle gespielt hatte. Er selbst hatte bis zum Jahre 1848 an der Spitze der hohenzollernschen Regierung gestanden und war nach dem Verzichte des Fürsten auf seine Souveränität in den preußischen Staatsdienst übernommen worden. Er war eine ritterliche Natur, pflegte mit Vorliebe junge Pferde zuzureiten, hatte aber auch viele geistige Interessen und übersetzte gerne aus fremden Sprachen, wobei er sich, obwohl gläubiger Protestant, die Schriften katholischer Verfasser auswählte. Der streng kirchlichen Richtung seiner Frau und seiner beiden Töchter legte er keinerlei Hindernisse in den Weg. Sein Haus war

jetzt und später ein Mittelpunkt für die Katholiken der höheren Stände. Von den Töchtern trat die eine — Ida — nach einigen Jahren in ein Dominikanerinnenkloster in England ein, mit der anderen — Elsy — bin ich, wie auch nachher meine eigene Familie, bis zu unserem hohen Alter freundschaftlich verbunden geblieben. Wie es kam, daß es mir in diesem Kreise mit dem Verkehr leichter ging, erklärte ich meiner Mutter daraus, daß ich auch mit jungen Damen nur ernsthafte Unterhaltung zu führen verstünde, was bei Wangenheims herkömmlich sei und gelegentlich anderwärts bekrittelt werde. Noch muß ich zweier meiner Bekannten gedenken, die ich im zweiten Jahre meines Berliner Aufenthaltes erwarb und mit denen mich bald eine enge Freundschaft verband, was ich um so mehr zu schätzen wußte, als Karl Cossen inzwischen nach Halle übergesiedelt war, wo sein Bruder Willy glücklich die Assistentenstelle erhalten hatte. Der eine war Johannes Richter aus Koblenz. Er war Architekt, hatte an der Berliner Bauakademie zwei Jahre studiert, sein Bauführerexamen gemacht, dann praktisch gearbeitet und war jetzt zurückgekehrt, um sich auf das Baumeisterexamen vorzubereiten und daneben seiner Dienstpflicht zu genügen. „Er besitzt," so schrieb ich nach Hause, „weit mehr allseitige Bildung als alle seine Kollegen, die ich bisher kennen lernte, und ist besonders sehr musikalisch, so daß ich mir alle meine Beethovenschen Lieblinge vorspielen lassen konnte. Ganz besonders aber ist er ein Mensch, der in seiner Gemütstiefe und religiösen Durchdringung an Karl Cossen erinnert."

Der andere war August von Druffel, aus einer angesehenen

Münsterschen Familie, der in Göttingen bei Waitz promoviert hatte. Daß er nicht nur bei Reichensperger, sondern auch bei Wangenheims verkehrte, brachte uns rasch einander näher; ihm verdanke ich die früher erwähnte persönliche Bekanntschaft mit Aulicke, in dem er einen väterlichen Freund verehrte. Seit Frühjahr 1864 wohnten wir in dem gleichen Hause. Als im Sommer Moritz Ritter für kurze Zeit nach Berlin kam, lernten sich die beiden Historiker, die dann viele Jahre nebeneinander in München tätig sein sollten, auf meinem Zimmer kennen. Bei Reichensperger verkehrte auch Dr. Hugo Loersch. Er war von Haus aus Jurist, hatte dann aber gleichfalls bei Waitz eine Zeitlang in Göttingen studiert und beabsichtigte, sich, wahrscheinlich in Bonn, für Rechtsgeschichte und deutsches Privatrecht zu habilitieren. Wenige Jahre darnach brachte er diesen Plan zur Ausführung, heiratete Helene Reichensperger und begründete so ein Haus, indem auch ich später verkehren durfte.

Ich habe bisher noch kaum von Politik gesprochen, und doch bildete die Politik damals wie heute in Berlin das Tagesgespräch. Es war zudem eine aufgeregte Zeit, Bismarck hatte den Kampf mit der Fortschrittspartei aufgenommen, im Abgeordnetenhause kam es zu viel besprochenen Sturmszenen. Einzelne meiner Bekannten wußten sich Zutritt zu den Tribünen zu verschaffen; dafür sah ich einmal Bismarck, wie er nach einer solchen aufgeregten Sitzung durch einen Spazierritt im Tiergarten seine Aufregung beschwichtigte. Am 3. Februar 1863 feierte die Berliner Studentenschaft offiziell den fünfzigjährigen Gedenktag der patriotischen Erhebung vom Jahre

1813. In welchem Saale die Versammlung stattfand, weiß ich nicht mehr; man konnte, ohne zu der Versammlung zu gehören, ihr als Zuhörer beiwohnen, und so gingen Stahl und ich dorthin. Es war ausdrücklich bestimmt worden, daß die Feier eine rein patriotische sein und jede Anspielung auf die Politik der Gegenwart ausgeschlossen bleiben sollte. Aber schon gleich die Mahnung des Rektors der Universität, Professors Beseler, treu auszuhalten in schwerer Zeit schien nach der Aufnahme, die sie fand, nicht bloß auf die Vergangenheit anzuspielen; dann aber trat Virchow auf, mit unendlichem Jubel begrüßt, und wünschte, „daß das glorreiche Geschlecht der Hohenzollern dem deutschen Vaterlande Kaiser wiedergeben möge nach der Art der Hohenstaufen, die alle Römlinge vertreibe, die es so lange geknechtet." Da rief eine mutige Stimme: „Keine Politik!" Nun brach ein ungeheurer Lärm los, aber es war deutlich zu erkennen, daß er sich nicht gegen den Redner, sondern gegen den Urheber des Zwischenrufs richtete. Der Vorgang war bezeichnend. Bismarck konnte daraus entnehmen, daß, so sehr die Fortschrittspartei, zu deren vornehmsten Führern Virchow gehörte, ihn in der inneren Politik bekämpfte, er doch auf ihre Gefolgschaft rechnen konnte, sobald er sich anschickte, die Vorherrschaft Preußens in Deutschland zu begründen. Von den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses, welche damals in der sogenannten katholischen Fraktion vereinigt waren, hatte ich im Unionshause den Kammergerichtsrat Rhoden kennen gelernt. Durch diesen erhielt ich gelegentlich eine Einladung zu einem Fraktionsdiner. Loersch nannte es spitzig (—) ein Henkersmahl, denn die kleine Fraktion hatte

in der Konfliktszeit schwere innere Kämpfe zu bestehen, die sie mit der Auflösung bedrohten. Von den eigentlichen Koryphäen war meiner Erinnerung nach niemand zugegen. Das nächste Jahr brachte die Schleswig-Holsteinische Verwicklung. Mit den deutschen Mittelstaaten stand ich durchaus auf Seite des Augustenburgers und befürchtete Unheil von der Politik der beiden Großmächte, ohne jedoch einen tieferen Einblick in die Verhältnisse zu haben. Auch der Jubel über den siegreichen Sturm auf die Düppeler Schanze und der festliche Einzug der Truppen in Berlin änderte nichts an meiner Stimmung.

Inzwischen rückte die Zeit meines Examens immer näher. Meine Dissertation war gut fortgeschritten, ich hatte sie in den Ferien wiederholt mit Franz Brentano durchgesprochen, und auch unter seinem Einfluß einen ersten Entwurf gefertigt, den ich nun im Winter allmählich ausarbeitete. Nun aber galt es, die Abhandlung vorschriftsmäßig ins Lateinische zu übersetzen. Ich bediente mich dazu der Hilfe eines Philologen aus dem Leseverein. Aber die Arbeit war nicht leicht. Denn übertraf mich mein philologisch geschulter Helfer zwar an grammatikalischer Sicherheit und leichter Handhabung der alten Sprachen, so mußte ich ihm, der nach eigenem Bekenntnis kein philosophisches Ingenium besaß, jederzeit zuerst den Gedankeninhalt meiner Sätze verständlich machen. In den letzten Tagen des Mai war ich endlich so weit, daß ich die Abhandlung und die übrigen erforderlichen Papiere bei dem Dekan der philosophischen Fakultät, es war zur Zeit der angesehene Physiker Professor Magnus, einreichen konnte. Mit Ungeduld wartete ich auf die Entscheidung. Endlich, es

war inzwischen Juli geworden, wurde ich durch die Nachricht erfreut, die Arbeit sei von der Fakultät angenommen und ich somit zum Examen rigorosum zugelassen. Die Arbeit erhielt das Prädikat docta et accurata. Trendelenburg, den ich alsbald aufsuchte, überließ es mir völlig, ob ich die kleinen Ausstellungen, die er zu machen hatte, bei der Drucklegung berücksichtigen wolle oder nicht. Selbstverständlich war ich bestrebt, ihnen nach Kräften gerecht zu werden. Auf seinen Wunsch schickte ich später Exemplare an die Vertreter der alten Philosophie an den verschiedenen Universitäten und folgte auch seinem Rate, etwa 100 Exemplare in den Buchhandel zu geben. Aus dem allen durfte ich den Eindruck gewinnen, daß sein Urteil über meine schriftliche Arbeit ein günstiges war. Daß ich einige Jahre später von Herder in Freiburg ein Honorar von fünf Talern dafür erhielt, will ich gleich hier vorwegnehmen. Weniger glückte es mir im mündlichen Examen. Zwar in meinem Hauptfache, der Philosophie, in welchem ich allein von Trendelenburg geprüft wurde, ging es nach Wunsch, in dem mir vorgelegten Texte der nikomachischen Ethik des Aristoteles fand ich mich leicht zurecht und auch die an mich gerichteten Fragen wußte ich in der Mehrzahl zu beantworten, dagegen haperte es in den Nebenfächern; schon ihre Wahl hatte Schwierigkeiten gemacht, und so mußte ich mich mit dem Prädikate cum laude begnügen. Glücklicherweise hat dies weder bei meiner Habilitation in Bonn ein Hindernis gebildet, noch auch die Berliner Fakultät gehindert, mir nach 50 Jahren das Diplom zu erneuern und mit einem schmeichelhaften Elogium zu versehen. Nun stand noch die öffentliche Disputation bevor,

die erst nach Vollendung des Druckes angesetzt werden konnte. Sie fand am 26. Juli statt und verlief programmäßig. So bald als möglich nahm ich Abschied von Berlin und reiste über Halle, wo ich den Brüdern Cossen einen kurzen Besuch machte, nach Hause.

Zog ich das Fazit meines Berliner Aufenthaltes, so durfte ich mir sagen, daß ich das gesteckte Ziel ohne Verzögerung erreicht hatte, daß ich meinen Grundsätzen treu geblieben sei, viele und verschiedene Menschen kennen gelernt hatte und selbst reifer geworden sei. Freilich der Überschwang religiösen Empfindens, der mich in Münster erfüllt, aber schon in München eine gewisse Abschwächung erfahren hatte, war geschwunden. Nicht daß mich die Nachtseite des Berliner Lebens jemals berührt hätte, hierüber konnte ich meine Mutter aufrichtigen Herzens vollkommen beruhigen. Auch meine kirchlichen Verpflichtungen hatte ich nach Kräften erfüllt; ganz leicht war das nicht gewesen. Berlin hatte damals nur zwei größere katholische Kirchen; von der im vornehmsten Stadtviertel gelegenen St. Hedwigskirche war jede meiner Wohnungen mindestens eine Viertelstunde entfernt. Ganz abgelegen war die neuerbaute St. Michaelskirche. So konnte von dem täglichen Besuch der heiligen Messe wie in Münster und dann noch in München nicht die Rede sein. Eine Vorliebe hatte ich für die trauliche Kapelle im St. Hedwigskrankenhaus, wo ich zudem in dem würdigen Kuratus Scholtz einen trefflichen Seelenführer fand. Aber auch hier hinderte die weite Entfernung einen öfteren Besuch . Was meine Zukunftspläne betraf, so hatte meine Mutter immer gewünscht, daß ich mich

mit einem älteren, erfahrenen Manne, am liebsten mit August Reichensperger beraten möge. Ich hatte das auch schon einmal getan und ihm von meiner Neigung zum geistlichen Stande gesprochen; er hatte sich nicht dagegen ausgesprochen, um so weniger, als mich, wie er meinte, keine äußeren Vorteile dazu bestimmen könnten. Dann hatte meine Mutter selbst bei einem Besuche in Hannover Reichensperger getroffen, der mit ihrer dort lebenden Schwester aus den Zeiten des Frankfurter Parlamentes her befreundet war. Sie hatte ihm ihr Herz ausgeschüttet und ihm alle ihre auf mich bezüglichen Hoffnungen, Wünsche und Sorgen mitgeteilt. Ein Gegenstand ihrer Sorge war meine Freundschaft mit Stahl, gegen den sie immer ein gewisses, wenn auch grundloses Mißtrauen empfand. Zweifellos war es eine Nachwirkung dieses Gesprächs, daß Reichensperger, als er im Winter darauf mich in Berlin traf, nachdem er sich eingehend nach Stahl erkundigt hatte, zu mir sagte: „Isolieren Sie sich nicht in einer einseitigen Richtung, gehen Sie ja recht viel in Gesellschaft, nehmen Sie recht regen Anteil an Ihrem Vereine, dem ich sehr große Wichtigkeit beilege! Seien Sie vor allem recht heiter, wie es Ihrem Alter zukommt, das spätere Leben ist ernst genug." Der Rat war sicherlich gut; bei seiner Befolgung mußte es sich zeigen, ob ich wirklich Beruf zum geistlichen Stande hatte oder ob der Gedanke hieran nur auf den Eindrücken meiner frühesten Jugend und dem in Münster mächtig gesteigerten religiösen Gefühl beruht hatte. Tatsächlich trat denn auch der Gedanke hieran nicht infolge eines einzelnen Erlebnisses und noch weniger infolge schwerer innerer Kämpfe, sondern ganz allmählich in den Hintergrund.

Wann ich ihn völlig aufgegeben habe, wüßte ich nicht zu sagen; zu einer Auseinandersetzung mit meiner Mutter ist es hierüber nie gekommen. Sie hatte ja von Anfang an ihre Zweifel gehegt, ebenso wie der treue Freund und Beschützer meiner Jugendjahre, Kaplan Beyer. Beide wurden auch jetzt nicht irre an mir.

Die erste Etappe auf dem Weg zur akademischen Laufbahn, die Erwerbung des Doktorgrades, war zurückgelegt. Was wollte ich nun jetzt anfangen? Für jeden angehenden Gelehrten hat diese Übergangsperiode, die, je nach den Satzungen der Universitäten, mehrere Jahre währt, ihre Schwierigkeiten. Es fehlen die Wegweiser. Am leichtesten haben es noch die Jünger der Naturwissenschaft und der Medizin, die jene Übergangsperiode als Assistenten in Laboratorien und Kliniken ausfüllen können und so ganz von selbst zu den Pforten der Universität geführt werden. Ich dagegen war ausschließlich auf mein privates Studium angewiesen, nahm auch sogleich den Aristoteles wieder vor, kam aber darin nicht so recht vorwärts; es fehlten mir die Richtlinien, und so war ich unbefriedigt. In der Familie war man der Meinung, daß es meiner Bildung nicht schaden würde, wenn ich im Winter, wo ich ja nun doch zu Hause bleiben würde, in ‚die Welt ginge'. Ich tat es ohne Begeisterung und, wie ich fürchte, auch ohne großen Nutzen. Da kam Hilfe in der Not. Eine Cousine meiner Mutter, die ihr sehr nahe stand, machte den Vorschlag, ich solle eine Reise nach Italien, besonders nach Rom, unternehmen, wozu sie mir großmütig eine beträchtliche Summe zur Verfügung stellte.

Mit Freuden ging ich darauf ein und der Plan gewann dadurch eine festere Gestalt, daß Freund Beyer sich entschloß, mich auf der für Mitte März angesetzten Reise zu begleiten. Zur Vorbereitung las ich Seumes Spaziergang nach Syrakus, studierte den Cicerone von Burkhardt und vertiefte mich sogar in Bunsens Geschichte der Stadt Rom. Die Reise sollte über München und Innsbruck und dann weiter über den Brenner gehen. Den Verlauf und die ersten Eindrücke aus Italien schildern die beiden nachfolgenden Briefe.

Florenz, den 18./19. März.

Liebe Mutter!

... Ich muß von vorne anfangen zu erzählen. In Heidelberg war Max Lossen an der Bahn. Die Fahrt ging glatt und glücklich vonstatten. Das Wiedersehen mit Druffel und Ritter war freudig und herzlich. Den Abend saßen wir natürlich lange beisammen, und zwar im „Orlando di Lasso", von alten und neuen Zeiten plaudernd. Anderntags machten beide Feiertag und wir bummelten so ganz con amore durch München, nur die Basilika und die alte Pinakothek wurden eines Besuches gewürdigt. Am Abend kam Herr Beyer an, den Druffel sofort in Beschlag nahm, indem er alle Minen seiner Liebenswürdigkeit springen ließ und in der bekannten Geschicklichkeit „äußerer Vertretung" wahrhaft exzellierte. Mittwoch — es war der Todestag meines Vaters — las Herr Beyer die hl. Messe, der ich beiwohnte; um 10 Uhr fuhren wir nach Innsbruck

ab, wo wir nach achtstündiger Fahrt durch bekannte, zum Teil durch Erinnerungen an jene schöne Pfingstreise im Jahre 1862 belebte Gegenden eintrafen. Marie (meine früher erwähnte Cousine Marie Stumpf) war wie vom Donner gerührt, als ich plötzlich bei ihr eintrat. Stumpf war nicht zu Hause, kam aber bald. Beide hatten natürlich, wie ich nicht anders erwartet hatte, eine ganze Flut von Einwendungen dagegen, daß ich schon am selben Abende wieder weiter wollte, die aber sämtlich nicht an meinem festen Willen, sondern ganz besonders daran scheiterten, daß die Billets für die Brennerfahrt schon gelöst waren. Dafür nahmen Stumpf und Marie aber doch die Ehre in Anspruch, mich mit drei Werken der leiblichen Barmherzigkeit auszustatten, nämlich mit einem Paar vorzüglicher Pelzstiefel, die ich von Bozen wieder zurückgeschickt habe, Fleischbutterbroten und einer Flasche Bordeaux. So ward die vierzehnstündige Fahrt ganz gemütlich; trotz des hohen Schnees, der auf dem Brenner lag, war es nicht kalt; dabei schlief ich sehr viel. Hinter Brixen, das wir am Morgen erreichten, sollte laut Förster — einem damals vielbenutzten Reisehandbuch — die Landschaft immer südlicher werden, allein davon war leider nicht viel zu merken. Die Berge hatten bis weit hinunter tiefe Schneefurchen, die Wiesen lagen grau und trübe, die ganze Natur noch im Winterschlafe. Das freilich ließ sich dem Tal der reißenden Eisack ansehen, daß es herrliche Ansichten biete, wenn die Farben des Frühjahrs es bedecken. Der kurze Aufenthalt in Bozen ward zu gründlicher Reinigung von den Spuren der nächtlichen Fahrt und



Der Verfasser als Student.



Einnahme eines schlechten Mittagessens benützt, dann ging es weiter dem Süden zu. Bis nach Trient lag Schnee, allein die häufiger auftretenden Zypressen und die zerstreut liegenden Gehöfte mit den langen, von wenig Fenstern unterbrochenen Mauern und dem ruinenhaften Aussehen erinnerten uns doch daran, daß die Gärten Italiens sich vor uns aufgetan hatten. Dabei ist das Etschtal reich an schönen Ausblicken, aber freilich dunkelte es allmählich, und als wir an die durch Otto von Wittelsbach berühmt gewordene Klause kamen, war es bereits völlig Nacht geworden und nur das lautere Toben der Eisenbahn zeigte, wie nahe wir an den Felsen vorbeifuhren. Gegen den ursprünglichen Plan beschlossen wir, von Verona erst mit dem zweiten Zuge abzureisen; allein das Amphitheater und zwei oder drei wenig bedeutende Kirchen wurden teuer erkauft, indem, als wir in Mantua ankamen, die Post nach Modena bereits vor zwei Stunden abgefahren war. „Und es war ein Mann, der ging nach Jericho und fiel unter die Räuber." Auch wir mußten der Schlauheit und Prellungssucht der Italiener unsern Tribut bezahlen. Durch zweite und dritte Hand wurde uns ein Wagen angeschwindelt; allein nachdem wir einen fabelhaften Preis dafür bezahlen mußten, wurde uns nicht nur, entgegen dem Vertrage, unterwegs nichts zu essen verabreicht, sondern wir kamen auch zu spät nach Reggio, wo wir die Eisenbahn hätten erreichen sollen, und mußten in diesem unbedeutenden Neste liegen bleiben. Allein alle diese Unannehmlichkeiten des gestrigen Tages wurden reichlich aufgewogen durch den heutigen — Bologna — wo wir bei günstigem Wetter uns

erst so recht in Italien zu fühlen begannen. Bologna ist eine schöne, alte Stadt, der die unter den Häusern auf beiden Seiten der Straße herlaufenden Arkaden eine besondere Zierde verleihen. Der Hauptplatz zeigte ein bewegtes Bild, es war Markt und großes Gedränge; italienische Hökerinnen priesen mit lautem Geschrei ihre Waren an; da standen Gruppen von Landleuten, den gebräuchlichen Radmantel um die Schulter geschlagen, dort drängte sich ein nach neuester Pariser Mode gekleideter Stutzer an einem würdig daherschreitenden Pastor mit den hohen Strümpfen und dem gewaltigen Dreimaster vorbei. Das an den Platz anstoßende Gemeindehaus und der Palazzo della Podestà waren mit Fahnen und einer Tribüne geschmückt; es schien, als ob der rè d'Italia vor kurzem seinen Rundgang auch hierher gelenkt habe. Von den Kirchen sahen wir zuerst San Petronio (den Schutzheiligen der Stadt). Die Kirche ist der Anlage nach gotisch mit bedeutender Akkomodation an den italienischen Geschmack, dabei im Außenbau nicht vollendet. Das Innere gewährt mit seinen weiten Räumen, seinen schlanken Pfeilern und dem gut verteilten Lichte einen hellen, erhebenden Anblick. Die längs den Seitenschiffen herlaufenden Kapellen enthalten zum Teil Altargemälde bedeutender Meister, wie des hauptsächlichsten Bologneser Malers Francesco Francia. In San Domenico ist das Bedeutendste das Grabmal des Heiligen von Nicolo Pisano u. a., das aber tief in einer vergitterten Kapelle stand und nicht sichtbar war. Überaus merkwürdig ist San Stefano, aus acht zusammenhängenden, zum Teil unterirdischen Kirchen voll seltsamer, alter Architektur und Skulp-

tur bestehend. San Luca liegt auf einer Anhöhe vor der Stadt, ein bedeckter, über eine halbe Stunde langer Bogengang führt vom Tore aus hinauf. Wir glaubten nicht Zeit genug für den ganzen Weg zu haben, hatten aber doch Gelegenheit, auf dem Gange in jener Richtung die schöne Hügelkette kennen zu lernen, an deren Fuß Bologna liegt. An der alten, berühmten Universität war nichts zu sehen als sie selber; an ihr vorbei führte der Weg zur Bildergalerie, wo von bekannten Bildern nur die heilige Cäcilia von Raffael, sonst viel Mittelgut von Fr. Francia und Guido Reni ist. Überaus erfreut und befriedigt verließen wir Bologna, um — natürlich 3. Klasse — nach Florenz zu fahren. Wir trafen es dabei sehr günstig, indem wir einerseits mit einem Geistlichen, dem Pfarrer einer Zwischenstation, andererseits mit einem geriebenen, deutschen jungen Kaufmann zusammen kamen, dem Besten seiner Sorte, der mir noch vorgekommen. Mit ersterem sprachen wir lateinisch; es war ein würdiger Herr mit einem wahren Hirtengesicht, dabei voll bester Gesinnung. Er hatte Dupanloups Broschüre über die Enzyklika in italienischer Übersetzung bei sich, klagte über die um sich greifende Irreligiosität des italienischen Volkes und die daraus hervorgehende Gefährdung der Geistlichen und wünschte so recht aus Herzensgrund, es möge bald der Sieg della Religione e della Giustizia kommen. Auch erzählte er manches über die hiesigen Verhältnisse. Der Erzbischof von Bologna ist tot, der Vikar wird seit Jahren am Lago Maggiore gefangen gehalten, unser Freund hatte ihn dort bereits zweimal besucht. Die Diözese wird durch einen Provikar verwaltet.

Was die Sprache betrifft, so verstehen die Italiener den Fremden viel leichter als er sie, weil sie so entsetzlich schnell sprechen und dabei die Dialekte sehr verschieden sind. Übrigens mache ich famose Fortschritte und hoffe bald zu völliger Bewältigung zu kommen. Bis jetzt haben uns meine fragmentarischen französischen Kenntnisse schon gute Dienste geleistet. Meine Gesundheit ist gut, mein Schnupfen fast vorüber, meine Reisevorkehrungen bewähren sich vortrefflich und erregen den Neid meiner Gefährten, bei deren Vorbereitungen eben keine Mutter ihre sorgliche Hand im Spiele hatte — freilich sind sie drum auch wohl nicht mit so vielen Fäden nach Hause gekettet wie ich, der ich oft und viel an Euch denke und mich wirklich schon jetzt recht eigentlich auf die Heimkehr freue. Lebe wohl, ich muß schließen, es ist zwei Uhr in der Nacht."

Pisa, 22. März.

Liebe Mutter!

In Florenz, das wir heute Nachmittag ganz entzückt und zugleich fast erdrückt verließen, bin ich nicht dazu gekommen, Dir nochmals zu schreiben. Nun versuche ich's in dem stillen, herrlichen Pisa, wo wir uns seit fünf Uhr befinden, die Eindrücke von Florenz noch einmal an mir vorbeiziehen zu lassen, und daraus einen oder den anderen für Euch zu fixieren. Florenz unterscheidet sich sehr bedeutend von Bologna. Das eigentümlich Südliche ist durch das Leben der modernen Stadt sehr verdrängt; bei dem regnerischen, kalten Wetter konnte man in manchen Straßen fast vergessen, daß die gewaltige

Mauer der Alpen von den Städten des Nordens uns trennend dazwischen lag. Aber Florenz enthält an den verschiedensten Punkten zerstreut, nicht unter schützenden Mauern versteckt, sondern allen Blicken ausgesetzt, Spuren jener merkwürdigen Zeit, wo Fürsten mit Reichtum und Kunstsinn begabt wie die Mediceer Werkzeuge fanden, ihre Pläne zu verwirklichen, wie Michelangelo. Dabei birgt es in seinen Palästen und Kirchen Schätze, die völlig zu heben Jahre erfordern würden. Darum ist Florenz nach Rom gewiß am meisten zum Studium der Kunst geeignet, sei es der antiken Plastik, von der eine Reihe der herrlichsten Werke der Palast der Uffizien ausbreitet, sei es der Malerei, die seit ihrem frühesten Erwachen im Mittelalter die Florentiner Kirchen ausgeschmückt hat. Was die Architektur betrifft, so konnte ich mich mit den italienischen Erzeugnissen, die Zeitgenossen unserer deutschen Dome sind, nicht recht befreunden. Zwar machen die Kirchen mit ihrer äußeren Bekleidung von weißem und buntem Marmor, der sich in architektonischen Linien abwechselt, einen gewissen malerischen Eindruck; allein mit der strengen, ganz von innen heraus gewachsenen Schönheit eines deutschen Außenbaues halten sie den Vergleich nicht aus. Was den Innenbau betrifft, so begreift man freilich, daß Michelangelo Santa Maria Novella mit ihren schlanken Säulen und leichtem Gewölbe seine Braut nannte, allein andererseits versteht man auch hier doch recht, wie in Italien die Renaissance kommen konnte und mußte, ja, man befreundet sich mit ihr. Was aber den allgemeinen Charakter dieser eigentlich italienischen Kirchen angeht — denn die aus früherer

Zeit verdanken vielfach deutschen Impulsen ihre Ausführung — so lassen sie vielleicht jenen Charakter der Einheit vermissen, der in unsern deutschen Domen vom Portale an alles auf einen Punkt hinführen und im Hochaltar seinen Abschluß finden läßt, aber sie entsprechen dafür wohl der Art und Weise italienischer Andacht; die Gläubigen kommen und gehen in einzelnen Gruppen und folgen mit seltsamer Beweglichkeit den Handlungen des zelebrierenden Priesters oder verrichten vor irgend einem besonders beliebten Bilde ihre Andacht. Der Hauptaltar ist dann meistens im Kreuzungspunkt der Kirche unter einer Kuppel aufgestellt, und nicht nur umgeben Chor und Schiff ein Kranz von Kapellen, in denen häufig die köstlichsten Kunstwerke aufgestellt sind (wie zum Beispiel in der berühmten Grabkapelle des Juliano und Lorenzo von Medici bei der Kirche von S. Lorenzo, von der man nicht weiß, ob Michelangelo sie für seine Statuen gebaut oder die Statuen für seine Kapelle gemeißelt hat, so herrlich stimmen Anlage und Dekoration des Baues mit den Monumenten zusammen), sondern es sind z. B. in S. Spirito die Nebenschiffe noch um Chor und Querbau weiter geführt, was dann eine Fülle schöner, perspektivischer Pfeilerdurchsichten gibt. Die Plastik ist vielleicht die höchste der bildenden Künste, sicher aber die unnahbarste, während die Malerei ihre Schönheiten jedem unbefangenen Auge leicht erschließt; dennoch habe ich die antiken Bildwerke mit wachsender Bewunderung, vielleicht mehr und mehr aufdämmerndem Verständnis beschaut. Von den in den Uffizien aufgestellten sind weitberühmt die mediceische Venus und die Niobidengruppe.

Mit Bildern hat in älteren Zeiten besonders Giotto mit seiner Schule eine ganze Reihe von Kirchen und Kapellen angefüllt, schöne, aber noch monotone Heiligengestalten, zum Teil auf Goldgrund. Nächstdem, aber schon zeitlich wie sachlich einen gewaltigen Schritt von ihm getrennt, ist es Andrea del Sarto, der mit der zauberhaften Schönheit seiner Farben und Formen momentan von größter Wirkung ist, nach und nach aber fast seinen Reiz verliert; es fehlt seinen Schöpfungen, sagt das kleine, dicke Buch (das ich mir in Florenz in der deutschen Buchhandlung verschaffte, nachdem wir in München in sechs Läden vergeblich danach gefragt hatten) das, was man die schöne Seele nennen möchte. Dann enthält besonders der Palazzo Pitti eine Fülle des Herrlichsten, was je Menschenhand in dieser Sphäre geleistet hat. Dort ist besonders neben den Madonnen Raffaels (della Sedia und noch zwei oder drei anderen zum Teil weit schöneren) der gewaltige Fra Bartolomeo della Porta zu nennen, vor allem mit dem Herrlichsten, was er geschaffen hat, einem auferstandenen Christus mit vier Heiligen. Beim Anblick dieser, wenn irgend eine, ja vielleicht einzig des Gottessohnes würdigen Gestalt in ihrer übermächtigen und doch beseligenden Größe habe ich Deiner lebhaft gedenken müssen. Hier hättest Du vielleicht gefunden, was Du schon so lange gesucht hast. Außerdem bergen die Kammern des Palazzo Pitti und der Uffizien noch eine Fülle der herrlichsten Juwelen von Perugino, Palma Vecchio, Tizian und vieles andere, was ich gar nicht alles aufzählen kann. Aber einen Schatz enthält Florenz, der unter allen andern einen unvergänglichen Eindruck hervorruft, weil er ganz

einzig in seiner Art dasteht; es sind die Schöpfungen des Fiesole. Ich weiß nicht, ob die schöne Legende, der fromme Bruder habe auf den Knien gemalt, historisch wahr ist, eine innere Wahrheit hat sie jedenfalls, denn es ist wirklich etwas wie ein Hauch des Himmels über seine Bilder ausgegossen. Im Kloster San Marco, wo er wohnte, hat er Kreuzgang, Refektorium und Zellen ausgeschmückt, darunter eine mit der wunderschönen, durch die Düsseldorfer Bilder bekannten Krönung Mariens. In Santa Maria Novella ist auf einem Reliquienkästchen die durch dieselben Stiche bekannte, überaus liebliche Madonna. Aber die Krone gebührt dem in der Akademie aufgestellten jüngsten Gericht. Die Anordnung ist die hergebrachte; oben in der Mitte des Bildes thront der Heiland mit den himmlischen Heerscharen, unter ihnen schweben die Engel mit den Posaunen und den Wahrzeichen seines Leidens. Andere haben das Gesicht des Heilandes vielleicht göttlicher, gewaltiger, keiner vielleicht so himmlisch gebildet und die fürbittende Madonna zu seiner Rechten ist nur ein festgehaltener Hauch von Reinheit, Innigkeit und strahlender Schönheit. Derselbe Geist spiegelt sich zart individualisiert in den Köpfen der umgebenden Engel und Apostel, alle mit der gleichen Liebe, demselben Fleiße miniaturartig ausgeführt. Aber das schönste der Bilder ist der Empfang der Seligen im Paradies links unten. Auf dem Berge liegt die heilige Stadt, aus ihren geöffneten Toren dringt ein goldener Glanz, in dem zwei Lichtgestalten schweben. Englein mit Rosenkränzen tanzen auf dem mit bunten Blumen und Wunderbäumen bewachsenen Plan des Paradieses einen Reigen

und strecken die Hände den ankommenden Heiligen entgegen, voran S. Dominikus und S. Franziskus, einander an der Hand führend, ihnen folgend eine große Anzahl von Heiligen jeden Standes, Päpste, Könige und heilige Jungfrauen, zum Teil von ihrem Schutzengel begleitet, der sie in seliger Beglückung anschaut oder in überströmender Liebe umarmt. — Die Tage in Florenz waren Tage höchster, beglückender Anregung; dabei war es uns wenigstens einmal vergönnt, bei heiterem Himmel die herrliche Lage der durch den rasch fließenden Arno in zwei Teile geteilten, am Fuße einer Hügelkette gelegenen Stadt zu bewundern. Wohin das Auge reichte, Villen, Häuser, Türme malerisch zerstreut, die fernsten Berge noch mit Schnee bedeckt, die nähere Umgebung bereits so grün wie es in Italien überhaupt werden kann, denn das Grau der Oliven und schwärzliche Grün der Cypressen hält den Vergleich mit unseren Waldbäumen nicht aus. Gestern mittag fuhren wir nach Pisa, wo sich im Dom, Campanile, dem berühmten schiefen Turm, und Battistero neue Herrlichkeiten eröffnen. Heute wollen wir nach Siena, morgen nach Orvieto, übermorgen womöglich nach Rom! Den längeren Weg haben wir aufgegeben, weil er hauptsächlich auf die Schönheiten der Natur berechnet war, die noch nicht ihren vollen Schmuck angelegt hat. In Rom hoffe ich dann von Euch zu hören."

Von Pisa ging es über Siena nach Orvieto und von da mit dem Vetturin über Viterbo nach Rom. Es war der Nachmittag des Sonntags Laetare, als wir uns dem Reiseziel näherten. Bei einem der vielen Trümmer der Campagna, den die Tradition freilich ohne Grund tomba di Nerone nennt,

hielt der Vetturin den Wagen an, deutete mit der Peitsche vorwärts und sagte: Ecco signori, ecco Roma! Gleichzeitig flog zu unsrer Rechten ein Adler auf; mit den alten Römern hätten wir sagen können: Accipio omen. Die Stadt selbst war nicht sichtbar, wohl aber ragte über die umgebenden Hügel die mächtige Kuppel von St. Peter empor. Wie seit Jahrhunderten die deutschen Rompilger, so betraten auch wir die Stadt durch die Porta del Popolo. Wir stiegen zunächst in dem altbekannten Hotel Minerva ab und gingen am anderen Morgen sofort nach St. Peter. Sobald als möglich vertauschten wir aber den Gasthof mit einer Privatwohnung, in der via quattro fontane, wobei Beyer und ich uns mit einem Zimmer begnügten. Der Eindruck, den die ewige Stadt auf mich machte, war ein überwältigender. Das gilt in erster Linie auch von S. Peter; acht Tage nach meiner Ankunft schrieb ich an meine Mutter:

Rom, 3. April 1865.

Liebe Mutter!

Acht Tage also sind wir bereits in Rom und noch immer bin ich eigentlich überwältigt, weiß ich mich unter all dem Vielen, was ich hier sehen und hören, empfinden und denken soll, nicht recht zu orientieren. Einquartiert sind wir vorläufig in der Straße quattro fontane, einer gesunden Gegend, in der Nähe des Quirinal. Wir bekamen die Wohnung zu billigem Preise mit Hilfe des Malers Wittmer, an den mich Janssen empfohlen hatte. Um Dir von hier zu erzählen, ist,

wie billig, S. Peter der erste Gegenstand, mit dem ich beginne. Es ist bekannt, daß bei der Harmonie der Verhältnisse und dem Mangel eines Maßstabes der erste Eindruck ein ungenügender, ja fast enttäuschender ist. Nun bin ich wohl ein halbes Dutzend Mal dort gewesen, und nachdem wir auch auf die Kuppel gestiegen sind, hat sich unser Auge allmählich an die riesigen Dimensionen gewöhnt und beginnt die Kirche, uns ihre Wunder zu erschließen, was im Anfange nur infolge gewaltsamer Operationen der Vorstellungskraft geschieht. St. Peter wird immer wieder, trotzdem im einzelnen sicher vieles zu tadeln, manches entschieden geschmackswidrig ist, jeden und jeden anziehen — den Gläubigen zur Confessio, wo über den Gräbern der Apostel 89 Lampen Tag und Nacht brennen, und zu der alten Bronzestatue des heiligen Petrus, deren Fuß die andächtigen Pilger küssen, den Ungläubigen zu dem gewaltigen Phantasieeindruck des Ganzen, den perspektivischen Durchsichten, der imposanten, einzigen Kuppel."

Von Professor Janssen, der den vorigen Winter in Rom zugebracht und dort viel mit dem deutschen Kardinal Reisach verkehrt hatte, war mir eine Empfehlung an diesen mitgegeben worden. Der Kardinal empfing mich mit meinem Gefährten sehr freundlich. „Nach längerer, teils heiter behaglichen, teils interessanter und anregender Unterhaltung," so erzählt der obenstehende Brief weiter, „befahl er, den großen, roten Kardinalswagen, den er scherzhaft seine Arche Noah nannte, einzuspannen, und wir fuhren durch die Stadt, am Mons Aventinus her, dem Tempel der Vesta und der Cestius-Pyramide vorüber, vor das Tor nach St. Paul. Die alte berühmte

Basilika, von deren Pracht und Herrlichkeit uns Wunderdinge berichtet werden, ist seit 1823 ein Raub der Flammen geworden. Jetzt steht bereits ein neues Gotteshaus im Innenbau vollendet da, das zwar nicht frei von großen Willkürlichkeiten, aber doch im ganzen der alten Anlage gefolgt ist. Der Gesamteindruck erinnert begreiflicherweise an die Basilika in München, nur daß hier alles ins Weite, Lichte, Helle übertragen ist; dazu ein Schmuck und Glanz, von dem jene Kirche nur ein schwaches Nachbild zeigt. Hat doch auch die ganze Welt zur Ausrüstung dieses Heiligtums beigetragen, der Vizekönig von Ägypten mit seinem kostbaren Alabaster, der Kaiser von Rußland mit seinem prächtigen Malachit.

Nun muß ich Dir aber doch erzählen, daß wir nicht acht Tage in Rom gewesen sind, ohne den Papst zu sehen. Vergangenen Freitag, den 31. März, zwischen 11 und 12 Uhr, sammelte sich in den weiten Hallen von St. Peter eine große Menschenmenge, die den Heiligen Vater erwartete, der, wie an jedem Freitag im März, kommen sollte, vor den drei Stationen zu beten. Außer den Fremden zeichnete sich besonders die elegante römische Welt aus, die sich in reichem Flor um die Schranken drängte. Die Schweizergarde in ihrem malerischen Kostüm bildete Spalier und kurz nach 12 erschien Pius IX. sicheren, ruhigen Schrittes mit den Kardinälen und den Herren seiner Umgebung, nebst dem gewöhnlichen Gefolge. Don Francesco, der Sekretär des Kardinals Reisach, hatte uns einen guten Platz angegeben, von dem aus wir den Heiligen Vater nun ganz in der Nähe, vor dem heiligen Sakramente knien sahen. Auf dem durch die ganze Welt wohlbekannten Antlitz

lag heute ein tiefer Ernst, ja wie eine Spur von Leiden. Nach kurzem Gebet erhob er sich und ging zum Altar der hl. Jungfrau, erhaben wie der Fürst der Kirche, der Nachfolger der Apostel, aber ganz ohne Ostentation, in stiller Sammlung, gleich einem Heiligen. Nachdem er noch dem Grabe des hl. Petrus seine Ehrfurcht bezeigt hatte, verließ er die Kirche wieder; es war einer der schönsten Eindrücke der ganzen Reise."

Doch sollte es dabei nicht sein Bewenden haben, ich tat alsbald Schritte, um zu einer Privataudienz zugelassen zu werden. Hiezu sollte mir ein Empfehlungsbrief behilflich sein, den mir Propst Peldram an Msgr. Hohenlohe mitgegeben hatte. Der nachmalige Kardinal bekleidete damals die Stelle eines päpstlichen Almoseniers, gehörte zur nächsten Umgebung des Papstes und wohnte im Vatikan, in dem zum Petersplatz vorspringenden Teile, wo sich die große Uhr befindet. Dort suchte ich ihn auf und übergab den Brief. „Nachdem er ihn gelesen hatte, war der verhängnisvolle Monsignore sehr freundlich und liebenswürdig; er schrieb mir eine Karte, die mir bei den Festlichkeiten als Talisman durch die Schweizerwachen dienen sollte. Auch sprach ich mit ihm über eine Audienz beim Hl. Vater. Er riet, damit bis nach Ostern zu warten, da man gegenwärtig des großen Zudranges wegen nur mit einer größeren Anzahl zusammen zugelassen werde. Doch sei es gut, wenn ich schon jetzt meinen Namen beim Monsignore Pacca vormerken lasse. Er gab mir auch sofort seinen Bedienten mit, der mich zu der betreffenden Stelle bringen sollte. Das ging also im Sturm und es galt bei der geringen Kenntnis des Italienischen, alle fünf Sinne zusammen zu nehmen. Nun war

zum Unglück der Sekretär nicht da, mit dem ich mich mündlich noch allenfalls verständigt hätte, und der Portier mutete mir zu, meinen Wunsch schriftlich zu hinterlassen. Ich schrieb also — ihr könnt bemessen und mir gelegentlich mitteilen, ob es Unsinn war oder nicht — M. le baron de Hertling, Dr. en Philosophie, de Darmstadt, recommandé par Msgr. Hohenlohe, prie de marquer son nom pour obtenir une audience chez sa Sainteté, lui et M. Beyer, prêtre de Darmstadt — letzteres hatte ich nämlich mit Hohenlohe ausgemacht. Das Weitere muß man abwarten."

Ostern stand unmittelbar bevor. Die kirchlichen Feierlichkeiten bildeten damals noch weit mehr als später einen Anziehungspunkt für alle Fremden und Andersgläubigen. Natürlich war auch ich eifrig bemüht, mir nichts davon entgehen zu lassen. Am 22. April berichtete ich nach Hause:

Rom, 22. April 1865.

Liebe Mutter!

Wie billig beginne ich heute damit, von den kirchlichen Feiern zu erzählen, die uns in der vergangenen Woche fast ausschließlich in Anspruch nahmen. Sie fanden teils in der sixtinischen Kapelle im Vatikan, teils in der Peterskirche statt und waren nicht ohne allerhand kleine Opfer zu erkaufen. Man mußte stundenlang vor Anfang des Gottesdienstes hingehen und sich von dem neugierigen Publikum jeglichen Alters und Geschlechts, sowie den ungestümen Schweizern tüchtig drängen und puffen lassen, um einen guten Platz zu erhalten.

Was zunächst die Musik betrifft, so hat sie mich von allem am wenigsten befriedigt. Selbst nachdem ich mich an die fremdartigen Stimmen, die allen Deutschen zuerst einen widerwärtigen Eindruck machen, gewöhnt hatte, konnte mich das fortwährende Tremolieren und Modulieren nicht eben erbauen und auch die Kompositionen blieben mir unverständlich. Eigentlich ergriffen wurde ich von der Musik kein einziges Mal, wohl aber von den kirchlichen Funktionen selbst. Wir waren dabei gegen voriges Jahr sehr begünstigt; damals war schlechtes Wetter, während in diesem Jahr fortwährend der herrlichste blaue Himmel herrscht, und während im vorigen Jahre der Papst krank und nicht sichtbar war, konnte er diesmal der ganzen Feierlichkeit in der vorgeschriebenen Weise beiwohnen. Zum ersten Male sah ich am Palmsonntag den glänzenden Zug, in dem der Papst auf dem Sessel in die Kirche getragen wird. Dabei machte wieder sein ernster, gesammelter und würdiger Ausdruck den angenehmsten Eindruck. Nachdem er die Palmen geweiht hatte, war feierliche Prozession, dann das Hochamt, das ein Kardinal celebrierte. Am Gründonnerstag war es besonders ergreifend, wie der Papst das Sakrament, von den Kardinälen, Bischöfen und Priestern begleitet, aus der Sixtina in die herrlich erleuchtete, paulinische Kapelle trug; am Karfreitag, wie er nach dem Ecce lignum crucis von seinem Thron herabstieg, das Kreuz zu verehren. Am Karsamstag gingen wir zur Abwechslung in die alte Basilika des hl. Johannes vom Lateran, der zweiten Hauptkirche Roms, wo der Kardinal-Vikar Priester, Diakonen usw. weihte. Glücklicherweise hatte ich für den Ostersonntag endlich den Capitano

Schmidt aufgegabelt, der mich in das Chor der Peterskirche führte, wo ich, unterhalb der Diplomatenloge stehend, bequem den Zeremonien zuschauen konnte, die sich in nächster Nähe vor mir mit allem Pomp entfalteten, während das dumpfe Getöse, das aus dem fernen Schiffe heraufschallte, ahnen ließ, welch ein Gedränge und Gewoge sich dort bewegte. Der Heilige Vater hielt selbst das Hochamt, nachdem er diesmal mit der Tiara bekleidet hereingetragen worden war. Die Momente, wo er bei der Wandlung die heilige Hostie nach drei Seiten dem Volke zeigte, und der andere, wo ihm die heilige Kommunion auf seinem Throne gebracht wurde, waren überaus schön und ergreifend. Aber die Krone von allem war der Segen, den er am Gründonnerstag und Ostersonntag vom Altan der Peterskirche gab. Lange vorher hatte sich auf dem ungeheuren Petersplatze eine ebenso ungeheure Menschenmenge eingefunden. Am Ostersonntag sollen es 200 000 gewesen sein. Wie der feierliche Augenblick näherrückt, fangen die Glocken an zu läuten, einzelne Geistliche, nach und nach alle Kardinäle, erscheinen auf der durch einen prachtvollen Teppich geschmückten und durch ein ausgespanntes Tuch vor den Sonnenstrahlen geschützten Loge, werfen einen Blick herab und verschwinden wieder. Endlich wird der Papst selbst auf dem Sessel herausgetragen, die Glocken schweigen, lautlose Stille herrscht auf dem Platz. Mit lauter, klangvoller Stimme stimmt er die vorgeschriebenen Gebete an, auf die der im Hintergrunde aufgestellte Chor antwortet. Jedes Wort ist unten verständlich. Endlich erhebt er sich, breitet die Arme aus und singt in gesteigertem Tone: Et benedictio Patris et

filii et spiritus sancti descendant super vos und erteilt den Segen. Alles Volk liegt auf den Knien, die Glocken beginnen wieder zu läuten, die Musikchöre lassen rauschende Fanfaren ertönen, die Kanonen der Engelsburg donnern und ein tausendstimmiges Evviva Pio nono dringt durch die Lüfte — ein unvergeßlicher Moment. Und nun das bunte Gewoge und Getriebe auf dem Platze, wo sich die verschiedenartigsten Nationalitäten und Trachten durcheinander schieben! Erst jenseits der Engelsbrücke lichtet sich das Gedränge. Am Gründonnerstag begab sich der Heilige Vater hierauf wieder in die Kirche zurück, um an zwölf armen Greisen, denen er die Füße wusch, das Vorbild seines himmlischen Meisters nachzuahmen. Auch dahin hatte ich mich mit Energie nachgedrängt, sie versagte dagegen, als ich nun auch noch zu dem oberen Saale vordringen wollte, wo dieselben Greise vom Papste bewirtet werden. Am Ostersonntag war abends die prachtvolle Beleuchtung der Peterskuppel. Zuerst heben unzählige Lampen die herrlichen architektonischen Umrißlinien aufs schönste hervor. Dann findet plötzlich auf einen Schlag der Wechsel statt, und an 400 Fackeln verbreiten nunmehr ihr flammendes Licht über den Bau. Den Abend darauf wurde vom Monte Pincio die berühmte Girandola abgebrannt, wo durch einen beispiellosen Aufwand von Erfindungsgeist und materiellen Mitteln das Kleinliche, was solche Feuerwerke sonst immer haben, zu etwas Großartigem gemacht wurde. Raffiniert war der Schluß, wo hart über den Köpfen der auf der Piazza del Popolo aufgestellten Menschenmenge die feuersprühenden Kugeln dahinsausten. Und damit denn der

beleuchtungslustige Geist der Italiener sein volles Genüge habe, war endlich am 19. — dem Jahrestag der Rückkunft des Papstes von Gaëta, sowie der glücklichen Errettung bei dem Unfalle, der ihn in St. Agnese traf, wo der Fußboden einstürzte — abermals Beleuchtung, die durch ihre Allgemeinheit und Ausdehnung, sowie durch ihre reiche Mannigfaltigkeit wiederum einzig dastand. — Am Karsamstag waren des Nachmittags hintereinander drei oder vier öffentliche Audienzen; bei der letzten, wo auch ich zugegen war, hatten sich beinahe an tausend Menschen eingefunden. Unmöglich konnte der Papst mit jedem Einzelnen reden, auch so schon leistete er das Unglaubliche. Wir hatten uns auch nur gemeldet, um die Ansprache zu hören, die der Heilige Vater bei solchen Gelegenheiten hält, und die auch diesmal überaus schön und ergreifend war. Wirklich rührend war es, wenn er — er sprach französisch — in überströmendem Gefühl uns mes enfants, mes chers enfants anredete. Von seiner Lage, überhaupt von Politik redete er kein Wort, es war eine einfache, an die Festzeit angeknüpfte, gedankenreiche Exhortation. Auch hier kam es zu lebhaften Demonstrationen begeisterter Anhänglichkeit, denen freilich wie auch denen auf dem Platze keine große Bedeutung beizulegen ist; bedenklich wäre es freilich, wenn sie nicht erfolgten. Ende der nächsten Woche werden wir hoffentlich zur Privataudienz zugelassen werden."

Diese Hoffnung erwies sich freilich als trügerisch; erst am 15. Mai, nachdem ich unzählige Male nachgefragt hatte, fand sie statt. „Sie war eigentlich ganz, wie man es voraus wußte und erwartete. Herr Beyer teilte das Wichtigste über

unsere kirchlichen Verhältnisse mit und erhielt für das alles den päpstlichen Segen. Ich sah wieder einmal verteufelt jung aus, passierte für Herrn Beyers Schüler, erhielt darum aber nicht nur den Segen für die ganze Familie, den ich Euch hiemit übersende, sondern auch eine sehr schöne Medaille in Silber, in der Größe eines Guldens, auf der einen Seite das Portrait des Papstes, auf der andern die Fußwaschung. Das Ganze dauerte, wie gewöhnlich, kaum fünf Minuten, wog aber trotzdem die große Mühe auf, die es gekostet hatte, nicht nur wegen der Würde des Papsttums, der man hier so unmittelbar gegenüberstand, sondern ganz besonders wegen der persönlichen Liebenswürdigkeit ihres gegenwärtigen Trägers."

Ausführlicher berichte ich in dem gleichen Briefe von einem Besuche bei dem Maler Overbeck: „Man wußte nicht, sollte man mehr die durch Tiefe der Komposition und vollendete Ausführung wirklich herrlichen Bilder oder den achtzigjährigen Mann bewundern, der mit einer Art von Verklärung auf dem Gesicht so innig und freundlich alles erklärte. Schon seit Jahren ist er mit einem Bilderzyklus beschäftigt, der die sieben heiligen Sakramente zum Gegenstand hat und von dem nun die Kartons vollendet sind. Er hat darin eine Fülle der tiefsten und großartigsten Gedanken niedergelegt und gleichsam seine ganz im Glauben lebende Seele mit hinein gemalt. Alles ist so schön und einfach und so herrlich ausgeführt, daß selbst Protestanten ganz davon entzückt werden, wie unter andern Kekulé, der acht Tage vor mir dort war und dessen Feld doch hauptsächlich die Antike ist."

Mit besonderem Interesse sah ich einem Besuche der Kata-

komben entgegen, mit denen ich, wie so viele andere durch Wisemans Fabiola bekannt geworden war. Der erste Gang, bei dem wir uns nur eines der dortigen Kustoden als Führer bedienen konnten, blieb unter meiner Erwartung. Um so dankbarer war ich, als Kardinal Reisach selbst, einer der gründlichsten Kenner der heiligen Stätten, mich und meine Gefährten dorthin begleitete. Hocherfreut meldete ich: „Über zwei Stunden führte uns der Kardinal in den engen, verschlungenen, unterirdischen Gängen umher, indem er in der interessantesten und dabei liebenswürdigsten Weise alle Einzelheiten erklärte und die zum Teil höchst merkwürdige Art ihrer Auffindung schilderte. Jetzt, wo das unscheinbarste Gemälde dogmatische Wichtigkeit, wo fast jeder Stein Bedeutung gewann, trugen wir einen ganz andern Eindruck davon wie nach jenem ersten Gang."

Kaum minder als die Katakomben zogen mich die zahlreichen Orte an, wo Heilige gelebt, gelitten hatten oder begraben sind. „So haben wir, um von anderem zu schweigen, in Santa Sabina die zu Kapellen eingerichteten Zimmer des hl. Dominikus und des hl. Papstes Pius V., im Collegio romano das des hl. Aloisius, in dem unter anderm ein von ihm selbst geschriebenes Kollegienheft gezeigt wird, besucht. In San Pietro in Montorio zeigt man die Stelle, wo der heilige Petrus ist gekreuzigt worden — diese damals herrschende Tradition ist heute wohl allgemein aufgegeben zugunsten der besser beglaubigten, wonach die Kreuzigung des Apostelfürsten im Bereiche des Vatikans stattfand — an der appischen Straße liegt eine kleine Kapelle an der Stelle, wo

der Heiland dem hl. Petrus begegnete, der vor den Verfolgungen floh. (Domine, quo vadis.) In der chiesa nuova ist das Grab des hl. Philippus Neri, in San Lorenzo fuori le mura das Grab des hl. Laurentius. Für die Italiener sind das alles Stätten der lebhaftesten, auch äußerlich sich kundgebenden Andacht, aber auch der kältere Nordländer kann sie wohl nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht betreten."

Ganz besonders gehört dazu die Kirche S. Agnese fuori le mura. Sie ist eine liebliche, kleine Basilika mit herrlichen antiken Säulen, zum Teil aus kostbaren Steinen. Rechts ist ein der hl. Emerentiana, der Milchschwester der hl. Agnes, geweihter Altar, die am Grabe der Heiligen betend überrascht und durch hineingeworfene große Steine getötet wurde.

Aber auch die Ruinen des alten Rom mit ihrem eigenen Zauber kamen zur Geltung. Schon in einem meiner ersten Briefe schrieb ich: „Einer der schönsten Momente war es ferner, als ich zum ersten Male meinen Schritt nach dem Forum und seinen Umgebungen lenkte, dem Hauptpunkte der römischen Ruinen, wo kolossale Substruktionen, die nun tief unter dem Niveau der Straße liegen, einzelne erhaltene Säulen und Säulenstellungen, gewaltige Mauerreste und zerstreute Trümmer an eine glänzende Vergangenheit erinnern. Es ist schwer für den, der zum ersten Male hierher kommt, sich mittels der Phantasie aus dem Erhaltenen ein anschauliches Bild des Untergegangenen zu entwerfen, schwerer noch, den Ruinen sogleich ihr archäologisches Interesse abzugewinnen, aber eine Reihe von Gedanken und Empfindungen werden wachgerufen, wie sie nur die Heilige Stadt erwecken kann. In jenen Trüm-

mern liegt das Heidentum begraben mit seiner Religion, seinem Kultus, seinen staatlichen Institutionen. Nicht weit davon steht der Bogen des Titus, der den Untergang des Judentums verherrlicht. Und nun gelangt man zu jener gewaltigsten aller Ruinen, die den denkwürdigen Fleck einschließt, wo über Strömen von Märtyrerblut das Christentum siegte: dem Colosseum. Verschwunden ist die herrliche Einrichtung, die Maschinerien, verschwunden die Treppen, Galerien und Sitze; nur der Mauerkern steht noch und auch er zum Teil in Trümmern, auf denen Gras und Gesträuch üppig wuchern und die Vögel singen, und durch die leeren, hohen Bogen schaut der blaue Himmel. Über allen Ruinen liegt wie ein Hauch der Wehmut, hier war er erhoben zu tiefem, heiligem Ernste. Und noch mehr! Jene Ruinen des Forums zeigen das nackte Bild der Zerstörung und traurig und unbefriedigt wendet sich der Blick hier ab; hier hat die Natur ein grünes Leichentuch über die Trümmer gebreitet. Die Kirche hat den Platz durch die vierzehn Stationsbilder und das einfache Kreuz in der Mitte zu einem Orte des Gebetes gemacht, und hier weht uns darum ein Geist der Versöhnung an. Cruore martyrum ab omni impietate expiatum, sagt die Inschrift; durch der Märtyrer Blut von aller Gottlosigkeit gereinigt.

Die hauptsächlichsten Museen, das Kapitolinische und die des Vatikans, haben wir auch besucht, sie sind die reichsten Schatzkammern der antiken Skulptur. Allein nach dem ersten, flüchtigsten Besuche läßt sich hiervon nur wenig erzählen, besonders wenn man noch so wenig von den hier waltenden Gesetzen der Schönheit versteht, von dem Zauber

der Linien und Formen. Am meisten freut man sich, zunächst alte, aus Abgüssen und Bildern längst liebgewonnene Bekannte im Original zu finden, so besonders die ewig aufs neue herrliche Laokoongruppe, vor der ich in Berlin lange gesessen."

Und zu dem allem die Pracht der italienischen Natur und der Glanz der römischen Sonne!

„Alles, was ich bisher geschildert habe, waren einzelne Züge, die einzeln aufgesucht werden müssen; was aber stündlich sich als herrliches Ganze darbietet, das ist die wundervolle Natur. Um den Frühling sind wir freilich gekommen und auf den langen Winter ist eigentlich gleich der Sommer gefolgt; die Bäume grünen, blühen und duften, der herrliche, blaue Himmel ist seit Wochen erst einmal durch eine Neigung zum Regnen getrübt worden und um die Mittagsstunde ist es bereits so warm wie bei uns im Juni. Morgens und abends ist es unbeschreiblich schön. Wenn man so des Abends etwa von den Höhen in Trastevere oder den Trümmern des Palatins den Blick hinüberschweifen läßt über das auf den vielen Hügeln sich ausdehnende Häusermeer, wenn dann die untergehende Sonne in den Fenstern der Kuppeln und Türme blitzende Lichter weckt, oder die schweigenden Ruinen durch ihren rötlichen Schein belebt, drüben am Horizont die Pinien und Zypressen ihre Umrisse klar an dem reinen Himmel abzeichnen und bei der durchsichtigen Luft die fernsten Gegenstände dem Auge noch in scharfen Linien sich darbieten — das sind Stunden, die einem in Wahrheit Italien unvergeßlich machen können."

Von den persönlichen Bekanntschaften, die ich in Rom

machte, habe ich bisher nur den Kardinal Reisach erwähnt. Die Eminenz bewahrte mir ihr liebenswürdiges Interesse während der Dauer meines römischen Aufenthaltes. Freilich gelang es bei den Besuchen nicht immer, durch das nach damaliger Weise mit Dienern bevölkerte Vorzimmer durchzudringen. Von Reisach aufgefordert, besuchte ich den Jesuitenpater Kleutgen, dessen „Philosophie der Vorzeit" ich schon in Münster zu studieren versucht hatte. Der Eindruck, den ich empfing, war der einer gewinnenden und bedeutenden Persönlichkeit. „Ich war drei Viertelstunden bei ihm; wir sprachen über den Stand der Philosophie in Deutschland, den Gang meiner Studien, Professor Clemens, dann über die politischen Verhältnisse usw. Über alles sprach er sich einsichtig und verständig, und dabei durchaus nicht schroff oder heftig aus."

Von den deutschen Gelehrten, die sich damals studienhalber im Hospiz der Anima aufhielten, bin ich nur mit Dr. Sentis, den ich dann später in Bonn wieder treffen sollte, näher bekannt geworden, wozu seine enge Freundschaft mit Loersch wesentlich beitrug. Er war damals, wenn ich mich recht erinnere, mit den Vorarbeiten zu Monarchia Sicula beschäftigt. Seine guten Umgangsformen erleichterten den Verkehr. Ihn pflegte ich wohl aufzusuchen, wenn ich ärgerliche Eindrücke von anderer Seite empfangen hatte. Endlich muß ich noch des wackeren Kaplans Weizenmüller gedenken, der als Priester der Diözese Kulm das sogenannte Preuk'sche Stipendium genoß und bei S. Andrea delle frate wohnte. An ihn, wie an den Zuvorgenannten hatte mir Herr Geh.-Rat Aulicke Empfehlungen mitgegeben.

Weit mehr als mit den zuletzt Erwähnten habe ich übrigens mit dem Kreise junger, deutscher Gelehrter, die sich um das archäologische Institut gruppierten, verkehrt und später auch mit einzelnen deutschen Künstlern. Für den ersten Sekretär des Institutes, den trefflichen Professor Henzen hatte mir Professor Gerhard einen Brief mitgegeben und mir dadurch den Zugang zur Bibliothek und den Sitzungen, den sogenannten Adunanzen, eröffnet. Den zweiten Sekretär, Professor Brunn, der gerade um diese Zeit einen Ruf nach München erhalten hatte, sollte ich viele Jahre später als meinen Kollegen dort begrüßen. Von den jüngeren Leuten will ich nur die erwähnen, denen ich damals oder später näher getreten bin oder die auch in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. Hierher gehört zuerst Reinhard Kekulé, später Kekulé von Stradonitz genannt. Er war mein Landsmann und hatte einige Jahre vor mir das Darmstädter Gymnasium absolviert. Seine Mutter hatte mir nebst einem Brief auch ein paar wollene Strümpfe mitgegeben; sie bildeten die erste Grundlage unserer Freundschaft, die sich in nicht immer gleicher Wärme durch unser späteres Leben fortsetzte. Stipendiat des Instituts war damals auch Dr. Schöne, der neben seiner wissenschaftlichen auch eine künstlerische Begabung besaß und insbesonders meisterhafte Federzeichnungen anzufertigen wußte. Mit dem Schlesier Lübbert verband mich rasch das gemeinsame Interesse für Aristoteles. Der Holsteiner Nissen, der sich schon damals durch seine Untersuchung über Polybius in der wissenschaftlichen Welt einen Namen gemacht hatte, stand in besonderem Ansehen. Er war älter als die andern und wurde wegen seines ernsten und ge-

setzten Wesens Vater Nissen genannt. Eine etwas isolierte Stellung nahm der Bonner Dr. Reifferscheidt ein, der von der Berliner Akademie mit den Vorarbeiten zu der geplanten Ausgabe der lateinischen Väter betraut war.

Ende Mai ging mein Reisegefährte, Kaplan Beyer nach Darmstadt zurück, während ich mich zu längerem Bleiben einrichtete. Dazu gehörte, nachdem ich mich mit den Sehenswürdigkeiten Roms bekannt gemacht hatte, eine befriedigende Beschäftigung. Von den deutschen Philologen war eine größere Anzahl regelmäßig auf der vatikanischen Bibliothek zu finden, wo sie teils im eigenen Interesse, teils im Auftrage auswärtiger Gelehrten die dortigen Handschriften verglichen. Es lag nahe, ihrem Beispiele zu folgen; im Juni konnte ich berichten: „Mein hiesiges Leben hat nunmehr, besonders an den Tagen, die nicht unser Herrgott, sondern Monsignore Prefetto della Biblioteca Vaticana ins Land gehen läßt, eine gewisse Regelmäßigkeit angenommen. In aller Frühe, d. h. zwischen 7 und halb 8 Uhr erscheint mein italienischer Maestro; nach der Stunde gehe oder fahre ich zum Vatikan, wo ich von 9—12 Uhr über aristotelischen Handschriften arbeite, um demnächst vielleicht eine Schrift des Aristoteles zu edieren. Durch eine solche Ausgabe legitimiert man sich gleichsam als auch auf dem philologischen Gebiete bewandert, was für das Studium der aristotelischen Philosophie unumgänglich notwendig ist."

Es waren die Bücher vom Entstehen und Vergehen. Nachdem ich mich in das Lesen der Handschriften eingearbeitet hatte, verglich ich in der Tat den mir zu Gebote stehenden Text mit

dem besten der auf der Vatikana vorhandenen Codices. Als die Bibliotheksferien herannahten und es in Rom anfing unerträglich heiß zu werden, beschloß ich, in Begleitung von Dr. Lübbert nach Neapel zu gehen.

Neapel, den 6. Juni.

Liebe Mutter!

Nachdem durch den Ausflug nach Neapel mein Leben wieder aus der Ruhe und Regelmäßigkeit herausgekommen ist, in der es sich in Rom befand, darf ich Dich nun wohl auch nicht allzu lange auf Nachricht warten lassen, sondern es wird Dir erwünscht sein zu hören, daß ich mich, Gott sei Dank, auch hier wohl und munter finde, obwohl Neapel seine Schönheiten durch eine bedrückende Hitze, der man Tag und Nacht nicht entfliehen kann, sich teuer bezahlen läßt. Aber was tut das, wenn diese wirklich so groß und noch größer sind als ihr Ruhm? Am vergangenen Samstag fuhren Dr. Lübbert und ich von Rom ab. Der Weg führte durch die schönen Albaner- und Volskerberge und das glückliche Campanien, ein fruchtbares, reich gesegnetes Land, das dreifache Ernte im Jahre bietet. Gegen sechs Uhr trafen wir hier ein, in der bunten, lebendigen, lärmenden Stadt, wo wir beide zum ersten Male das Meer sahen. Starke, hochgehende Wellen hat es freilich nicht, aber dafür die herrlichste tiefblaue Färbung und die schönen, im Halbkreis sich hinziehenden, steil abfallenden Ufer und die schroffen Felseninseln Capri, Ischia und Nisida. Das Baden darin ist ganz köstlich, besonders gegen Abend, wo die See meistens etwas bewegter wird. Auf dem Vesuv waren wir

gestern. Die Tour war zwar, besonders der heiße Rückweg, nicht ohne Anstrengung, aber überaus merkwürdig und lohnend. Etwa zwei Stunden lang ritten wir über große weite Lavafelder, die, wie der glühende Strom langsam vorgerückt, halb erkaltet und dann wieder geborsten war, die eigentümlichsten Gestaltungen zeigten und zu den schönen Rückblicken auf Meer und Stadt einen merkwürdigen, ernsten Hintergrund bildeten. Manchmal klangen die Schritte unserer Pferde hohl, als ginge es über weite, unterirdische Gewölbe. Der eigentliche Kegel, der innerhalb des ältesten Kraters steht und aus Asche und Steinen besteht, muß zu Fuß erstiegen werden, was eine kleine Stunde und manchen Schweißtropfen kostet. In ihm befindet sich dann oben ein weiterer Krater von bedeutenderem Umfange, den man am Rande umschreitet, und in diesem wieder ein kleiner Kegel, der sich stets ändernd in fortwährender Tätigkeit ist. Heute stieß er nur dicke, weiße Wolken von Schwefeldampf aus, während er in den vergangenen Tagen von Minute zu Minute Steine ausgeworfen hatte. Überhaupt war der Berg sehr ruhig und nur hie und da erinnerte ein unterirdisches Brummen und Rollen daran, auf welchem Boden wir standen. Erde und Gestein zeigten die seltsamsten roten, grünen und gelben Farben, die manchmal an ein Vorhandensein vegetabilischer Decke glauben ließen, bei näherem Zusehen aber nur Schlacken und Schwefelkruste waren."

Neapel, den 10. Juli.

Liebe Mutter!

Konnte ich auch noch nicht erwarten einen Brief von Dir vorzufinden, so will ich Dir doch rasch ein Lebenszeichen geben, bevor ich Neapel auf einige Tage verlasse. Wir wollen nämlich heute zunächst nach Sorrent und von da nach Capri und Ischia gehen. Vielleicht sind wir Ende dieser Woche wieder hier, vielleicht halten wir uns an einem dieser drei Orte länger auf, falls es dort einladender zu längerem Aufenthalte sein sollte als hier, wo es ganz entsetzlich heiß ist. Die einzige Erfrischung sind die Seebäder, aber auch um zu ihnen zu gelangen, bedarf es eines sonnigen Hin- und Hergangs. Hat man also hier keine ans Zimmer fesselnde Beschäftigung, sondern ist darauf angewiesen, in Stadt und Umgebung herumzustreichen, so wird es auf die Dauer ganz unerträglich. Dagegen genießen Sorrent und die beiden Inseln doch wenigstens das Renommee kühler zu sein. Bei alledem bleibt natürlich bestehen, daß Neapel und seine Umgebung zu den herrlichsten Punkten der Welt gehört und ich des Schönen und Interessanten schon viel gesehen habe. Zweimal waren wir bereits in Pompeji, der merkwürdigen kleinen Stadt, die, aus tausendjähriger Verschüttung hervorgezogen, uns ein Bild des antiken Lebens bis in die kleinsten Details bietet. Es ist ja bekannt, daß man zum Beispiel, natürlich halb verkohlt oder vom Rost zerstört, allerhand Eßwaren, Brote, Früchte, Eier, ein Spanferkel in einer Bratpfanne, dann alles mögliche Hausgerät, Lampen, in denen noch die Dochte stecken, ferner Toilettengegen-

stände in Menge gefunden hat, und zwar nicht nur Salbentöpfe, Ringe und Spangen, sondern unter anderm auch ein Haarnetz, ganz so, wie die Damen es heute tragen; um von den weit wichtigeren Aufschlüssen zu schweigen, die die vorgefundenen Inschriften und Bildwerke uns für die Geschichte des religiösen, staatlichen und privaten Lebens der Alten gegeben haben. Man sollte wirklich glauben, wenn gleich bei der ersten Entdeckung der vergessenen Stadt der rechte Königssohn gekommen wäre, er hätte sie aus ihrem Zauberschlaf erlösen und zu neuem Leben erwecken müssen. Nun macht es einen merkwürdigen Eindruck, wenn man durch die engen, langen Straßen, durch die verfallenen Höfe und Säulengänge geht und die zahllosen, herumhuschenden Eidechsen das einzig Lebendige weit und breit sind, und der Vesuv, der, wie man sagt, erst bei dem damaligen gewaltigen Ausbruch seine jetzige Höhe erreichte, so ernst und drohend auf die bezwungene Stadt herabsieht. Dazu raucht er in der letzten Zeit wieder heftiger und man erwartet allgemein in kurzem einen Ausbruch. Einmal sahen wir schon des Abends auf seinem Gipfel einen raschen, blitzartigen Feuerschein. Überhaupt hätten wir es, wenn es nur nicht gar so heiß wäre, gar nicht besser treffen können, denn bei dem gegenwärtigen Vollmond ist der abendliche Anblick des Meeres entzückend schön. In Neapel selbst ist von besonderem Interesse nur das Museum, das aber auch wieder zu den ersten der Welt gehört. An neueren Gemälden bietet es freilich dem, der Rom und Florenz gesehen, wenig Anziehendes, dagegen geben ihm die aus Pompeji hergeschafften Mosaiken und Fresken einen einzigen Wert und

auch an Skulpturen enthält es eine ganze Reihe überaus schöner und wichtiger Kunstwerke. Auf der Bibliothek habe ich den Handschriften-Katalog durchgesehen, aber nichts für mich Interessantes gefunden. Die Kirchen sind wenig bedeutend, mit denen von Ober- und Mittelitalien nicht zu vergleichen. Im ganzen muß ich gestehen, daß ich mich freuen werde, wieder in Rom zu sein, wo besonders das Volk einen weitaus angenehmeren Eindruck macht und die ganze Atmosphäre sozusagen den Stempel des Stetigen, Festen, Ewigen trägt, während hier ein stetes, wirres Gelaufe und Geschrei ist."

Sorrent, den 13. Juli.

Liebe Mutter!

Froh, das lärmende, heiße Neapel zu verlassen, fuhren wir am Montag nachmittag mit der Eisenbahn am Meeresufer entlang, unterhalb des Vesuv hin nach dem freundlichen Castellamare, wo wir bei herrlicher, frischer Luft und guter Verpflegung 24 Stunden mit echt italienischem, süßem Nichtstun zubrachten. Von da fuhren wir mit dem Dampfboot weiter nach Sorrent. Das Meer war unruhig, das Schiff eng und stark besetzt und es dauerte gar nicht lange, so stellte sich die Seekrankheit mit allen ihren Schrecken bei mir ein. Ganz elend betrat ich nach eineinhalbstündiger Fahrt das Land mit dem festen Vorsatze, mich nie wieder dem schwankenden Elemente anzuvertrauen, — um gleich am anderen Morgen auf einer Barke nach der Insel Capri zu fahren.

Anfangs ging es gut, aber auch diesmal sollte ich das Land nicht erreichen, ohne dem herrischen Meere reichlichen Tribut gezahlt zu haben. Dennoch war die Partie sehr lohnend und besonders der Besuch der blauen Grotte überaus interessant, wo das Meer im schönsten Himmelblau strahlt und dieses milde, zauberhafte Licht auf die Felsen wirft, die Wand und Decke der weiten Höhle bilden. Als nun gar der eine Schiffer in das Wasser sprang und nun selbst förmlich zu leuchten begann und nur sein bronzefarbener Kopf aus der blauen Flut herausschaute, konnte man wirklich glauben, in ein Zauberschloß der Berggeister geraten zu sein. Die Heimfahrt, wo eine Brise unsere Segel schwellte, ging ziemlich gut von statten. Am Abende machten wir noch einen kleinen Spaziergang zu Esel durch die herrliche Umgebung, die einen einzigen Orangenhain zu bilden scheint, nach einer Höhe, von wo aus man links hinunter sah nach dem Meerbusen von Neapel mit der weithingestreckten Stadt am fernen Horizonte, und dem stets von einer kleinen Rauchsäule gekrönten Vesuv, rechts nach dem Golf von Salerno und der fernen Küste von Calabrien und der Insel Sizilien. Von da führte der Weg dann wieder durch Feigenbäume und Rebengelände zur Stadt zurück. Hätte ich mir besser für Lektüre und Beschäftigung gesorgt, hier ließe es sich schon für ein paar Wochen aushalten. Damit auch der Reiz der Romantik nicht fehle, wohnt ganz in der Nähe unseres Gasthofes eine russische Gräfin von feinem, einnehmendem Aussehen mit allerliebsten Kindern, die des Abends mit wunderbar weicher, glockenheller Stimme deutsche Lieder singt, die

ganz seltsam zu der hellen italienischen Mondnacht und den Orangenbäumen stimmen.

Der heutige Vormittag verging ziemlich eintönig; Lübbert ist stark heiser und ein wenig ängstlich, und ich mußte meistens ohne ihn gehen. Zum Glück hatte ich Gesellschaft an zwei anderen Deutschen, einem Maler und einem recht netten Apotheker aus Erfurt. Am Nachmittage zogen starke Wolken auf und es wurde angenehm frisch. Wir gingen eine gute Strecke auf einer neuen Straße, die um die schmale Landzunge herumgeführt wird, und von wo man in steter Abwechslung herrliche Ausblicke auf das Meer mit seinen malerischen Buchten hat, stets mit dem Vordergrunde des gesegnetsten, fruchtbarsten Landes. Der Sonnenuntergang bot ein Farbenspiel, wie man es in unsern Gegenden kaum ahnt, tiefes Violett, brennendes Gelb und dunkles Carmoisinrot folgten am Himmel und im Widerschein auf Meer und Bergen aufeinander. Allmählich erhob sich nun auch ein stärkerer Wind, der die bewegten Wellen hie und da mit Schaum krönte; an Felsen und Klippen der steilen Ufer begannen sie lauter zu branden, und als wir an einem Punkte herabkletterten, wo eine tiefe Schlucht eine weit ins Land gehende Bucht bildete, hatten wir das prächtige Schauspiel gewaltig anstürmender, hochaufspritzender Wassermassen. Die ganze Umgebung war eigentümlich. In einer Felsenecke waren Reste alten Gemäuers, eine verfallene Steintreppe führte zu einem verlassenen Hause mit vergitterten Fenstern, — es sah eigentlich gar nicht heimlich aus, und wir waren fast froh, einen anderen Weg zu finden, der uns außen an den

Uferfelsen her in belebtere Regionen führte. Die Flut ward immer unruhiger, die Wellen tanzten auf und nieder und heulten in den ausgehöhlten Felsenkammern zu unsern Füßen, immer tiefer sanken die Schatten auf die Landschaft, fast drohend schaute der Vesuv herüber; auf einem weit vorspringenden Felsen saß eine Gruppe von Fischern, die sich in scharfen Umrissen von dem trüben, roten Streifen abhob, der den Ort bezeichnete, wo die Sonne untergegangen war. Alles stimmte zusammen, einen merkwürdigen Kontrast gegen das heitere, sonnige Bild abzugeben, das die Landschaft am Tage bot." Ende Juli waren wir wieder in Neapel, wo wir mit Dr. Nissen zusammentrafen; von da schrieb ich wieder nach Hause, den in Sorrent begonnenen Brief unterm 18. fortsetzend: „Ich schreibe erst heute weiter, weil erst jetzt der geeignete Moment erscheint, auf die herrlichen acht Tage zurückzublicken, die ich in Sorrent verlebte. Auf steil ins Meer abfallenden Felsen gelegen, ist dieser fast paradiesische Ort nicht nur durch eine hohe Bergwand von allen rauhen oder heißen Winden geschützt, sondern er scheint auch wie unberührt zu sein vom Sturm und Gewühl der Menschen. Freilich sind viele Fremde dort, aber sie sind in den Villen verborgen und zerstreut, die sich unter Weingärten und Orangenbäumen weit in die Berge hineinziehen. Man merkt nichts von ihnen und ist ganz sich selbst überlassen, um stille, köstliche Stunden zu verleben, in denen man den heiteren Frieden, der über der Natur liegt, nachzufühlen beginnt, Stunden, die für Geist und Körper von bester, nachhaltigster Wirkung sein müssen. Des Morgens badeten wir in dem kristallhellen Meer, um

uns für den Tag Frische zu holen; nach dem Frühstück lagerten wir wohl in einer kühlen Felsenecke im Schatten eines Ölbaumes und schauten hinunter nach dem weitglänzenden Neapel und den fernen, blauen Bergen; des Abends, wenn das Wasser unruhig war, sahen wir von einer Klippe aus zu, wie die nimmermüden Wellen schäumend und spritzend über die Felsen des Ufers hinüberspülten und die untergehende Sonne Luft und Meer und Häuser und Bäume und die braunen Menschen vergoldete, die am Strand bei ihren Schiffen saßen, bis dann nach und nach die flimmernden Sterne heraufkamen und der südliche Himmel seine ganze reiche Pracht entfaltete. Man merkte nicht, daß man nichts tat; man erschlaffte nicht im Nichtstun, man fühlte sich geistig und körperlich immer mehr gesunden. Da ich länger in Sorrent blieb, als ursprünglich beabsichtigt war, und auch keine Adresse hinterlassen konnte, so lag Dein Brief mehrere Tage auf der Post, von wo ich ihn erst heute, freilich mein erster Gang in Neapel, abholte. Besten Dank dafür. O, hätte ich Dich hier! Oder noch besser in dem lieben Sorrent, wie würde Dir das wohltun, statt daß Du jetzt so ganz vereinsamt in Darmstadt sitzest! Aber ich weiß ja, daß Du da sitzest, damit ich hier genieße, und ich weiß nur nicht, wie ich Dir's danken soll, und hoffe nur, oder vielmehr ich weiß es, daß mein italienischer und speziell mein römischer Aufenthalt für mich, und darum ja auch mit Gotteshilfe für andere Menschen, von den besten Folgen sein wird. Darum begrüße ich auch mit dankbarer Freude Deine Bereitwilligkeit, mir so viel Zeit zu gewähren als meine Arbeit erfordert, an

der ich freilich jetzt nur wenig tun kann. Es wird dann wohl so werden, wie ich in meinem letzten Briefe schrieb: den November brauche ich mindestens für Rom, da erst am 13. die vatikanische Bibliothek wieder geöffnet wird, dann für Florenz acht bis zehn Tage, so daß ich Mitte Dezember wieder im lieben Deutschland sein werde. Wie lange ich hier bleibe, weiß ich noch nicht. Zu tun kann ich allerhand finden, und vor Rom wird man eben doch vielfach des Fiebers wegen gewarnt; davor schützt aber am Ende Vorsicht, und so muß es sich in den nächsten Tagen entscheiden."

Mit Dr. Nissen unternahmen wir einen Ausflug nach der Insel Ischia. Von der Seekrankheit blieb ich diesmal glücklicherweise verschont, die sonst ziemlich stark auf dem Schiffe grassierte. Noch heute erinnere ich mich mit Vergnügen an einen mitreisenden Italiener, der unaufhörlich eine beliebte Arie aus Verdis Traviata trällerte, bis er mitten darin von der tückischen Krankheit ergriffen wurde, und dem nun seine Begleiter in lustigem Spotte zuriefen: „Canti pure, perchè non canti adesso?"

„Die Fahrt gehört zu dem schönsten, was man sehen kann. Durch das herrliche blaue Meer führt der Weg zunächst an dem schmalen, hohen, mit Villen bedeckten Vorgebirge des Posilip, dann an dem malerischen Golf von Bajä und der gezackten Felseninsel Procida vorbei. Das Terrain ist überall vulkanischen Ursprungs; Inseln, Vorgebirge und Landengen sind zum Teil Trümmer von eingestürzten Kratern, was nun das schönste Verhältnis von Wasser und Land ergibt. Ischia, die größte der benachbarten Inseln, ist ganz von dem hohen, nun schon

lange ruhigen Epomeo beherrscht und bietet mit dem langgezogenen Bergrücken, den schroffen Spitzen und dem grünen, mit Reben bepflanzten Vorlande ein herrliches Bild. Zuerst gerieten wir in ein ehemals berühmtes, jetzt heruntergekommenes Hotel, die Gran Sentinella, wo wir gleich des andern Morgens wieder auszogen. Wir wandten uns in ein anderes, wo seinerzeit Garibaldi gewohnt hat, und das uns sehr empfohlen worden war; doch blieben wir auch hier nur bis zum Mittagessen, um nach Tisch, das Gepäck auf dem Rücken, zu Esel den Epomeo zu erklettern und auf der andern Seite nach der eigentlichen Stadt Ischia herunter zu reiten. Die Aussicht von dem Gipfel ist überaus weit und schön; auf der einen Seite übersieht man die drei Meerbusen von Gaëta, Neapel und Salerno, auf der andern schweift der Blick über Capri hinaus in das weite, grenzenlose Meer. Der Abend in Ischia war besonders schön; wir aßen dicht am Meere in einer kleinen Laube zu Nacht, es war ganz still ringsum, nur die See rauschte zu unsern Füßen und schaukelte langsam die Schiffe des kleinen Hafens. Des andern Tages fuhren wir mit einer kleinen Barke nach dem nahen Procida über und von da wieder mit dem Dampfschiff, und auch diesmal wieder gefahrlos für mich, nach Neapel zurück. Hat sich auch bereits meine Abwesenheit von Rom ein paar Tage länger ausgedehnt, als es zuletzt meine Absicht war, so bin ich doch auch jetzt noch nicht entschieden, zurückzugehen. Es ist in Rom kaum weniger heiß und dazu weniger gesund als hier, dabei ohne das Meer, das doch, wenn auch der Schmutz der hiesigen Badeanstalten

entsetzlich ist, immerhin Erfrischung gewährt. Dazu kommt noch, daß Dr. Nissen vorgeschlagen hat, nach Apulien zu reisen. Es wäre dies die beste Gelegenheit, Gegenden kennen zu lernen, die, dem Fremdenschwarme bisher noch entzogen, echt italienisches Leben bewahrt haben. Dr. Nissen ist bereits zwei Jahre in Italien, der Sprache und Sitte des Landes völlig kundig, dazu der Reisende, wie er im Buche steht. Leider kann er aber nicht vor Mitte des nächsten Monats fort. Ich denke nun so: finde ich eine Beschäftigung, die nicht nur im allgemeinen nützlich, sondern direkt für meine Zwecke förderlich ist und dazu mit den hiesigen Hilfsmitteln in Beziehung steht, so bleibe ich hier, gehe mit Nissen in die Abruzzen und komme erst nach Rom zurück, wenn es dort kühler und gesünder geworden ist. Es muß sich in den nächsten Tagen entscheiden. Was diese Reise anbelangt, so möchte ich Dich bitten, Dir ja keine Sorge zu machen wegen Briganti usw. Gegenden, die im geringsten verdächtig sind, werden wir wahrscheinlich gar nicht und, vorkommenden Falles, sicher nicht ohne Eskorte bereisen. Letzteres gibt schon die Regierung gar nicht zu."

Neapel, 28. Juli.

Liebe Mutter!

... Schließlich freue ich mich auch, wieder nach dem stillen, großartigen Rom zurückzukehren mit allen seinen Schätzen und mannigfachen Anregungen und seiner noblen Bevölkerung. Man muß doch dort nicht stets auf der Lauer und Abwehr liegen; man braucht nicht den Stock bereit

zu halten, um im Notfalle drein zu schlagen, man ist nicht wie hier gezwungen, in jedem Menschen einen Halunken zu sehen. Es ist merkwürdig, wie dieses Neapel mit seiner herrlichen, überreichen Natur ein solch verrottetes Gesindel zur Bevölkerung hat und stets hatte, daß es nie einen wirklich großen Mann hervorbrachte. Die hiesigen Kirchen sind entsetzlich; kleinlicher, kindischer Schmuck von Goldflitter und bunten Läppchen und greulicher Ungeschmack in Architektur und Plastik wetteifern miteinander, und dann die Musik! Neulich hörte ich, wie der Organist ganz meisterhaft eine Drehorgel imitierte; hätte ich nicht das Klappern der Tasten gehört, ich wäre versucht gewesen zu glauben, das Orgelgehäuse sei nur Schein und dahinter stecke eigentlich ein Leierkasten. — Die Menschen leben größtenteils auf der Straße, die Kinder, wenigstens die Jungen, haben wenig oder gar nichts an. Wer eine Hose aufzuweisen hat, ist schon ein Aristokrat, ein Hemd bezeichnet den begüterten Mittelstand. Dabei fehlt aber das Charakteristische, das wohl nur in den Büchern vorkommt. Von den Straßenküchen, den Makkaroni verzehrenden Lazzaroni habe ich noch nichts gesehen. Während in Rom die Künstler nicht genug die Schönheit der Leute rühmen können, sind sie hier durch die Bank häßlich, vielfach abscheulich. Aber freilich, über alle Beschreibung herrlich ist die Natur, ist der Golf, der sich vor meinen Augen ausbreitet, mit seinen blauen, sanft bewegten Wellen, die besonders gegen Abend Tausende von Barken beleben, seinen malerischen Ufern, die der rauchende Vesuv beherrscht; und doch kann daneben bestehen die ernste, einsame

Campagna mit ihrer eigentümlichen Schönheit, dem grünen, wellenförmigen Hügelland, den zerfallenen Türmen, den zerstreuten Herden."

Neapel, den 6. August.

Liebe Mutter!

Du wirst Dich erstaunen, diesen Brief nun doch noch aus Neapel zu erhalten, allein ein Brief aus Rom schilderte die dortigen klimatischen Verhältnisse so abschreckend, daß ich es für vernünftiger hielt, noch acht Tage länger hier zu bleiben, wo doch kein Scirocco weht, keine ungesunde Abende ans Haus fesseln und die Seebäder angenehme Erfrischung gewähren. Neues habe ich in dieser Zeit wenig, von dem alten einiges zum zweiten Male gesehen; den größten Teil des Tages saß ich auf meinem Zimmer, wieder einmal, aber freilich sehr mit Maß, Aristoteles lesend und mich der herrlichen Aussicht erfreuend. Seit gestern hat es bedeutend abgekühlt, übrigens scheint es nach allem, als ob in diesem Jahre in Deutschland eine, wenn nicht größere, so doch sicher ebenso große Hitze geherrscht hätte. Hoffentlich habt Ihr nun das Stärkste überwunden, denn ich weiß, wie wenig Du sie liebst, und wie unfreundlich sie gerade in Darmstadt zu wirken pflegt. Meinen Reisegefährten Dr. Lübbert habe ich in Rom mit den andern jungen deutschen Gelehrten kennen gelernt; da er sich viel mit Aristoteles beschäftigt hat und weit tieferes philosophisches Interesse gezeigt hat wie alle anderen, so zog er mich am meisten

an. Wir gingen öfters in Rom zusammen spazieren und lernten uns nach und nach recht gut kennen, besonders nachdem wir einmal ein religiöses Gespräch gehabt hatten, in dem ich ihn als den weitaus religiösesten Protestanten kennen lernte, der mir noch je vorgekommen war. Natürlich war er mir nun der liebste Reisegefährte hierher, und wir sind auch immer noch sehr gut miteinander ausgekommen. Er hat übrigens dieser Tage einen bestimmten Ruf nach Gießen als Professor der Philologie erhalten und wird daher Ende September nach Deutschland zurückgehen. Der Dritte im Bunde, mit dem wir täglich verkehren, ist Dr. Nissen, von großem Verstand und Wissen, ein durchaus ehrenhafter, ernster Charakter, aber mit unsern diametral entgegengesetzten Ansichten. Ich heiße stets, wie teilweise schon in Rom, der kleine Doktor. In kurzem werden wir übrigens nach entgegengesetzten Richtungen auseinandergehen, Lübbert nach Florenz, Nissen ins Innere des Landes und ich nach Rom und dann ins Gebirge, (wo es übrigens so sicher ist wie in Jugenheim oder Auerbach). Wo Kekulé gegenwärtig ist, weiß ich nicht genau; ich glaube, er ist in Olevano im Sabinergebirge. Wir sind allerdings nicht näher bekannt geworden, da wir zu verschiedene Interessen hatten und uns außerdem zu selten sahen. Andererseits haben wir aber auch keineswegs irgendwelche Gegensätze gegeneinander hervorgekehrt, sondern haben nur mehr auf dem höflichen, denn auf dem freundschaftlichen Fuße mit einander verkehrt."

Rom, den 22. August.

Liebe Mutter!

Also wirklich wieder in Rom, in der geliebten, einzigen Stadt, die den aus dem lärmenden Neapel Heimkehrenden so heimlich und traulich anweht. War es mir doch, als müßte ich bloß um die Ecke biegen, um alle meine Lieben zu erblicken! Wie weit verschieden von dem Gebaren der Neapolitaner war die Freude aller, mit denen man im täglichen Leben in Berührung gestanden hatte, wie freundlich klang das stete: ben tornato? Als Dr. Lübbert vor der Casa tarpeja vorfuhr, umgab ihn die ganze Jugend des Platzes singend und tanzend. Freilich traten auch in anderer Beziehung der Unterschied der beiden Städte und die Eigentümlichkeiten Roms hervor, wo alles, was andere große Städte auszeichnet, reger Verkehr, moderne Eleganz in den Hintergrund treten, Straßen und Häuser vielfach etwas dorfartiges haben, und dafür eine andere Großartigkeit eintritt, die nur langsam, dann aber auch unvergeßlich wirkt. Es liegt etwas in dem Namen: ewige Stadt. Dennoch blicke ich in mehr als einem Punkte befriedigt auf meinen Neapler Aufenthalt zurück, wo die heiße Zeit leichter und gesünder zu überstehen war und die unvergleichliche Natur kaum geahnte Genüsse bot. Ich weiß nicht, ob ich in einem früheren Briefe schon einmal von den Abenden in der Villa reale sprach. Bei der denkbar mildesten Luft, die ebensoweit von dumpfer Schwüle wie von zugiger Frische entfernt ist, sitzt man dort, von der feinen Welt Neapels umgeben, unter den Palmen und immer-

grünen Eichen. Die zerstreuten Laternen werfen einen matten Schein auf den dunklen, wunderbar klaren, nächtigen Himmel, von dem die weißen Marmorstatuen seltsam abstechen, und schwerer, köstlicher Duft südlicher Blumen steigt auf. Oder man geht weiter hin, wo ein Plateau ins Meer vorspringt, und sieht den Vollmond sich in den tanzenden Wellen spiegeln, sieht die breiten, dunklen Wogen sich langsam aus dem Schatten heranwälzen und an den Mauern des Ufers, weißen Schaum aufspritzend, zerschellen. Dabei ringsum Leben, Gesang und Gewoge sorgloser Menschen, Luftballons, die in die Höhe steigen und oben aufflammen — wahrlich man begreift, daß der Ernst des Lebens leicht den Bewohnern Neapels verloren geht."

An einem dieser Abende aber war es auch, wo uns zum ersten Male wie ein fernes Wetterleuchten eine Ahnung der kommenden Ereignisse im Vaterlande aufstieg; Nissen, der weit eifriger als wir andere dem Gang der Politik folgte, ließ plötzlich die Zeitung sinken, in die er vertieft war, und sagte: Das bedeutet den Krieg! Er hatte die Nachricht von der am 14. August abgeschlossenen Gasteiner Konvention gelesen und sofort erkannt, daß die Reibungsflächen, die sie enthielt, einen friedlichen Ausgang kaum erhoffen ließen.

Auf der Rückreise hatte ich mit Dr. Lübbert einen Ausflug nach Monte Cassino unternommen. Nach kurzem Aufenthalte in Rom begleitete ich Kekulé, den die Hitze etwas angegriffen hatte, nach Ariccia im Albanergebirge: „Wir erfreuen uns der herrlichen Natur und köstlichen Luft", schrieb ich am 8. September, „und möchten eigentlich gerne die ersten

Regengüsse abwarten, die nun nicht mehr lange auf sich warten lassen können und mit der Sommerhitze auch alle Cholerafurcht beseitigen sollen. Letztere war übrigens, was Rom betrifft, glücklicherweise auch bisher grundlos und gab nur Veranlassung zu nützlichen Präventivmaßregeln. Unsere Spaziergänge drehen sich meist um die benachbarten Seen, den von Albano und den Nemisee, doch haben wir gestern auch eine größere Exkursion nach Velletri gemacht, und zwar der hiesigen Sitte gemäß zu Pferde. Ich bekam — es war noch ein prächtiger Maler bei uns — große Komplimente gemacht über mein angeborenes Talent zum Kavallerieoffizier, wofür mir dann heute früh alle Knochen weh taten. Karl freilich hätte wohl Reiter wie Pferde mit verächtlichen Blicken gemustert, aber es waren eben echte Campagnarenner, und wir gaben uns alle Mühe, es den Campagnuolen möglichst gleichzutun, den famosen, braunen Kerlen, die, den Stachelstock quer über den Sattel gelegt, auf den langgeschwänzten Gäulen wie angegossen sitzen und schon in Rom meine ganze Freude waren, wenn sie durch die Straßen galoppierten. — Besonders der Rückweg war wunderschön, als die untergehende Sonne in dem weithin sichtbaren Meere erglänzte und die Campagna in tiefem, violettem Schatten lag."

Der erwähnte Maler war Friedrich Preller, der tüchtige Sohn des berühmten Malers gleichen Namens. Der Richtung der Zeit und der Schule seines Vaters folgend, legte er das Hauptgewicht auf sorgfältige und korrekte Zeichnung. Wiederholt haben wir ihn begleitet, wenn er unten am See eine weitästige Steineiche in allen ihren charakteristischen Formen

mit der Feder wiederzugeben bemüht war. Kekulé las dann wohl einen Gesang aus Tasso vor. Da Kekulé sich fortgesetzt nicht wohlfühlte und die römische Fieberluft fürchtete, beschlossen wir, unsern Aufenthalt im Gebirge noch zu verlängern, vertauschten aber Ariccia zunächst mit Rocca di Papa, dann mit Olevano, dem Eldorado der Landschaftsmaler. Im Oktober war ich dann endlich wieder dauernd in Rom.

Rom, den 18. Oktober.

Liebe Mutter!

.... Ich lebe nun wieder ruhig und still einen Tag wie den andern und arbeite ziemlich. Leider hat der berühmte Oktober bis jetzt noch kein freundliches Gesicht aufgesetzt und die verspäteten Regengüsse sind mit Macht nachgekommen. Doch wird sich das vielleicht schon heute ändern, wo anstatt des bisherigen drückenden Scirocco eine frische Tramontana zu wehen scheint. Dann aber erwarten uns eine ganze Reihe der herrlichsten Tage. Allmählich stellen sich nun auch schon die Fremden ein, und Rom und Römer nehmen Aussehen und Gewohnheiten der Wintersaison an. Ich könnte mir keine größere Freude denken, als wenn nun jemand, der mir lieb und befreundet wäre, hierher käme und ich ihm all die Herrlichkeiten zeigen könnte. In der letzten Zeit habe ich nun auch ein paarmal Ateliers lebender Künstler besucht, so noch gestern mit Kekulé das des Malers Treber, der einer der allerbedeutendsten ist. Seine Hauptforce sind Landschaften mit mythologischer Staffage oder auch einfach

landschaftliche Kompositionen. Hierin leistetete er aber auch wirklich Wunderbares. Sein größtes Bild, eine Partie aus dem Sabinergebirge, gibt mit einer großartigen Kühnheit den Charakter dieser wilden, prächtigen Berge wieder. Leider war es schlecht beleuchtet und durch des Malers lange Krankheit stark eingetrocknet, so daß ich es im einzelnen bei einmaligem Besuche nicht bewältigen konnte. Ein anderes Bild stellt den Hylas dar, der von den Nymphen geraubt wird: eine wilde Waldeinsamkeit, mit dem Ausblick auf ein fernes ruhiges Meer; unter den hohen Bäumen, zwischen den Felsen tritt Hylas hervor, einen Krug am Arme, um Wasser zu schöpfen. Da tauchen die Nymphen herauf — noch ein Schritt und der schöne Jüngling ist in den Fluten begraben. Noch besser gefiel mir übrigens eine andere Komposition, von der indes nur Karton und Farbenskizzen vollendet waren. Es ist die auf ihrer Insel verzweifelt umherirrende Sappho. Man sieht die Figur nur vom Rücken, aber die öden Felsen und Klippen, das schäumende Meer im Hintergrunde geben einen eigentümlichen Eindruck düsterer, verzweifelter Trauer. Dabei ist Treber selbst eine echte Künstlernatur, voll tiefer Gedanken und Empfindungen, schlicht und liebenswürdig im Äußeren. Ich freue mich sehr auf die Samstag-Abende, wo stets eine kleine Gesellschaft beim Weine mit ihm zusammenkommt, und wozu er mich nun auch eingeladen hat. — Kürzlich bin ich nach langer Zeit wieder einmal bei Kardinal Reisach gewesen. Ich besuchte ihn mit Dr. Sentis in seiner Villa vor Porta del Popolo. Der Kardinal war überaus freundlich wie immer, der ganze Besuch aber mehr gemütlich wie interessant."

An jenen Abenden bei Treber nahmen außer seinem Wohnungsgenossen, dem Bildhauer Kaupert, Kekulé, Schöne, Preller und einige andere teil. Die anregende Unterhaltung, die sich auf künstlerische Interessen und zeitgenössische Maler erstreckte, brachte auch allerhand Scherz und Kurzweil. Ich erinnere mich, daß auch ich einmal einen Beitrag hiezu in einem lustigen Gedicht auf Kekulé brachte.

Rom, den 30. Oktober.

Liebe Mutter!

... Heute war ich wieder einmal seit langer Zeit im Vatikan in den Raffaelschen Stanzen. Von da ging ich nach dem Kloster San Onofrio, wo eine sehr schöne Madonna von Lionardo da Vinci ist, Tasso gefangen saß und starb, und man eine der herrlichsten Aussichten auf Stadt, Gebirge und Campagna hat. Das Wetter ist zwar noch immer wechselnd, doch waren gestern und heute herrliche Tage, wo die wunderbar klare, durchsichtige Luft und köstliche Beleuchtung ihren ganzen Zauber entfalteten. Gestern war in einer kleinen Kirche in meiner Nähe Fest, Schluß einer dreitägigen Andacht. Am Abende war auf der Straße davor rauschende Militärmusik, Illumination, Schmückung der Häuser und großer Zusammenfluß von Menschen, das Ganze ein neuer Beitrag zur Kenntnis des italienischen Volkscharakters und der Art, wie er sich in religiösem Gebiete äußert. Nächste Woche bereiten sich wieder große Festlichkeiten vor, wenigstens an Allerseelen denke ich in die sixtinische Kapelle zu gehen. Dagegen

habe ich von den berühmten Oktoberfesten außer verstärktem Tamburinschlagen und vereinzelten Mandolinspielern wenig bemerkt. Auch nicht viel mehr als wir neulich eigens nach Monte Mario hinausgezogen, dem gewöhnlichen Schauplatze. Das freilich, worauf uns des Malers Preller köstlicher Humor aufmerksam gemacht hatte, die kolossale Eßlust der in unserer nordischen Phantasie so poetischen Italiener entging uns nicht; von charakteristischen Tänzen war aber nicht viel zu sehen. Ob der verspätete Regen und der im ganzen wenig begünstigte Monat daran Schuld trug, oder wirklich dal 1849 l'allegria è morta? chi lo sa?"

Über alledem vergaß ich die Heimat nicht. Daß mein jüngerer Bruder im Herbste die Universität besuchen sollte, war schon lange ein Gegenstand meines lebhaftesten Interesses gewesen. Er wollte Forstwissenschaft studieren, und in Darmstadt hatte man ihm geraten, nach Gießen zu gehen, wo damals ein sehr anerkannter Vertreter dieses Faches tätig war. Das war nun gar nicht nach meinem Sinn; wiederholt machte ich geltend, daß man nicht gleich im ersten Semester mit dem Fachstudium zu beginnen pflege, daß Karl zunächst eine allgemeine wissenschaftliche Bildung sich verschaffen und überhaupt seinen geistigen Horizont erweitern möge, und riet dringend zu Bonn. Dazu kam es denn auch. Ich empfahl ihn an Dr. Loersch, der sich freundlich seiner annahm und ihn, meinem Wunsche gemäß, auch bei dem mir bis dahin nur vom Hörensagen bekannten Professor Reusch einführte. Sehr erschüttert war ich, als ich im Oktober in der Allgemeinen Zeitung las, daß Geh.-Rat Aulicke auf der Reise in München

verstorben sei. „Er war mein Freund," schrieb ich an meine Mutter, „und mein Gönner, ein ganz ausgezeichneter, liebenswürdiger, wahrhaft edler Mann und eine Hauptstütze der Katholiken in Preußen. Sein Tod ist besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein großer Verlust, der sehr schwer zu ersetzen sein wird."

Sobald die vatikanische Bibliothek nach den Ferien ihre Räume geöffnet hatte, nahm ich meine dortigen Arbeiten wieder auf. Zu meiner früher erwähnten Absicht war inzwischen noch eine neue hinzugekommen. „Ich dachte an eine Darstellung der philosophischen Bestrebungen Italiens im 15. und 16. Jahrhundert, wenn irgend möglich im Anschluß an zwei bedeutende Persönlichkeiten, jedenfalls aber mit regster Beziehung zu dem Tun und Treiben und geistigen Ringen jener ganzen Zeit. Wenn es so ausfiele, wie ich mir's denke, sollte es ein schönes, auch für Nichtphilosophen interessantes Buch werden." Als **eine** hiezu geeignete Persönlichkeit erschien mir ganz besonders der Kardinal Bessarion, der seinerzeit mit anderen Griechen zum Konzil von Florenz gekommen war und dann in Rom seinen bleibenden Wohnsitz genommen hatte, wo er zu den einflußreichsten Vertretern der auf die Wiedererweckung des klassischen Altertums gerichteten Bestrebungen gehörte. So beschloß ich seinen Spuren nachzugehen. Im Kloster bei der Kirche degli Apostoli, wo ich seine Grabschrift gefunden hatte, war weiteres Material nicht zu holen; dagegen fand ich auf der vatikanischen Bibliothek das noch nicht veröffentlichte Original seiner gegen den einseitigen Aristoteliker gerichteten Verteidigung Platos. Aus dem ganzen

Plane ist freilich ebenso wenig etwas geworden wie aus der Aristoteles-Edition. Untätig war ich indessen nicht. Schon aus Neapel hatte ich an meine Mutter geschrieben:

„Ein Aufenthalt in Italien und besonders in Rom ist so reich an Anregungen auf allen geistigen Gebieten, eröffnet so viele neue Seiten des Lebens und der Wissenschaft, ergibt durch Erweiterung des Gesichtskreises so viele neue Gesichtspunkte der Beurteilung, daß man das Glück, möglichst lange da geweilt zu haben, gar nicht hoch genug anschlagen kann. Die jungen Deutschen in Rom, die es ganz unbegreiflich finden, daß ich zu Anfang des Winters fort wolle, sind freilich in einer anderen Lage als ich. Wenn man ein Stipendium hat, oder im Auftrag einer Buchhandlung reist, oder für auswärtige Gelehrte und gelehrte Institute arbeitet und somit wenig mehr vom eigenen Vermögen zuzusetzen hat, dann freilich lohnt ein Aufenthalt in Rom sechzig- und hundertfach. Wenn man aber ein allerdings nicht hoch genug anzuschlagendes Gut auf Kosten seiner übrigen Familie erkaufen muß (und ich weiß sehr wohl, daß Karl im Herbste auf die Universität geht), so tritt die Frage nach der Berechtigung ganz anders auf."

Neben den noch eine Zeitlang fortgesetzten Besuchen der Bibliothek vertiefte ich mich mehr und mehr in das, was Rom an geschichtlichen und künstlerischen Denkwürdigkeiten bietet. Unter Kekulés sachkundiger Anleitung versuchte ich, in das Verständnis der griechischen Plastik einzudringen. Auch unterstützte ich ihn gelegentlich bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen. Mehr als dreißig Jahre später, als nicht nur die römische, sondern auch die Bonner Zeit weit hinter

uns lag, erinnerte er sich daran und schrieb in das Exemplar seiner „Griechischen Skulptur", das er mir schenkte, die Widmung: „Zur Erinnerung an das Messen in Villa Medici." Daneben besuchte ich eifrig die Raffaelschen Stanzen und Loggien und ergänzte die gewonnenen Anschauungen durch häusliche Lektüre und den Verkehr mit meinen gelehrteren Freunden. Freilich kam es dabei auch zu mancherlei Meinungsverschiedenheiten, insbesondere stieß mich der vollständige Mangel an Verständnis für katholisches Wesen und katholische Einrichtungen ab, und die hochmütige Ablehnung, ein besseres Verständnis zu gewinnen. Selbst Freund Lübbert meinte einmal, als ich ihm den Sinn der Immaculata Conceptio erklärt hatte: „Was habt Ihr doch für komische Dogmen, die niemand verstehen kann?" Und ein andermal, als ich die Frage stellte, ob denn einer der Herren, die so kühn daherredeten, jemals eine katholische Dogmatik aufgeschlagen habe, antwortete Nissen, das würde er nur tun, wenn er dagegen schreiben wolle. Aber geschadet hat es mir fürs spätere Leben nicht, daß ich, der ich in Berlin nur mit Katholiken verkehrt habe, hier in Rom hauptsächlich mit Protestanten umging, und gelegentlich konnte ich dabei auch ganz interessante Erfahrungen machen. Rossi, der berühmte Forscher, pflegte die Mitglieder des archäologischen Institutes ab und zu durch die Katakomben zu führen; obwohl ich dieselben bereits unter der sachkundigen Führung Reisachs kennen gelernt hatte, schloß ich mich mit Freuden einem solchen Rundgange an, denn es zog mich mächtig an, Rossi selbst auf dem Felde seiner bahnbrechenden Entdeckungen zu sehen und zu hören.

Ich war nicht der einzige, der mächtig davon ergriffen war. Als wir wieder auf der Via Appia der Stadt zugingen, bemerkte einer der jüngeren Philologen: „Unsere protestantische Auffassung von katholischer Legendenbildung muß doch nach den Ergebnissen der Katakombenforschung erheblich korrigiert werden." Und nun, durch welche Ideenverbindung veranlaßt, weiß ich nicht, fingen sie an, recht unehrerbietig über ihre Geistlichen und Theologen zu sprechen. Die Worte will ich nicht wiederholen.

Der Winter war inzwischen herangekommen. „Schön, unbeschreiblich schön sind diese hellen Wintertage," schrieb ich am 19. November an meine Mutter. „Neulich war ich mit Kekulé im Klostergarten von San Bonaventura, am Abhange des Palatins, wo zwischen zwei schlanken Pinien eine stille Fontäne rauscht. Wir kamen gerade hinauf, als die Sonne unterging; die Berge lagen in tiefblauem Dunkel, der Himmel war sanft rot, die Schatten vollständig grün; ich habe nie ein so merkwürdiges Farbenspiel gesehen. Dazu die wundervolle Aussicht, im Vordergrunde das Colosseum und die Kirchen und Klöster des Coelius und über alles hinaus das wundervolle Sabinergebirge mit dem steilen Monte Gennaro."

Einen ganz besonderen Reiz aber hatten die Ausflüge in die Campagna, die ich manchmal in größerer Gesellschaft, in der Regel nur mit einem Gefährten unternahm. Der letztere war der Landschaftsmaler Metzener, den ich erst in diesem Herbst kennen gelernt hatte, obwohl er schon längere Zeit in Italien weilte. Er stammte aus Lauenburg, wollte ur-

sprünglich Architekt werden, wandte sich dann aber zur Malerei und erhielt seine künstlerische Ausbildung in Düsseldorf. Gebildet, liebenswürdig und bescheiden, gewann er rasch die allgemeine Zuneigung. Ich pflegte ihn des Morgens in seinem Atelier abzuholen, und wir zogen dann hinaus, wohin gerade der Weg uns führte. Des Mittags kehrten wir in irgend einem der zerstreuten Gehöfte ein, wo immer Brot, Wein und Käse zu haben waren, und kehrten am späten Nachmittag nach Rom zurück. Meiner Mutter aber erzählte ich von diesen Wanderungen nicht; sie würde sich geängstigt haben, obwohl dazu keinerlei Grund war, denn das einzige, wovor man sich in acht nehmen mußte, waren die einzeln oder in Rudeln umherschweifenden Hunde. Doch hatten wir bald gelernt, sie durch Steinwürfe zu vertreiben. Die Abende verbrachte ich in der Regel bei Karlin, der deutschen Trattorie, an der Ecke der Via Sistina und der Via del tritone. Die jungen Gelehrten ließen sich selten dort sehen, dagegen war es das Stelldichein der Künstler. Zu den schon genannten war jetzt noch der Maler Christian Geist gekommen. Er war in Würzburg geboren, gehörte der Münchener Schule an, die im Gegensatz zu der Dresdener schon damals großen Wert auf die Farbengebung legte; das gab dann zu mancherlei Neckerei und Stichelei Anlaß, besonders nachdem Preller sein Atelier mit Geist geteilt hatte. Dieser schien eine harte Jugend durchgemacht zu haben, hatte eine schwache Gesundheit und eine etwas trübe Lebensanschauung, wozu beitragen mochte, daß er in religiöser Beziehung in vollständiger Gleichgültigkeit aufgewachsen war. Doch zog mich sein Wesen an und

mit Betrübnis erhielt ich wenige Jahre später in Bonn seine Todesnachricht. Dem Münchener Künstlerkreise gehörte auch der aus Mainz gebürtige Maler Berdelé an, der in diesem Winter Rom wieder aufgesucht hatte, wo er vor fünfunddreißig Jahren zum ersten Male gewesen war. Ein seltsamer Mann, nicht nur, weil er sich standhaft weigerte, etwas zu besichtigen, was er nicht bei seinem früheren Aufenthalt kennen gelernt hatte, sondern weit mehr wegen seiner zwiespältigen, künstlerischen Betätigung. Die Verhältnisse hätten ihn dazu gezwungen, sagte er mir einmal. Er hatte vor kurzem in München eine Bacchantin ausgestellt, von der mir die Maler mit einem Anflug von Begeisterung sprachen; sein eigentliches Feld aber war die Ausmalung russischer Kirchen in strengstem archaischen Stile. Der Zwiespalt war wohl in seinem eigenen Wesen begründet. Mit Entsetzen las ich eines Tages, daß man die Leiche des Unglücklichen aus der Isar gezogen habe. Auch zwei ältere Herren pflegten regelmäßig bei Karlin zu erscheinen. Der eine war der württembergische Hofmaler Gegenbauer, der einst in seiner Jugend die „Klosterbrüder von San Isidoro" bei ihren Versuchen unterstützt hatte, die Freskomalerei zu erneuern, es dann selbst zu einer gewissen Meisterschaft in dieser Technik gebracht hatte und namentlich durch seine Ausmalung der Wilhelma bei Stuttgart bekannt geworden ist. Der andere war Herr von Schröder aus Mecklenburg, der vor langen Jahren als Kunstbeflissener nach Rom gekommen war, dort konvertiert und seitdem sein ganzes Interesse den Werken der Frömmigkeit zugewandt hatte. Namentlich lagen ihm die Missionen am Her-

zen. Zweimal hatte er ihretwegen eine Reise nach Afrika unternommen. Die Maler betrachteten ihn mit einer gewissen Scheu, obwohl er zugänglich und freundlich war. Mich schien er gleich anfangs in sein Herz geschlossen zu haben.

Rom, den 26. Dezember.

Liebe Mutter!

Also Weihnachten in Rom! Wie ganz anders als Weihnachten in Deutschland! Dort gehören Eis und Schnee so recht eigentlich zur Szenerie. Hier blühen überall die Rosenhecken, und die Mittagssonne ist so warm und freundlich, daß die Kranken auf den Pincio fahren, um sich, auf den Bänken in der Sonne sitzend, gesund zu träumen. In den letzten Wochen hatten die großen Kaufläden am Corso Weihnachtsausstellungen veranstaltet, die sahen aber sehr importiert und wenig römisch aus, und es hielten auch nur elegante Equipagen davor. Aber dennoch merkte man, daß Festzeit sei. Wir waren am Nachmittage des vierundzwanzigsten in der Campagna, wie gewöhnlich des Sonntags. Als wir, gegen Abend zurückkehrend, um eine Ecke der Stadtmauer bogen, sahen wir plötzlich die Peterskuppel in ihrer ganzen majestätischen Gestalt sich dicht neben uns erheben; rechts davon lag die Stadt im Abendnebel, und mit einem Male begannen sämtliche Glocken zu läuten. Da konnte einem schon festtäglich zu Mute werden. Auf den Abend waren wir, d. h. sämtliche sogenannte Archäologen, zu Professor Henzen geladen. Ein gewaltiger Lorbeerbaum mit brennenden Kerzen und Orangen geschmückt,

ein kleines Krippchen, wo unter Palmzweigen und frischen Blumen das Jesuskindchen lag, davor zwei große Kandelaber aus Cypressenzweigen künstlich aufgebaut und mit Ketten von Goldpapier geschmückt, alles von Frau Henzen (die, nebenbei bemerkt, Konvertitin ist) mit Liebe und Geschmack ausgeführt, gab uns einen deutschen Weihnachtsabend mit ganz eigentümlich römischen Modifikationen. Bei einer hierauf stattlhabenden kleinen Verlosung, wozu jeder seinen Beitrag versiegelt mitgebracht hatte, gewann ich eine schöne Photographie des Moses von Michelangelo. Es war erst auf neun Uhr eingeladen worden und wurde also spät, als wir auseinander gingen, aber die Stadt, die sonst schon nach acht Uhr in tiefster Stille zu liegen pflegt, war diesmal noch lebendig. Denn auch die Römer feiern den heiligen Abend auf ihre Weise. Das Kinderbescheren kennen sie nicht, aber sie versammeln sich in den Familien zu einem gemeinsamen Abendessen, wo sie der trefflichen Konstitution ihrer Mägen zufolge ungeheure Mengen von Fischen und Makkaroni verzehren sollen. So bleiben sie beisammen bis ein Uhr. Dann geht es hinaus und in größeren oder kleineren Scharen ziehen sie von Kirche zu Kirche, nach Ara Coeli, wo ein besonders verehrtes Bild des Jesuskindes (il santo bambino) ist, nach St. Peter, wo wunderschöne Musik sein soll usw. Ich ging nur nach Ara Coeli, wo eben die Mitternachtsmesse gefeiert wurde. Zum langen Herumwandern war ich nicht aufgelegt, einmal, weil ich früh wieder heraus wollte, um bei meinen Freunden, den Redemptoristen, zu beichten, und dann, weil mir für die Weihnachtsnacht eine Gesellschaft nicht sympathisch war, der das

rechte Verständnis fehlte. Am ersten Feiertage ging ich nach St. Peter, um das an diesem Tage besonders bedeutungsvolle Gloria in excelsis Deo aus dem Munde des Papstes selbst zu hören. Ich hatte diesmal freiwillig auf das Privilegium verzichtet, innerhalb des Schweizer Cordons oder gar durch Vermittlung des Hauptmanns Schmidt in den Chor selber zu treten, was man sich einfach durch Anlegung eines Frackes erwirbt. Es war mir lieber, mich einmal frei in der Kirche herumzubewegen. Die römischen, großen Kirchenfeierlichkeiten haben etwas ganz Eigentümliches, und die Einheimischen, Römer wie Landleute, die stets an solchen Gelegenheiten zahlreich hereinströmen, zeigen am besten, wie man sie für sich aufzufassen hat. Die Pontifikalmesse ist nur für den Papst und die Kardinäle, und wer sonst daran beteiligt ist. Bei wem das nicht der Fall, der sucht sich eine stille heilige Messe, wie sie fortwährend an den vielen Altären der ungeheuren Kirche gelesen werden. Und so oft wieder die große Schelle ertönt — denn in St. Peter ist alles groß — zum Zeichen, daß ein Priester die Sakristei verläßt, ziehen sie in ganzen Scharen nach und gruppieren sich um den Altar. Einige Momente hat das Pontifikalamt aber auch, die für die Gesamtheit bestimmt sind, so außer dem Ein- und Auszug des Papstes besonders die Elevation. Ich habe wohl schon früher einmal davon gesprochen. Auch wenn die weltberühmten Posaunen nicht von der Kuppel herabtönten, der unendlich feierliche Eindruck würde bleiben, wenn der Papst die heilige Hostie nach drei Seiten dem versammelten Volke zeigt. Am Nachmittage wanderte ich durch einige Kirchen;

ich wollte die berühmten Krippendarstellungen besuchen, fand aber nur eine im obersten Geschoß eines alten Turmes in Trastevere oder, besser gesagt, um dasselbe herum. Um die vier Mauern läuft nämlich ein Brettervorsprung hin, auf dem, untereinander zusammenhängend, allerhand Grotten erbaut sind mit Ausblick auf Stadt und Gebirge, aber auch kleine landschaftliche Szenen, die mit feiner Berechnung der Perspektive wahrhaft täuschend ausgeführt sind. Die Hauptsache ist freilich die eigentliche Krippe selbst, aber das Genrehafte überwiegt fast.

Rom, den 15. Januar 1866.

Liebe Mutter!

... Mehr als in der letzten Zeit bin ich nun wieder darauf aus, Roms Sehenswürdigkeiten, die ich ja nicht mitnehmen kann, noch recht gründlich zu besuchen und etwa Versäumtes nachzuholen. Ich tue das meistens in Gesellschaft von ein paar trefflichen Malern, deren Umgang ich des neutraleren Gebietes wegen dem mit den jungen Gelehrten vorziehe. Dazu haben wir fortwährend herrliches Wetter; neulich freilich hat es einmal zwei Tage stromweise geregnet, jetzt aber ist schon wieder blauer Himmel und heller Sonnenschein. Es kostet mich ordentlich Mühe, daran zu denken, daß der Winter bereits zum großen Teil vorüber ist, da wir eigentlich keinen gehabt haben. Gestern wohnte ich in der Propaganda dem berühmten Sprachenfest bei, von dem Du gewiß auch gehört hast, wo von den Zöglingen

Vorträge in allen möglichen Sprachen — gestern waren es 30 — gehalten werden. Man versteht natürlich fast gar nichts, aber die verschiedenartigen Gestalten, Klänge, Vortragsweisen, zumal bei den nicht selten zum besten gegebenen Nationalgesängen, sind von einem komischen Interesse. Am meisten belacht wurde ein Zwiegespräch zwischen zwei Mohren. Der Franzose fing natürlich an mit den fils de la glorieuse France, und als er dann nicht unerheblich stecken blieb, konnte ich mich fast einer kleinen Schadenfreude nicht erwehren. Freilich konnte man mit dem Deutschen auch keinen Staat machen. Er hatte zwar die stärkste Lunge und schrie wie ein Major vor der Front, aber sein Vortrag war zu scheußlich und stecken blieb er auch, wenn auch nicht so stark wie der überrheinische Schwadronneur. Am besten gefiel mir der Italiener; da konnte man doch sehen, was eine schöne, wohlklingende Sprache ist. . . . Was sagt Ihr denn dazu, daß unser Bischof nun definitiv der Diözese erhalten bleibt? Ich hätte mich für ihn und die gute Sache gefreut, wenn er nach Köln gekommen wäre, aber auch so ist der glückliche Ausgang der verwickelten Wahlgeschichte als ein glücklicher zu bezeichnen. Daß Bischof Ketteler, nachdem er lange Zeit als Persona grata des Königs und des Ministeriums galt, schließlich doch von Berlin aus rekusiert wurde, ist, wie mir Reisach sagte, dem Einflusse der Freimaurer zuzuschreiben, der sich noch im letzten Momente so geltend machte, daß der König, der bekanntlich an ihrer Spitze steht, umgestimmt wurde. Ich kann es zwar nicht leiden, wenn man zuviel mit dieser unbekannten Größe operiert und sie für

alles verantwortlich macht; in diesem Falle aber, glaube ich, hat der Kardinal recht."

Ende des Monats überraschte mich Freund Metzener eines Abends bei Karlin mit der Frage, ob wir nicht zusammen nach Sizilien reisen sollten. „Sehr gerne," sagte ich, „nur fehlt mir das Reisegeld." „Ich habe auch keines," erwiderte er, „aber das macht nichts, wir geben ein Werk heraus, ich zeichne die Bilder und Sie machen den Text dazu." Der Plan kam mir höchst abenteuerlich vor, wurde aber von den Tischgenossen, und gerade von den älteren am meisten, lebhaft unterstützt. Ich blieb skeptisch, trotz allem Zureden, versprach aber schließlich mit Dr. Schöne Rücksprache zu nehmen, von dem ich wußte, daß er mit angesehenen Buchhändlern in Leipzig in Verbindung stand. Gleich des andern Tages suchte ich ihn in der Casa Tarpeja auf. „Das wäre etwas für Alfons Dürr," bemerkte er gleich. Jetzt aber galt es, meine Mutter für den Plan zu gewinnen, und das machte mir schwere Sorgen. Sie hatte sich so sehr auf meine bevorstehende Rückkehr gefreut, und so konnte ich mir vorstellen, wie schmerzlich sie ein längeres Hinausschieben empfinden würde. Und noch mehr! Ich kannte ihre Ängstlichkeit in Geldsachen; ihr selbst durfte ich kein weiteres Opfer zumuten und Geld zu leihen, also wie sie sich ausgedrückt haben würde, Schulden zu machen, war ihr ein Greuel. Aber schließlich gelang es mir doch, ihre Zustimmung zu erhalten; das Geld — 200 Taler — streckte mir bereitwillig einer ihrer Brüder in Frankfurt vor.

Rom, den 13. Februar.

Liebe Mutter!

Dein Brief hat mir um so größere Freude gemacht, als ich ihn nicht ohne eine gewisse Bangigkeit erwartet hatte. Denn ich mußte mir ja selbst sagen, daß unser Unternehmen allerhand Sorgen und Bedenken bei Dir wecken müsse. Die Art aber, wie Du Dich hineingedacht hast, wie Du mit Hintansetzung aller mütterlichen Sorgen vertrauensvoll mir die Entscheidung überlassen hast, hat wirklich, ich kann es nicht anders bezeichnen, etwas Großartiges. — Nimm meinen herzlichsten Dank dafür! Als Dein früherer Brief hier eintraf, der so ganz im Gedanken meiner baldigen Rückkehr geschrieben war, da ergriff auch mich eine große Sehnsucht nach Hause, und ich hätte fast den ganzen Plan umgeworfen. Doch wollte ich wenigstens Deinen Bescheid abwarten. Mittlerweile kamen dann auch Nachrichten aus Leipzig und zwar über alles Erwarten günstige. Der Verleger, mit dem wir durch dritte Hand Verhandlungen angeknüpft hatten, hatte die allergrößte Bereitwilligkeit an den Tag gelegt, das fragliche Werk zu übernehmen, hatte bereits die Gesichtspunkte mitgeteilt, unter denen er Bilder und Text aufgefaßt wünschte, und endlich ein Honorar von 500 bis 800 Talern in Aussicht gestellt. Das gab denn freilich unserm Plane eine sehr bedeutende Stütze und widerlegte aufs bündigste die Bedenken des Herrn H. Übrigens hast Du mit dem Wege, den Du einschlugst, um Erkundigungen einzuziehen, aufs beste meine Wünsche und Neigungen getroffen. Wirklich, wenn

ich es nicht schon vorher gewußt hätte, so hätte mir Dein letzter Brief es zeigen müssen, welch ungewöhnliches Glück der liebe Gott uns Kindern in Dir geschenkt hat! — Alle Sorgen werde ich Dir freilich nicht eher verscheuchen können, als bis ich wieder im Hafen des stillen Darmstadt eingelaufen sein werde, aber auf ein Minimum möchte ich sie beschränken. Daß aber mein Unternehmen Dein Einverständnis gefunden hat, das gibt mir erst den rechten Mut, es ins Werk zu setzen.

... Ich möchte, wo möglich, das nötige historische usw. Material schon vorher bewältigen, um an Ort und Stelle die Hauptsache machen zu können, und nachträglich nur die Ausarbeitung vor mir zu haben. Metzener, der Maler, hat das Ressort für alles Malerische, Technische, Landwirtschaftliche usw.; Nissen, der sich uns anschließen will, das Ressort für Siziliens alte Geschichte. So wird durch Austausch der Kenntnisse und Anschauungen an Ort und Stelle das Werk gefördert werden, und unser Unternehmen gewinnt, je mehr man es überlegt, an Ausführbarkeit. Denn da jener Verleger alle die von Herrn H. geforderten Eigenschaften besitzt — er ist reich, sehr anständig und sehr ehrenhaft, und das fragliche Werk würde dazu gerade sehr zu der Richtung seines Verlages passen —, so ist es ganz in unsere Hand gegeben, es — mit Gottes Hilfe natürlich — zu einem befriedigenden Ziele zu führen. Ende April, spätestens Anfang Mai gedenken wir wieder hier zu sein. Dann werde ich so viel wie möglich meine Heimreise beeilen und mich nicht länger als absolut notwendig unterwegs aufhalten. Zum

Schluß noch ein Geschichtchen, das beweist, wie sehr unser Vorhaben hier Beifall findet. Der Maler Preller, mit dem ich im Sommer zusammen im Gebirge war, erzählte mir gestern, Dr. Schöne, der mit der größten Liebenswürdigkeit für uns die Verhandlungen mit dem Buchhändler geführt hat, sei zu ihm gekommen und habe ihm gesagt: „Friedrich, warum bin ich nur nicht auf den Gedanken gekommen, dann wären wir beide nach Sizilien gegangen."

Rom, den 8. März.

Liebe Mutter!

Der Winter ist lange vorbei. Wir haben das schönste Wetter, überall wird es grün, die Blumen blühen und duften, und die Vögel singen, und je mehr die Zeit heranrückt, in der ich vor einem Jahre zum ersten Male in Italien eintrat, je mehr bemächtigt sich meiner wieder die eigentümlich zauberhafte Stimmung von damals; freilich empfinde ich daneben auch, daß ich so lange noch niemals von Euch weg war, und ich denke oft und gerne an die Heimkehr. Vom Karneval habe ich Euch nicht geschrieben, dafür lege ich einen kleinen, freilich sehr rasch hingeschriebenen Aufsatz, den ich in die Kölnischen Blätter schickte, bei. Übrigens habe ich ihn, viel mehr als es nach der Beschreibung den Anschein haben könnte, als Zuschauer mitgemacht und mich nur sehr vereinzelt auch aktiv daran beteiligt.

Unsere Reise verzögerte sich. Es wurde April, bis wir sie antraten. Über ihren Verlauf geben die nachfolgenden Briefe Auskunft.

Palermo, den 9. April.

Liebe Mutter!

Ich hätte Dir gerne gleich gestern abend geschrieben, aber ich war wirklich zu müde dazu. Nun schreibe ich heute und hoffe nur, daß mein Brief gleich ein Dampfschiff finden möge, das ihn zum Festlande befördere, damit Du nicht gar am Ende anfängst, Dich zu ängstigen. — Donnerstag fuhren wir bei strömendem Regen von Rom ab, zugleich mit einem ungeheuren Schwarm Fremder, die nach beendigten Osterfeierlichkeiten Rom verließen; trotzdem fanden wir bald in dem bekannten Neapel ein gutes Unterkommen. Leider ging das Schiff erst am Samstag nachmittag; die Abfahrt war, nachdem sich das Wetter aufgehellt hatte, wunderschön. Vor uns in weitem Bogen breitete sich am Fuße einer Hügelkette das glänzende Neapel aus, von dem Castel S. Elmo beherrscht. Zur Linken lagen im Hafen Schiff an Schiff, Panzerfregatten und Kauffahrteischiffe aller Nationen. Rechts ragte der Vesuv herüber, seine Spitze in Wolken gehüllt. Auf dem Schiffe war reges Leben, Boote kamen und gingen, neue Passagiere bringend oder deren Begleiter zum Ufer zurückführend. Ein piemontesisches Geschwisterpaar, das ich schon im vorigen Jahre kannte, erschien an Bord. Er spielte, wie damals, meisterhaft die Violine, sie begleitete ihn auf der Guitarre. Dann fing sie an, mit einem kleinen Teller Geld zu sammeln, während er ihre Guitarre stimmte, ohne ein Wort zu sprechen oder eine Miene zu verziehen, mechanisch und stumpf, wie mirs schon im vorigen Sommer aufgefallen war.



(Nach dem Gemälde von Prof. Paul Beckert)

Freifrau von Hertling, geb. von Guaita,
die Mutter des Verfassers.



Sie waren die letzten, die das Schiff verließen. Nun ging es langsam durch das Schiffsgewirre des Hafens hindurch, bis wir das offene Meer erreichten, wo die ganze Kraft eingesetzt wurde. Immer höher stieg Haus über Haus die Stadt aus dem Meere auf, um allmählich wieder zu versinken, bis nur noch ein weißer, glänzender Streifen sichtbar blieb. Zu Anfang ging alles herrlich, das Schiff war gut und die Luft frisch. Aber als wir in die Nähe von Capri kamen, hielt ich es doch für gut, mich in einen Winkel zu setzen und die Augen zu schließen. Ich hörte dann wohl, wie meine Gefährten von den Sternen sprachen, die nach und nach heraufkamen, und dem Meere, das leuchtend um die Wände des Schiffes spielte, aber ich war zu elend, um mich zu erheben und die Augen zu öffnen. Nach neun Uhr gingen wir in die Kajüte. Hier unterlag ich dem Übel, gegen das ich mich lange gewehrt hatte. Dennoch konnte ich, wenn auch mit Unterbrechung, schlafen. Als ich des andern Morgens auf das Verdeck kam, hatte sich der Wind gedreht, und das Meer war ruhiger geworden. Die italienische Küste war verschwunden. Links tauchten aus einem Dunststreifen die Umrisse der liparischen Inseln hervor, rechts ward die einsame Insel Ustika sichtbar. Wie eine glühende Kugel stieg die Sonne aus dem Meere empor und vergoldete mit ihrem Schein den weißen Schaum der Wellen, die unser Schiff in langen Streifen hinter sich herzog. Ein großer Schwarm von Delphinen schwamm an uns vorüber. Wir sahen sie hoch aus den Wellen heraufspringen und das Wasser weit um sich herumspritzen. Jetzt trat aus dem leichten Morgennebel die Küste von Sizilien

hervor. Nach und nach ließ er die einzelnen Höhen und Vorgebirge unterscheiden, zuletzt auch Orte und Häuser erkennen. Palermo präsentiert sich wundervoll. Mit ihren Kuppeln und Türmen und ihren freundlichen Häusern liegt die Stadt luftig und fröhlich in einem grünen Tale, das, seiner Fruchtbarkeit wegen „Goldene Muschel" genannt, schroffe zackige Berge in mäßiger Entfernung einschließen. Links und rechts springen wie zum Schutze von Golf und Stadt das Vorgebirge Mongerbino und der Monte Pellegrino hervor. Im Innern machte uns die Stadt zuerst einen kleinstädtischen Eindruck, doch liegen an den beiden Hauptstraßen, die sie kreuzweise durchschneiden, recht stattliche Gebäude. Unser Hotel befindet sich in einem alten Palazzo, die Zimmer sind hoch und geräumig, aber weder Fenster noch Türen schließen. Nachdem wir uns von den Strapazen der Seereise erholt hatten, bestiegen wir am Nachmittage den Monte Pellegrino, der sich westlich von der Stadt ganz isoliert aus der Ebene erhebt und auf der anderen Seite schroff ins Meer abfällt. Er ist dabei von bedeutendem Umfange, gleicht aber beinahe von unten einem einzigen Haufen von Gerölle. Schon beim Aufsteigen zeigen sich überall entzückende Ausblicke auf Stadt, Tal, Meer und Gebirge; einen ganz besonderen Reiz gewinnt der Berg aber noch durch seine Beziehungen zu der heiligen Rosalie. Auf der nördlichen Spitze des Berges steht 1500 Fuß über dem Meere eine kolossale Statue der Heiligen, die weithin über die See leuchtet und den Schiffern als Leitpunkt dient. Hier besonders ist die Aussicht ganz herrlich, weil man nicht hoch auf eine Ebene herabsieht, auf der sich

landkartenmäßig Bäume, Häuser und Straßen nebeneinander ordnen, sondern dafür die ruhige Meeresfläche eintritt und man erst in gewisser Entfernung auf die die Bucht einschließenden Berge sieht, die ihre wunderschönen Linien im Profile zeigen. Hier zuerst sahen wir auch den breiten Schneerücken des Ätna in weiter Ferne herüberschauen. Wenige Schritte von dem Platze, wo wir standen, ist an die Bergwand angelehnt die sogenannte Grotte der hl. Rosalie. Man glaubt in eine Kapelle zu treten und gelangt zuerst in eine kleine Vorhalle, an der zu beiden Seiten Altäre stehen, dann aber wieder in einen kleinen Hof, dessen Wände zum großen Teil von einer ungeheuren Felswand gebildet werden, an der die grünen Büsche weit herunterhängen. In ihr öffnet sich eine phantastisch gestaltete Höhle, deren natürliche Wände das überall herabrieselnde Wasser mit einer dünnen, weißen Kalkschicht überkleidet hat. Hier liegt unter einem Altare, mit goldener Krone und goldenem Gewande geschmückt, eine Marmorstatue der Heiligen. Auf den rechten Arm gestützt, hält sie mit der Linken ein Kreuz vor die Brust, der Kopf ist nach oben gewendet, der Mund leise geöffnet. Das Ganze übt in dieser eigentümlichen Umgebung einen merkwürdigen Zauber aus, erinnert aber doch weniger an eine aszetische Heilige des gläubigen Mittelalters als an eine verzauberte Prinzessin, die der Königssohn aus dem Schlafe erwecken soll. Der Abend war eingebrochen, als wir zur Stadt hinunter kamen, aber nun stieg überall ein fast berauschender Duft von Orangenblüten auf; an den Balkons, die vor keinem Fenster fehlen, erschienen schlanke Gestalten, die milde Abendluft zu

genießen — der reine Eichendorff. — Am Morgen sahen wir den Dom, interessant als ein Beispiel der besonderen Art mittelalterlicher Baukunst, wie sie sich unter allerhand fremden Einflüssen entwickelte, dann aber auch dadurch, daß er in einer Reihe stolzer Königsgräber an das große Hohenstaufengeschlecht erinnert. Heinrich VI. und Friedrich II. liegen hier begraben. Interessant war dann ferner eine kleine Kirche, sei es, daß sie ursprünglich eine Moschee war, sei es, daß sie mit der Bestimmung eine christliche Kirche zu werden, im maurischen Stile erbaut wurde. Dann gingen wir ins Museum, wo besonders die Skulpturfragmente des Tempels von Selinus von höchstem Interesse sind. Am Nachmittage wollten wir eigentlich nach Monreale, kamen aber statt dessen nach La Zisa, einem ursprünglich sarazenischen Palast mit normannischen und modernen Zutaten. Von dem Dache aus genießt man wieder eine entzückende Aussicht. An den Hof des Gebäudes stieß ein Garten, in den wir bereitwillig eingelassen wurden. Wir mußten uns buchstäblich bücken, um unter den fruchtbeladenen Zweigen des Orangenwaldes durchzukommen, dabei war der Duft der Blüten fast zu stark. Beim Fortgehen schenkte uns die Hüterin des Gartens ein Sträußchen davon, dazu Früchte, soviel wir tragen konnten. Überhaupt gefallen uns bis jetzt die Sizilianer oder, besser gesagt, die Palermitaner, sehr gut, „nur die Sprache konnt' ich nicht verstehen". Selbst Dr. Nissen, der so geläufig spricht, daß er für einen Italiener gehalten wird, macht sich nur schwer verständlich, und wenn uns hier und da einer eine Anrede hält, verstehen wir samt und sonders kein Wort. Am Abende

gingen wir hinunter ans Meer. Die letzten Sonnenstrahlen glänzten noch einen Augenblick auf den Spitzen der Berge, dann kam die Nacht am östlichen Himmel herauf. Vor uns lag, nicht wie bei Neapel, durch die Ufer des fast allzu großen Golfes und des vorliegenden Capri beengt, die stille, blaue Meeresflut, rechts und links die Berge, hinter uns die ruhige, freundliche Stadt. Es war so recht ein Platz, um träumerisch zu werden, aber auch sehnsüchtig nach dem, was über dem Meere drüben lag.

Syracus, den 23. April.

Liebe Mutter!

Es tut mir leid, daß ich Dir nicht schon früher Nachricht geben konnte, allein nachdem wir am 14. ds. Palermo verlassen hatten, ging es Tag für Tag weiter; dabei mußten denn doch an Ort und Stelle die Sehenswürdigkeiten besichtigt werden, und so blieb denn keine Zeit zum Schreiben, zumal wir schließlich samt und sonders vom Reisen und Sehen ganz entsetzlich müde wurden. Ersteres ist nämlich hier teilweise gar nicht so leicht. Von Palermo reisten wir vier Tage im Wagen, das ging noch gut, obwohl wir schließlich sehr von einem Sturme zu leiden hatten. Rast machten wir in Calatafimi und Trapani, Marsala und Castelvetrano. An letzterem Orte hörte die Fahrstraße auf und wir mußten 72 italienische Meilen zu Pferde, resp. Maultieren machen. Aber nur solche zu bekommen forderte einen großen Kampf. Das Gesindel verlangte ungeheure Preise, schrie und gestikulierte um uns

herum, das halbe Dorf nahm teil und natürlich nicht zu unsern Gunsten; kurz und gut, es war keineswegs gemütlich. Endlich erhielten wir vier Tiere zu leidlichen Preisen, aber sie erwiesen sich im Laufe der Reise als scheußlich. Schon am Schlusse der ersten kleineren Tagreise taten mir alle Knochen im Leibe weh, und nachdem wir am zweiten Tage 42 Meilen in 11 Stunden gemacht hatten, konnte ich mich kaum mehr auf den Beinen halten. Aber die Anstrengungen waren dabei nicht zwecklos. Von Calatafimi aus besuchten wir die Überbleibsel der alten Stadt Segeste, einen Tempel und ein Theater, die mitten in einer öden, einsamen Berggegend stehen und einen großartigen Eindruck machen. Noch gewaltiger war dann der Anblick der sieben Tempel von Selinus, kolossale Trümmerhaufen, die das Volk mit Recht die Riesenpfeiler nennt. Mehr erhalten sind die Tempel von Girgenti, dabei ragen sie aus einer schönen baumreichen Gegend hervor, wo kolossale, seltsam geformte Oliven, dunkellaubige Johannisbrotbäume, Feigen und Mandelbäume durcheinander stehen und dabei als Hintergrund immer, bald bewegt, bald spiegelglatt, das ernste, blaue Meer. Aber auch jener anstrengende Ritt von Castelvetrano nach Girgenti war nicht ohne Schönheit. Wir ritten meistens am Strand hin, häufig durch die anspülenden, schäumenden Wellen hindurch. Fischer in ihren hellfarbigen, bunten Kleidern saßen im Sande und flickten Netze, ein Hirte trieb seine Herde von den Bergen, die uns zur Linken begleiteten, nach dem Meere herab; bald galt es, vorsichtig die Furt aufsuchend, einen Fluß zu überschreiten, bald ging der Weg durch ein kleines Dorf, von einem zerfallenen

Wartturm beherrscht, dann wieder lange Zeit durch hügelige Weizenfelder oder öde nur mit Gestrüpp bewachsene Berggegend. Von Girgenti ging es wieder per Dampfboot weiter. Die Fahrt war glücklich und zum Teil wunderschön. Obwohl wir 24 Stunden an Bord waren und die See ziemlich bewegt war, wurde ich doch nicht seekrank und konnte mich mit den andern an den herrlich blauen Wellen freuen. Diesmal kam uns eine Delphinenherde ganz nahe; es sah höchst graziös aus, wie sich die schlanken Tiere aus dem Wasser in einem Bogen herausschnellten und pfeilschnell unserm Schiffe folgten. Syracus, wo wir gestern anlangten, eine der herrlichsten Städte der alten Welt, präsentiert sich vorläufig unbedeutend, fast langweilig. Doch haben wir die Umgegend noch nicht gesehen, die ernst und großartig, fast an die römische Campagna anklingend sein soll; auch sind hier die bedeutenderen Reste des Altertums. Fünf bis sechs Tage werden wir wohl hier bleiben, zum Teil auch, um etwas auszuruhen. Dann soll es nach Catania und von da auf den Aetna, dann über das seiner üppigen Vegetation wegen berühmte Taormina nach Messina gehen. Vielleicht bin ich schon in vierzehn Tagen wieder in Rom, doch kann ich noch keine festen Daten über meine Rückreise geben. Nach Afrika werde ich aber nicht reisen, obwohl zwei von meinen Gefährten sicher, der Dritte vielleicht, nach Tunis gehen. Mir scheint, speziell für mich, sich der Aufwand von Zeit und Geld durch den Vorteil, in Afrika gewesen zu sein, nicht zu rentieren. (Zu unserer Reisegesellschaft war als vierter noch Dr. Hirschfeld gekommen.) Mit dem Wetter können wir sehr zufrieden sein, abgesehen von

dem schon oben erwähnten Scirocco, der uns dafür aber den Anblick eines großartig bewegten Meeres verschaffte, hatten wir nur zweimal von vorübergehendem Regen zu leiden. Heiß ist es allerdings schon sehr, das Getreide ist hie und da fast reif zum Mähen, und schon in Palermo, also ganz im Anfang des April, haben wir die ersten Erdbeeren gegessen. Hier scheint es sich auch geltend machen zu wollen, daß wir eben so südlich sind, wie die Nordküste von Afrika. Höchst interessant ist es hier in Sizilien, die Wirkungen des politischen Umschwungs zu beobachten. Abgesehen davon, daß sich seitdem das äußere Aussehen der Städte sehr zu ihren Gunsten geändert hat, daß überall Straßen gebaut und mehr auf Reinlichkeit gesehen wird, ist das ganz besonders merkwürdig, daß die Revolution von 1860 hier gar nicht in jenem Gegensatz zur Kirche aufgefaßt wird, wie im übrigen Italien. Schon im erzbischöflichen Palais zu Monreale bei Palermo sah ich über einem Thronsessel die Bilder des Papstes und Viktor Emanuels ruhig nebeneinander hängen; in Castelvetrano haben sie gar eine Madonnenstatue als Monument für jene Ereignisse aufgestellt, und in Mazara erzählte uns ein sehr netter Geistlicher, daß sie eigentlich die Revolution gemacht und darum nun sehr mit Unrecht den Druck der Regierung zu fühlen hätten.

Messina, den 2. Mai.

Liebe Mutter!

Gestern sind wir hier, dem Endpunkt unserer Reise, angekommen. Wahrscheinlich Freitag reise ich nach Neapel ab,

um Sonntag Abend in Rom einzutreffen. Deinen nächsten Brief richte also, bitte, wieder an die alte Adresse, doch nicht später als den 19. Mai. Mit dem Verlaufe unserer Reise sind wir sehr zufrieden. Ich schrieb Dir zuletzt aus Syracus. Dort brachten wir im ganzen drei Tage mit der Anschauung der in der Tat großartigen Natur und der Aufstöberung der dürftigen Überreste einer gewaltigen, prächtigen Vergangenheit zu. Dann fuhren wir nach Catania, einer langweiligen Stadt, die man nur des Aetna wegen besucht. Unsere Aetnabesteigung war sehr anstrengend, aber auch sehr glücklich. Vergangenen Freitag 2 Uhr nachmittags fuhren wir von Catania aus nach dem kleinen Städtchen Nicolosi. Die Straße steigt fortwährend in kurzen Windungen. Die überall als Baumaterial verwandte Lava gibt der Gegend ein düsteres, einförmiges Aussehen. Etwa in drei Stunden kamen wir in Nicolosi an und nachdem wir das für die Besteigung Nötige besorgt hatten, gingen wir am Abend noch nach dem nahe gelegenen Monte Rossi, dem Krater, aus dem bei dem furchtbaren Ausbruch von 1869 die Lava geflossen. Vom höchsten Punkte hat man einen schönen Blick über die fruchtbare Ebene von Catania bis zu den Bergen von Syracus, die sie im Süden beschließen, und nach der andern Seite auf den gewaltigen Berg mit seinem schneebedeckten, rauchenden Haupte und den zahlreichen kleinen Kratern, die ihn im weiten Umkreise umgeben. Nach Nicolosi zurückgekehrt, schliefen wir kurze Zeit und brachen nach eingenommener Mahlzeit gegen 11 Uhr abends zu Maultier auf. Der Mond glänzte auf den Schneefeldern des Aetna und den Hufen unserer Tiere,

der Wind wehte kalt von Norden. Kurz hinter dem Orte geht die Straße längere Zeit über Lava, die unter den Schritten unserer Tiere knirschte, dann wieder durch weite Strecken von Weizenfeldern, bis wir die sogenannte Waldregion erreichen. An einen eigentlichen Wald ist dabei nicht zu denken. Die Bäume stehen in beträchtlicher Entfernung voneinander. Etwa um halb 4 Uhr gelangten wir zu den Schneefeldern. Die Tiere, geblendet und auf der glatten Decke ausgleitend, wollen nicht mehr weiter und wir müssen absteigen. Bis alles zum weiteren Aufbruche vorbereitet ist, bemühten wir uns, wieder etwas Leben in die während des langen Rittes halberstarrten Glieder zu bringen; es war bitter kalt. Gegen 4 Uhr geht es zu Fuß weiter. Im Westen steht der Mond in eigentümlich gelbem Glanze auf einer dunklen Nebelmasse, im Osten beginnt es bereits zu dämmern, und die Schatten des Mondes werden bleicher. Über dem Meere lagert sich ein fahlroter Streifen, dann wird der Himmel darüber für ein paar Augenblicke hell purpurfarben; immer heller wird es, und als wir einen letzten schneebedeckten Hügelrücken erstiegen haben, sehen wir die Sonne, eine rote, glühende Kugel, über die Gebirge Calabriens aufsteigen. Der Anblick, der sich uns darbot, war entzückend schön. Vor uns Calabrien, die Meerenge von Messina und die gegenüberliegende, schroffe, sizilianische Küste, weiter hin das Meer, in dem sich tief unter uns im Morgenglanze die Wolken spiegeln, hinüber über den Meerbusen von Agosta und die Bucht von Syracus bis zum Cap Passaro, und wo über der Insel drüben Meer und Himmel für das Auge zusammengehen. Davor aber das Land mit

seinen felsigen Bergen und fruchtbaren Tälern, seinen Straßen und Ortschaften und den schimmernden Seen von Lentini. Am westlichen Himmel, gespensterhaft und gewaltig, steht der dunkle Schatten des Aetna, und zur Linken endlich hebt sich der Hauptkrater schwarz aus den glänzenden Schneefeldern empor. Asche und Geröll weichen unter unseren Füßen und fallen prasselnd herab, aber bald ist der Rand erstiegen, und das Auge schweift hinunter in das trichterförmige Innere, aus dessen beinahe zentraler Öffnung eine leichte, weiße Rauchwolke aufsteigt. In kurzen Distanzen wird sie dichter und wolkiger, dann läßt sich aus der Tiefe ein Geräusch vernehmen wie ferne Brandung. Die Wände von verschiedener Höhe, schroff und zackig, schimmern gelbrot und gräulich von der sie überziehenden Schwefelkruste, bis wo sie von den ausgeworfenen Steinen und Schlakken verdeckt werden. Kurz nach 7 Uhr sind wir wieder unten am Fuße des Kraters angelangt und schlagen nun einen andern Weg ein über den sogenannten Torre del filosofo, eine pyramidal aufgeschichtete Masse von Bauschutt und Steinen, zum valle del bove, einem großen Krater, der tief unter uns liegt, wie ein weites rundes Tal mit zackigen Wänden; aus seiner Mitte erheben sich mehrere Eruptionskrater, aus denen zu verschiedenen Zeiten Lavaströme geflossen sind. In weiteren Dreiviertelstunden ist die Schneeregion verlassen und der Halteort der Tiere erreicht. Nun wird auch manches sichtbar, was im unsicheren Lichte des Mondes nicht zu erkennen gewesen war. Merkwürdig schien mir besonders eine stachlichte, wuchernde Pflanze, deren Aufgabe es ist, die starre Lava der Vegetation zugänglich zu machen;

indem sie sie überzieht und ihre feinen Wurzeln einbohrt, diese aber dann immer stärker werden, zerklüftet, zerfällt und pulverisiert sie nach und nach den ganzen Block und es siedeln sich dann weitere Pflanzen an. Nachdem wir uns an dem mitgenommenen Vorrate gestärkt hatten, wurde der Rückweg angetreten. Nun aber begann eine große Abspannung sich unser zu bemächtigen und der Schlaf um sein Recht zu kämpfen. Der letzte Ritt in Sonne und Staub, über schlechte Wege, wurde das anstrengendste Stück von allen; sehr erschöpft erreichten wir Nicolosi, wo uns indessen Schlaf und Speise bald wieder herstellten. Sonntags blieben wir noch in Catania, um uns auszuruhen; dann ging es weiter nach Taormina. Dies kleine Städtchen ist einer der schönsten Punkte von Sizilien überhaupt. Eine halbe Stunde über dem Meere gelegen, dessen Brausen man herauftönen hört, vereinigt es die Großartigkeit schroffer Gebirgsformation mit der reichen Schönheit südlicher Vegetation. Der Blick von dem alten Theater über Berg und Meer nach dem fernen Aetnariesen ist herrlich. Gestern fuhren wir dann von Taormina hierher. Der Weg an der bergigen Küste her, das stark bewegte Meer zur Seite, wäre schön gewesen, hätte nicht ein starker Scirocco bleischwer auf uns gelegen und uns mit dicken Staubwolken überdeckt. Noch zwei Tage und Sizilien liegt hinter mir; wie rasch dann auch Italien! Meine Reisegefährten necken mich bereits damit, daß ich Tag und Nacht an nichts anderes dächte, als wie ich am raschesten über den Brenner käme, und in der Tat kann ich nicht leugnen, daß mich eine starke Sehnsucht nach Deutschland, nach Hause zieht. Nachdem uns

eine Zeitlang friedliche Nachrichten beruhigt hatten, werden sie wieder ernster. Italien rüstet mächtig; auch hier soll der Entscheidungskampf ausgekämpft werden. Noch immer mag ich nicht an Krieg glauben, aber ich kann nicht umhin, mir auch diese Eventualität vor Augen zu stellen, die sehr ernste Folgen für mich haben würde."

Rom, den 11. Mai.

Liebe Mutter!

Gestern abend bin ich glücklich hier angekommen und heute früh habe ich bei Kekulé zu meiner großen Freude Deinen Brief hier vorgefunden. Unsere Gefühle bei den gegenwärtigen ernsten und traurigen Verhältnissen begegnen sich; ich habe keine Ruhe mehr in Italien. Den Abstecher nach Venedig habe ich bereits aufgegeben, einmal weil es nur mit den größten Schwierigkeiten überhaupt möglich sein würde, hinein und wieder hinaus zu kommen, und dann, weil ein Aufenthalt gerade dort unter den jetzigen Verhältnissen keineswegs angenehm wäre. Dagegen wäre es nicht vernünftig Florenz aufzugeben, und daß es irgendwie gefährlich für einen Deutschen wäre, gegenwärtig in Italien zu reisen, brauchst Du durchaus nicht zu befürchten. Ehe die Sachen so weit kamen, hatte ich mir vorgenommen, Dich an Deinem Namenstage zu überraschen. Nun werde ich noch früher eintreffen, doch kann ich bestimmte Daten nicht angeben, da ich auch hier zu tun habe. Schreibe mir also, bitte, noch einmal, und zwar poste restante nach Florenz. Nächstens Genaueres.

Aus der Reise nach Tunis ist für zwei meiner Genossen nichts geworden; nur Dr. Nissen ist über Malta dorthin gereist. Mit den beiden andern traf ich am Dienstag früh nach einer beispiellos ruhigen Fahrt in Neapel ein, ging am Nachmittag noch nach Pompeji, blieb den andern Tag in Neapel und reiste gestern mit einer großen Gesellschaft, die ich dort gefunden hatte, hierher, wo ich mein früheres Zimmer wieder bezog.

Die politischen Verhältnisse bedrücken mich sehr. Eine trostlosere Konstellation läßt sich kaum denken. Gefühl und Verstand sind in fortwährendem Streit, denn wenn ich, ersterem folgend, einen glänzenden Doppelsieg da wünsche, wo auch Ihr ihn wünscht, so könnte doch letzterer die Folgen, die ein solcher aller Wahrscheinlichkeit nach haben würde, nur sehr bedingterweise wünschen. An einen friedlichen Ausgleich kann ich auch nicht mehr glauben und nur Gott weiß, wie die Kriegswürfel fallen. Alles Weitere eignet sich nicht für einen Brief.

Max Lossens Brief hat mich sehr gefreut, seine Verlobung ebenso sehr überrascht, obwohl ich um die Liebe wußte. Auch schreibt er mir, daß Karl Lossen eine sehr angenehme Stelle im Harz gefunden habe. So findet einer nach dem andern von meinen Bekannten den ruhigen Grund, in dem er ankert; möge es auch bei mir der Fall sein!"

Nicht lange nach diesem Brief trat ich die Heimreise an. Ich fuhr mit der Eisenbahn über Terni nach Foligno, von da mit der Post nach Perugia. Dort blieb ich einen Tag und bewunderte die noch vorhandenen Denkmäler der umbrischen Schule, darunter auch eine kleine Madonna des jugendlichen

Raffaels, dann ging es wieder mit der Eisenbahn nach Florenz. Ich hatte vor, dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Als ich aber am zweiten oder dritten Tage meine Barschaft überblickte, machte ich die unliebsame Entdeckung, daß dies gerade noch reichen werde, um auf dem kürzesten Wege nach Hause zu kommen. Die Rückreise zu beschleunigen forderte übrigens auch alles auf, was ich in meiner Umgebung sah und hörte; die Volksstimmung war im höchsten Grade erregt, alles sprach nur von dem Krieg gegen die verhaßten Austriaci und träumte von glänzenden Siegen. Schon sah man vielfach Freiwillige zu den Fahnen eilen. Ich wählte die Route über den Splügen und traf am letzten des Monats unerwartet zu Hause ein. Mit welchem Jubel mich meine Mutter empfing, sprach sie in einem Briefe aus, in dem sie meinem Bruder meine Ankunft meldete. Er hat ihn mir später überlassen, noch heute kann ich ihn nicht ohne Rührung lesen.

Wenn ich gehofft hatte, fröhliche Wochen im Kreise der Meinen zu verleben und dabei Muße zu haben, meine wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen, so wurde diese Hoffnung grausam enttäuscht. Die politische Verwicklung, die im vorigen Jahre mit der schleswig-holsteinischen Frage eingesetzt hatte, trieb unaufhaltsam der kriegerischen Lösung entgegen. Am 1. Juni, also am Tage meiner Heimkehr, übertrug Österreich die Lösung jener Frage dem deutschen Bunde. Darin erblickte Preußen den Bruch der Gasteiner Übereinkunft und besetzte wenige Tage danach das Herzogtum Holstein, welches damals der österreichischen Verwaltung unterstellt war. Nun beantragte Österreich die Mobilmachung des Bundesheeres gegen

Preußen wegen gewaltsamer Selbsthilfe. Als dieser Antrag am 14. Juni mit 9 gegen 6 Stimmen angenommen war, erklärte der preußische Bundestagsgesandte — es war mein Vetter Karl Savigny — im Auftrage seiner Regierung, den bestehenden Bundesvertrag für gebrochen und erloschen. Der Krieg war da. Noch am selben Nachmittag wurde Gießen von preußischen Truppen besetzt. Die neue Generation hat keine Empfindung für die tiefe und leidenschaftliche Erbitterung, mit der man im Lager der Großdeutschen, worin sich meine Familie und alle unsere Bekannten befanden, den Gang der Dinge verfolgte. Auch wir Überlebende haben uns mit den Tatsachen abfinden müssen; im Laufe der Jahre haben wir ja auch den Wert des neuen Deutschen Reiches zu würdigen gelernt, aber das Urteil über die damaligen Vorgänge der von Bismarck verfolgten Politik kann auch heute bei ruhiger kritischer Betrachtung kein anderes werden. Wir jubelten, als uns Ende Juni Freiherr von Brenner, der österreichische Gesandte — er hat dann in den Verhandlungen von Nikolsburg eine Rolle gespielt —, der mit seiner Frau freundschaftlich im Hause meiner Mutter verkehrte, die Nachricht von dem Siege des Erzherzogs Albrecht bei Custozza brachte. Um so niederschmetternder wirkte einige Tage später die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz. Und dann kam das Elend und die Schmach des Feldzuges am Main, das Gefecht bei Laufach, in dem hessische Truppen engagiert waren, und schließlich der Einmarsch preußischer Truppen in Darmstadt. Noch sehe ich die preußischen Husaren mit geladenem Karabiner an den Straßenecken halten, noch ein Bataillon des

53. Infanterieregiments in die Straße einrücken, in der unsere Wohnung sich befand, um dann truppweise in die einzelnen Häuser einzudringen und Quartier zu verlangen. Doch betrugen die Truppen sich anständig; insbesondere über die 55er, lauter Westfalen, war keine Klage. Anders in Frankfurt, wo zweimal Kontribution auferlegt wurde, darunter die eine in einer für die damalige Zeit sehr beträchtlichen Höhe, und wo auch von Schikanen gegen einzelne mißliebige Persönlichkeiten erzählt wurde. Das ist alles längst vergessen, Frankfurt hat sich ganz besonders schnell in die neuen Verhältnisse gefunden, obwohl seine frühere Selbständigkeit darüber verloren ging. Auch von der Denkschrift, welche damals unter dem unmittelbaren Eindruck der Vorgänge veröffentlicht wurde, und die die bittersten Anklagen enthielt, weiß wohl gerade in Frankfurt niemand mehr. Was uns damals am meisten verdroß, war die Gelassenheit, mit der preußische Verwandte oder Freunde den Dingen zusahen, die ihnen selbstverständlich vorkamen. So redete ein blutjunger Leutnant, der der Biegelebenschen Familie angehörte, im Tone der Überlegenheit von dem Berufe Preußens, und selbst der sonst so liebenswürdige Freund Druffel sprach in unserm Hause in einer Weise von dem Ende der Frankfurter Selbstherrlichkeit, daß meine Mutter, die als Bürgermeisterstochter den Glanz und die Würde der alten Reichsstadt miterlebt hatte, in Tränen ausbrach.

Als der Friede geschlossen war, folgte ich einer Einladung meines Freundes Ritter nach Bonn, wo ich mir den erwählten Schauplatz meiner zukünftigen Tätigkeit anschauen wollte. Den Winter beschloß ich nach Würzburg zu gehen, um mit Franz

Brentano zusammen zu sein und mich auf die Habilitation vorzubereiten. Franz hatte inzwischen allerlei Phasen durchgemacht. Unmittelbar, nachdem er sein Erstlingswerk über Aristoteles vollendet hatte, trat er bei den Dominikanern in Graz als Novize ein. In der Familie war man davon nicht besonders überrascht; um so mehr war man es, als er nach Jahr und Tag wieder austrat. Er hat mir später gesagt, er sei in den Orden getreten, weil er sich nach einer Leitung gesehnt hätte; es sei aber niemand dort gewesen, der sich so recht dazu geeignet hätte. Dem geistlichen Stande hat er aber damit nicht entsagt; er studierte Theologie, zuerst in München, wo er sich enge an Döllinger anschloß, und dann in Würzburg, und wurde hier im August 1864 zum Priester geweiht. Nun erwartete man und auch er selbst, daß er eine Zeit lang in der Seelsorge beschäftigt werden würde. Auch daraus wurde nichts. Als Grund gab er mir an, der Bischof wisse keinen Pfarrer, zu dem er ihn als Kaplan schicken könne. Nun beschloß er, sich an der Universität in Würzburg als Privatdozent der Philosophie niederzulassen, verfaßte zu diesem Zwecke die unzweifelhaft bedeutende Schrift über die Psychologie des Aristoteles und wurde auf Grund derselben im Herbst 1866 zur Habilitation zugelassen. Zu Anfang des Semesters begann er seine Vorlesungen.

Ehe ich meinen Entschluß zur Ausführung brachte, galt es, mit dem Verleger in Leipzig wegen des Buches über die sizilianische Reise ins Reine zu kommen und die vorläufige Zusage in eine förmliche Abmachung zu verwandeln. Ich hatte mich während des Sommers an die Ausarbeitung ge-

macht, mit der es aber nur langsam vorwärts ging; dabei hatte ich gelegentlich die Empfindung einer recht üblen Nachwirkung der herrlichen Reise. Endlich im Spätherbst war ich so weit, dem Wunsche des Verlegers entsprechend, eine Probe einsenden zu können; da befiel mich ein zwar ungefährliches, doch langwieriges Übel, das mich ans Bett fesselte. Glücklicherweise konnte ich aber meiner Mutter den Abschnitt über die Besteigung des Aetna diktieren und sie fertigte mit ihrer schönen Handschrift ein so sauberes Manuskript, wie ich es selbst nie fertiggebracht haben würde. Der Vertrag kam denn auch in den nächsten Wochen zustande.

Ende November siedelte ich nach Würzburg über; ich wohnte dort zu ebener Erde in einem Hause, in dessen oberem Stockwerk Professor Hermann Müller wohnte. Dieser war seinerzeit Redakteur der in Köln erscheinenden „Volkshalle" gewesen, der ersten in Deutschland erscheinenden politischen Zeitung mit ausgesprochen katholischer Tendenz, die aber nur ein kurzes Dasein fristete. Nach ihrem Eingehen kehrte Müller nach Würzburg zurück in der Hoffnung, die von ihm vorher dort bekleidete Professur in der juristischen Fakultät wieder zu erhalten. Statt dessen wurde er als Germanist in die philosophische Fakultät verwiesen. Der Verdruß, den er darüber empfand, lähmte von da ab seine Tätigkeit. Er war ein interessanter Mann, doch bin ich nur hie und da mit ihm zusammengetroffen. Mein Leben gestaltete sich ganz nach Wunsch. Die Mahlzeiten, des Mittags wie des Abends, nahm ich mit Franz bei dem Domvikar Beckert ein, der später lange Jahre Stadtpfarrer von St. Peter in Würzburg war. Mit

herzlicher Dankbarkeit gedenke ich dieses wahrhaft heilig-mäßigen Mannes. Er hatte in seiner Jugend selbst das Leid der Armut gekostet und war nun jederzeit bereit, das Wenige, was er besaß, wegzugeben, um die Not anderer zu mildern, und die Schwester, die ihm den kleinen Haushalt führte, half dabei nach Kräften. Franz Brentano hatte im Herbst eine schwere Krankheit durchgemacht, deren Nachwehen noch nicht ganz überwunden waren. Mit rührender Sorgfalt, wie eine Mutter es nicht besser vermocht hätte, war Beckert auf seine Pflege bedacht. Franz las Geschichte der Philosophie in vier Wochenstunden, deren ich seit meiner Ankunft keine versäumte. Von meinen Eindrücken und Erlebnissen berichten am besten die nachfolgenden Mitteilungen in Briefen an meine Mutter:

„Gestern war ich im Kolleg. Es waren etwa 60 Zuhörer zugegen, darunter keine zehn Theologen, ein für den allerersten Anfang beispielloser Erfolg. Franz spricht frei, ohne ausgearbeitetes Heft. Sein Vortrag hat dadurch etwas ungemein Lebendiges, die Zuhörer zur Aufmersamkeit Zwingendes. Er geht dabei mit einem großen, von der innersten Überzeugung getragenen Mute zu Werke und warf gleich gestern mit ein paar, keineswegs allen Leuten mundgerechten, Wahrheiten mit größter Entschiedenheit um sich. Ich habe noch nie einen Menschen von so scharfem Verstand und solch tiefer spekulativer Begabung gefunden wie ihn. Aber wenn das auch nicht wäre, so müßte auf seinen Bestrebungen ein Segen liegen, da er für sich gar nichts sucht und alles nur aus reinster Begeisterung für die Wahrheit tut. Man könnte sicher lange suchen, bis man einen zweiten Philosophen fände, der vor jeder Vor-

lesung sich in der Kirche Kraft und Sammlung holt." Zu den gemeinsamen Mahlzeiten kamen die regelmäßigen Spaziergänge hinzu, die wir, so oft es die Witterung erlaubte, unternahmen. Seine priesterlichen Verpflichtungen erfüllte er mit größter Gewissenhaftigkeit. Im Breviergebet schien er nicht nur mir, sondern auch dem frommen Beckert viel zu ängstlich. So mußte es eine drückende Last für ihn sein. Ob er schon damals mit inneren Kämpfen zu tun hatte, weiß ich nicht. Aber einzelne gelegentliche Äußerungen sind mir später bemerkenswert erschienen. Für Döllinger hatte er eine große Verehrung; trotzdem erzählte er mir einst mit der leisen Stimme und dem verhaltenen Pathos, die ihm eigen waren, Wiseman habe von dem Münchener Kirchenhistoriker gesagt: „Il est hors de l'église." Ein andermal erzählte er mir, Lammenais habe einst, als er mit seinen Freunden in la Chenaie zusammen war, in einem Buche gelesen, das er plötzlich mit allen Zeichen des Entsetzens aus der Hand legte; auf die Frage der Freunde, was er habe, erwiderte er: „Ich lese hier die Geschichte eines abgefallenen Priesters, das ist meine Geschichte." Ich legte dem natürlich damals keine weitere Bedeutung bei. Von den Professoren der damals hochangesehenen theologischen Fakultät war mir Hettinger von der Frankfurter Katholikenversammlung her bekannt. Auch hatte er von seiner Jugendzeit her Beziehungen zu meinen Verwandten. Er war zur Zeit Rektor und hielt in dieser Eigenschaft eine seiner glänzenden Reden. Sie handelte vom Verhältnis der Kirche zu den Künsten. Ich machte ihm meinen Besuch, den er freundlich erwiderte. Zu einem näheren Verkehr kam es aber begreiflicherweise nicht.

Dagegen besuchte ich abends ab und zu die Versammlung des dortigen katholischen Studentenvereins und hielt dann auch wohl eine Ansprache. Vielleicht bezog sich hierauf eine mir hinterbrachte Äußerung des Seminarregens, der gesagt haben sollte, nicht Brentano, sondern ich würde eine Schule begründen. Ich fand dieses Urteil des mir persönlich bekannten Herrn töricht, und in Erfüllung ist es ja auch nach beiden Seiten hin nicht gegangen, denn Brentano hat, freilich erst in seiner späteren Periode, eine Schule begründet, und ich darf wohl kaum von einer eigentlichen Schule sprechen, wenn auch eine Anzahl angesehener Vertreter der philosophischen Wissenschaft zeitweise meine Schüler gewesen sind. Zu Anfang des Winters kam der König nach Würzburg; ich sah ihn auf der Straße in ziemlicher Nähe und war geradezu betroffen von der märchenhaften Schönheit des jugendlichen Monarchen. Was ihn nach Würzburg geführt hatte, war mir unbekannt.

Im übrigen zitterte damals in Süddeutschland die leidenschaftliche Erregung des vorigen Jahres noch mächtig nach. Zwei Vorkommnisse standen während meines Aufenthaltes in Würzburg — ich war ja auch noch im Sommer eine Zeitlang dort — im Vordergrund. Das erste war das Erscheinen des Buches von Bischof Ketteler: Deutschland nach dem Kriege 1866. Seine Mahnung, sich in das Geschehene zu fügen, und vor allem auf die Sammlung katholischer Kräfte bedacht zu sein, fand gerade in katholischen Kreisen, die das gewalttätige Vorgehen Bismarcks und den Ausschluß Österreichs nicht verschmerzen konnten, lebhaften Widerspruch. Hier war es

gerade Franz, der mit größter Schärfe und ohne sich um die Urteilsfähigkeit seiner jeweiligen Umgebung zu kümmern, von dem Buche des irregeleiteten „preußischen Bischofs" sprach. Noch schlimmer war die Aufnahme, welche die Veröffentlichung des preußisch-bayerischen Bündnisses fand. In voller Verkennung der realen Verhältnisse, aber in ehrlicher Entrüstung und ganz erfüllt von der Denkweise meiner näheren Umgebung schrieb ich damals an meine Mutter: „Wenn ich noch irgend welche politische Illusionen gehabt hätte, die letzten Ereignisse hätten sie mir zerstört. Vom norddeutschen Parlament habe ich mir nie etwas erwartet, aber daß es in solchem Maße der Schauplatz niederträchtiger Servilität und völliger Barbarei in Bezug auf Moral und Recht sein würde, hätte ich nicht geglaubt. Wenn je einer wie der unerschrockene Herr von Mallinckrodt den Versuch macht, ein wahres Wort zu reden, so unterbricht ihn lautes Geschrei . . . Alles Ideale ist aus der Welt verschwunden; nur noch zweierlei gibt es, woran man sich erwärmen kann: Religion und Kirche und das Leben in der Familie. In die Familie wird sich mehr und mehr alles zurückziehen, was von gesunden und christlichen Elementen noch übrig ist, nachdem das ganze öffentliche Leben sich von Gott abgewandt hat. Heil uns, die wir die feste Gewißheit haben, daß weder Wissenschaft noch Politik die höchsten Güter und letzten Ziele des Menschen sind." Um so seltsamer mußte es mich berühren, von meiner Mutter zu erfahren, der alte Freund Frey sei bei ihr gewesen, um zu erfragen, ob es denn wahr sei, was man sich erzähle, ich sei

völlig „Preuße" geworden und sie habe sich deshalb mit mir überworfen. Das Letztere konnte sie ja nun allerdings glücklicherweise mit Bestimmtheit in Abrede stellen.

Zum Glück aber hatte durch das alles meine häusliche Arbeit keine Unterbrechung erfahren. Ich schrieb fleißig an der Abhandlung, die meine Habilitationsschrift werden sollte. Das Thema freilich, das mir Franz gegeben hatte, wollte mir niemals recht einleuchten. Ich sollte Schopenhauers Grundlehre vom Willen in der Natur mit der aristotelischen Lehre vergleichen, wonach den Dingen ein ihrem Wesen entsprechendes Streben innewohnt. Schopenhauer war damals recht eigentlich Modephilosoph. Auch mein guter Onkel Louis Brentano in Frankfurt war eine Zeitlang von ihm gefesselt worden. Als er von meiner Arbeit hörte, schenkte er mir sein eigenes Exemplar der „Welt als Wille und Vorstellung" und schrieb ein paar freundliche Zeilen dazu, in denen er mich aufforderte, das Werk gründlich zu studieren und zu widerlegen. Seit er Näheres über die Persönlichkeit des Verfassers erfahren hatte, wollte er von ihm und seiner Philosophie nicht viel mehr wissen, nur an der Leugnung der Willensfreiheit hielt er fest. Ich habe später oft mit ihm darüber disputiert. Mir war Schopenhauer von Anfang an durchaus unsympathisch; immerhin schadete es ja nichts, ihn näher kennen zu lernen. Wenn mir das Thema Gelegenheit geben sollte, meine Bekanntschaft mit Aristoteles an den Tag zu legen, so hätte sich dies, wie mir schien, auch auf anderem Wege erreichen lassen, aber bei der Autorität, welche Franz Brentano damals für mich besaß, widersprach ich nicht, sondern machte mich rüstig an die Ar-

beit. Ich kam auch gut damit voran. Als das Ende des Semesters herannahte, hatte ich sie so ziemlich vollendet. Die Professoren pflegten damals erheblich länger zu lesen als später. Franz aber übertraf sie alle, indem er noch eine ganze Woche länger seine Vorlesungen fortsetzte. Das verdroß den alten Pedell mächtig, der mir bei zufälliger Begegnung ärgerlich sagte: „Weiß denn der Dr. Brentano mehr wie die andern, oder zieht er die Sache nur in die Länge?" Anfang April war ich wieder zu Hause, wo nach der Beendigung meiner Habilitationsschrift Sizilien meine Zeit und Kraft in Anspruch nahm.

Drittes Kapitel.

Dozent in Bonn. 1867—1882.

Wie ich dazu gekommen bin, gerade in Bonn die akademische Karriere zu beginnen, weiß ich nicht mehr. Vermutlich hatte mein Freund Moritz Ritter den Gedanken angeregt; war er ja doch selbst dort zu Hause und als Sohn eines Professors mit den Universitätsverhältnissen wohlvertraut. Jedenfalls bestand die Absicht schon lange. Ich erinnere mich, während meines römischen Aufenthaltes mit August Reifferscheidt, den ich früher erwähnt habe, darüber gesprochen zu haben. In seiner mürrischen Art riet er weder ab noch zu. Einzelne katholische Professoren wußten von mir. Das hatte mir mein Bruder berichtet, der, wie ich erzählt habe, sein erstes Semester dort verbrachte, und der wiederholt nach mir — ich glaube von Reusch und Kampschulte — gefragt worden war. „Kennst du denn die Herren?" fragte er mich ganz erstaunt in einem Briefe nach Rom. Das war nun nicht der Fall, und ich muß annehmen, daß die Kenntnis auf der andern Seite wiederum von den Berichten Ritters herrührte. Nachträglich will mir scheinen, daß ich recht blind darauf losgegangen bin und die Schwierigkeiten, die mich dort erwarteten, nicht ahnte. Ich wußte nichts von der Isolierung, in der sich die katholischen Theologen und die wenigen katholischen Mitglieder der übrigen Fakultät befanden, nichts von dem Zwiespalt, der die katholisch-theo-

logische Fakultät in verschiedene Gruppen trennte, und nichts von dem gespannten Verhältnis, das zwischen einem Teile derselben und der erzbischöflichen Kurie in Köln bestand. Wie sehr alle diese Umstände bestimmend auch für meine Stellung waren, sollte ich bald genug erfahren. Die Stadt hatte ich zum ersten Male im Herbst 1866 als Gast der Familie Ritter besucht. Ich wurde sehr herzlich aufgenommen; sonst erinnere ich mich nur noch an schöne Ausflüge ins Siebengebirge. Daß ich mich demnächst habilitieren würde, war allgemeine Annahme. Einer meiner römischen Freunde, Heinrich Nissen, war mir darin zuvorgekommen. Mit der Philosophie an der Universität stand es damals folgendermaßen: Ordinarien waren Christian August Brandis, der gründliche Kenner der griechisch-römischen Philosophie, van Calker, Anhänger der Friesschen Schule, eine durchaus ehrenwerte Persönlichkeit, aber als Lehrer und Gelehrter wenig hervortretend, und endlich Knoodt. Dieser hatte die Professur inne, welche in Bonn wie in Breslau für Philosophen des katholischen Bekenntnisses bestimmt war. Wie sie aber in Breslau durch den Hermesianer Elvenich besetzt war, so in Bonn durch den Güntherianer Knoodt. Er war Priester, aber mit der kirchlichen Autorität zerfallen, und die Theologen durften ihn nicht hören. Sonst war er persönlich einwandfrei und durch ein ererbtes Vermögen sorgenlos gestellt. Er war damals Dekan der Fakultät, und unter seinem Vorsitz hatte ich das Kolloquium zu bestehen. Um dem Bedürfnisse der Theologiestudierenden gerecht zu werden, las der außerordentliche Professor Neuhäuser Logik, Psychologie

und Metaphysik und verfügte jahraus, jahrein über ein stattliches Auditorium.

Die vorbereitenden Schritte zur Habilitation hatte ich von Würzburg aus getan. Als erstes hatte ich von dem Kurator der Universität, dem Geheimrat Beseler, schleswig-holsteinischen Andenkens, die Genehmigung einzuholen, mich bei der philosophischen Fakultät um die venia legendi bewerben zu dürfen. Es war dies ein Überbleibsel aus der Zeit strenger politischer Überwachung der preußischen Universitäten, jetzt aber längst zur bloßen Formsache geworden. Ich hatte außer einem kurzen curriculum vitae mein Berliner Doktordiplom vorzulegen und erhielt ohne alle Umschweife in kürzester Zeit die Genehmigung.

Dann kam die Bewerbung bei der Fakultät, wobei die zu diesem Zwecke eigens verfaßte Abhandlung vorzulegen war. Ich hatte sie während der Ferien von Darmstadt aus eingeschickt und nach einigen Wochen die Nachricht erhalten, daß sie angenommen sei. Nun stand noch das Kolloquium bevor; es fand in Bonn um die Pfingstzeit statt und verlief sehr harmlos. Am 5. Juni berichtete ich meiner Mutter darüber folgendes: „Es war, wie ich erwartet hatte und mir noch einmal ausdrücklich von Professor Knoodt versichert worden war, eine reine Form. Nachdem ich ziemlich schnell mit meinem Vortrag zu Ende gekommen war, sprach zuerst der alte Geheimrat Brandis ein Weilchen, indem er von seinem Zusammentreffen mit Schopenhauer erzählte, ohne eine Antwort von mir dabei zu verlangen. Hieran schloß sich eine kleine Disputation mit Knoodt, die aber auch bald im Sande

verlief, worauf er mich ohne Sang und Klang als Kollegen begrüßte und, wie das wohl die übliche Redensart ist, der Universität gratulierte zu der „jungen, frischen Kraft“. — Aus der Erinnerung füge ich noch bei, daß mich Brandis väterlich vor der Schopenhauerschen Philosophie warnte, und daß Knoodt sehr unzufrieden damit war, daß ich keinen Unterschied zwischen Idee und Begriff anerkennen wollte. Später hörte ich erzählen, daß er in seinen Vorlesungen verächtlich von Leuten sprach, die im „Schattenkegel des Begriffes sitzen“. Ein komischer Zwischenfall hatte sich vorher ereignet: Als ich noch auf die Herren Professoren wartete, erschien der Oberpedell Opitz und warf mir vor, daß ich es unterlassen hätte, die Gebühren im Betrage von 28 Talern 10 Silbergroschen zu entrichten. Auf meine Erwiderung, daß mir davon nichts bekannt gewesen sei, antwortete er in strafendem Tone, daß es meine Pflicht gewesen sei, mich darüber zu erkundigen, ganz in der sympathischen Art eines aus dem Unteroffiziersstande hervorgegangenen Subalternbeamten. Unterm 7. Juni antwortete mir meine Mutter: „Zunächst wollen wir dem lieben Gott aus tiefstem Herzen danken für das glückliche Gelingen Deiner Pläne, und dann wollen wir ihn recht inniglich bitten, Dir auch ferner beizustehen und Dir Mut und Kraft, Einsicht und Ausdauer zu schenken, daß Du die nun betretene Bahn zu Seiner Ehre und zu Deinem Heile und, wenn es möglich ist, auch mit segensreichem Erfolge durchwandern mögest . . . Ich freue mich sehr für Dich und mich, obwohl sich meiner Freude eine gewisse Wehmut aufdrängt, weil Du nun nicht mehr hierher zu

uns gehörst, sondern am Rheine zu Hause bist. Am schönen Rhein, das ist mir doch lieb, daß ich Dich in einem schönen Fleckchen in meinen Gedanken aufsuchen kann."

Ich hatte nun noch eine öffentliche Antrittsvorlesung zu halten, verschob dies aber, dem allgemeinen Gebrauche entsprechend, auf den Herbst. Den Rest des Sommersemesters verbrachte ich nochmals bei Franz Brentano in Würzburg. Am Schlusse des Winters hatte ich von dort an meine Mutter geschrieben: „So gerne ich Franz habe, und so großen Nutzen der Verkehr mit ihm mir gewährt, so möchte ich doch nicht immer auf ihn angewiesen sein. Er hat gar so wenig Frische und läßt sich oft entsetzlich hängen, meist aus physischen Gründen." Sein körperliches Befinden hatte sich wohl seither gebessert, aber die Notwendigkeit einer Trennung war mir inzwischen immer klarer geworden. Gerade weil ich seine Überlegenheit anerkannte, fürchtete ich bei längerem Zusammensein in vollständige geistige Abhängigkeit zu geraten. Ich hatte den dringenden Wunsch, mich auf die eigenen Füße zu stellen, und kleidete dies für mich, wie ich mich sehr wohl erinnere, in die Formel: „Ich will nicht der Melanchthon dieses Luther sein." Die Formel paßte damals nicht und paßte auch später nicht, aber bei der Entwicklung, die der unglückliche Mann nach wenigen Jahren nahm, hat die Erinnerung daran für mich etwas Tragisches. Dann war ich zu Hause und am 17. September siedelte ich definitiv von Darmstadt nach Bonn über. Auf der Reise suchte ich in Mainz den Domdekan Heinrich auf; er begrüßte mich liebenswürdig wie immer, zahlte mir, ohne daß ich danach gefragt hätte, das Honorar

für meine Besprechung von Brentanos Buch im „Katholik", was ich nicht verfehlte, meiner Mutter mit Befriedigung zu melden. Dann schlug er mir vor, mit ihm im Seminar zu Mittag zu essen, wo wir Hergenröther aus Würzburg treffen würden. „Dort aber schien unser unerwartetes Erscheinen den Verpflegungskommissär in einige Verlegenheit zu setzen, und so zogen Heinrich und ich wieder ab, um des ersteren Schwestern nun einen doppelten Schrecken zu verursachen, die weder auf ihren Bruder noch gar auf einen Gast gerechnet hatten. Ins Wirtshaus wollte mich aber der gute Herr Domdekan nicht gehen lassen, und ungemütlich war es eigentlich trotz alledem auch nicht, dazu ging es viel zu herzlich und originell zu."

Außer der Vorbereitung auf die im Winter zu haltende Vorlesung war es meine Aufgabe, die sämtlichen Lehrer der Hochschule in Bonn aufzusuchen. Erlebnisse, die ich dabei hatte, warfen grelle Schlaglichter auf den Weg, den ich betreten, und auf die Zukunft, die meiner wartete. Aber ich will nicht ungerecht sein. Der übergroßen Mehrheit der Professoren war ich ein völlig Fremder. Ich hatte nie in Bonn studiert und war kein Schüler eines dortigen Gelehrten. Auch war ich kein Preuße, sondern Hesse, und kam von jenseits der Mainlinie, die die Ereignisse des vorigen Jahres als Grenze zwischen Norddeutschland und Süddeutschland aufgerichtet hatten. Die Wissenschaft, die ich vertreten wollte, hatte noch kaum begonnen, sich aus der Mißachtung zu erheben, der sie seit der Auflösung der Hegelschen Schule und dem gewaltigen Aufschwung der Naturwissenschaften in

weiten Kreisen verfallen war, und endlich — ich war Katholik. Nun gehörte freilich Bonn sowie die einheimische rheinische Bevölkerung der Rheinprovinz zum überwiegenden Teile dem katholischen Bekenntnisse an. Aber die Universität hatte kein inneres Verhältnis zum Leben des Volkes, und die wenigen katholischen Mitglieder, die ihr, abgesehen von der theologischen Fakultät, angehörten, hatten geringen Einfluß. Eduard Lübb rt hatte mich seinerzeit in Rom auf Jakob Bernays hingewiesen, mit dem er von Breslau her befreundet war, und der in Bonn das Amt eines Oberbibliothekars bekleidete und daneben als außerordentlicher Professor klassische Philologie dozierte. Er war ein geistreicher Gelehrter, sein Buch über die Dialoge des Aristoteles habe ich stets hochgehalten, und Lübbert meinte wahrscheinlich, daß mir das gemeinsame Interesse an dem großen Philosophen von Stagira Sympathie und Förderung seitens des älteren Gelehrten eintragen werde. Das erwies sich aber als eine große Täuschung. Sogleich nach den Eingangsworten sagte Bernays: „Brandis hat mir erzählt, Sie hätten sich mit Aristoteles beschäftigt; wie kommen Sie dazu? Sie können ja kein Griechisch, da Sie an einem süddeutschen Gymnasium aufgewachsen sind!"

Charakteristisch nach einer anderen Richtung verlief mein Besuch bei dem angesehenen Physiologen Pflüger. Er empfing mich in einem großen Zimmer, in dem schon andere Besucher Platz genommen hatten, führte mich an einen kleinen Nebentisch, und, nachdem er erfahren hatte, für welches Fach ich mich habilitiert hätte, begann er sofort, mir seine Gering-

schätzung für die Philosophie auseinanderzusetzen. „In den anderen Fächern", meinte er, „gelte es doch als notwendig, daß man von den Dingen, über die man spreche oder schreibe, etwas verstehe?" Ich nahm an, daß er auf gewisse Philosophen älterer Observanz anspielte, die ohne genügende empirische Kenntnis die Erscheinungen der Natur aus spekulativen Voraussetzungen erklären wollten, und bemerkte bescheiden, es gäbe doch Philosophen, die mit den Tatsachen der Natur gründlich vertraut seien, so z. B. Lotze in Göttingen. Damit hatte ich nun, ohne es zu ahnen, ins Schwarze getroffen, und er erzählte mir, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, daß er mit Lotze einen wissenschaftlichen Streit gehabt hätte. Sieger ist er allerdings darin nicht geblieben. Der berühmteste Mann in der juristischen Fakultät war Eduard Böcking. Er galt als der wissenschaftliche Vertreter des römischen Rechtes im Gegensatz zu seinem Kollegen Sell, der es verstand, den spröden Stoff populär vorzutragen und daher stets sich einer großen Zuhörerzahl erfreute. Dafür verfolgte ihn Böcking in den eigenen Vorlesungen mit bitterem Spott. Als ich ihn besuchte, wußte er schlechterdings nicht, was er mit mir anfangen und wo er mich hintun sollte. Nachdem er verschiedentlich hin- und hergeredet hatte, fragte er ganz unvermittelt: „Sie sind doch nicht etwa Katholik?"

Daneben verlief natürlich eine ganze Reihe von Besuchen ohne solche Zwischenfälle. Ich erinnere mich, daß Otto Jahn, der kurz vorher aus der Fehde mit Ritschel, welche die Universität in zwei feindliche Lager gespalten hatte, siegreich hervorgegangen war und nun unbestritten als das Haupt

der Bonner Philologen galt — man nannte sie deshalb die Janitscharen —, mich mit ausgesuchter Höflichkeit empfing. Ebenso höflich empfing mich auch der Kurator Beseler. Ob es richtig war, was Maxe Oriola kurz nachher meiner Mutter erzählte, daß Beseler mir ein günstiges Vorurteil entgegenbrachte, weiß ich nicht. Möglicherweise hatte Nissen, der als Landsmann im Beselerschen Hause freundlich aufgenommen war, von mir gesprochen. Jedenfalls war später von einer wohlwollenden Gesinnung mir gegenüber nichts mehr zu spüren. Durchaus korrekt benahm sich Knoodt, der mich in jenen Tagen auch zu Tische lud; ich traf dort mit Karl Reichensperger zusammen, der mit Knoodt nahe verwandt war. Einen rührenden Eindruck nahm ich von dem Besuche mit, den ich einem alten Mathematiker in seiner bescheidenen Junggesellenwohnung machte. Er war trotz seiner Jahre nicht über den Extraordinarius hinausgekommen, und die Zahl seiner Zuhörer pflegte so klein zu sein, daß diejenigen darunter, denen es ernst war, sich — wie man erzählte — untereinander das Wort gaben, keine Stunde fernzubleiben, damit nicht am Ende der Professor auf den Gedanken kommen könnte, das Kolleg ganz aufzugeben. Mit freundlichen Worten wünschte er mir Glück zum Beginn der akademischen Karriere; „mir ist sie", fügte er wehmütig hinzu, „nicht günstig gewesen". Sofort aber hellte sich sein Gesicht wieder auf, und er fuhr fort: „Bereut habe ich sie trotzdem niemals. Die Beschäftigung mit der reinen Wissenschaft hielt mich aufrecht, sie war allezeit mein Trost und meine Freude."

Aber es gab nun doch auch einen kleinen Kreis, wo man

mein Kommen begrüßte und mich in jeder Weise zu fördern bemüht war. Hier ist vor allem das Haus Ritter zu nennen. Franz Ritter, der Vater, hatte als klassischer Philologe schwer unter der Tyrannis von Ritschel gelitten, aber auch nach dessen Weggang nach Leipzig waren ihm die Pforten der Fakultät verschlossen geblieben. Der originelle Mann ließ sich dadurch den Humor nicht trüben, sondern ging heiteren Sinnes seinem Berufe nach. Daneben war er ein großer Spaziergänger, der in der herrlichen Umgebung Bonns jeden Weg und jeden Steg kannte. Vor allem war er ein treuer, sorgsamer Vater, an dem die Familie mit zärtlicher Liebe hing. Mit den Gefühlen wärmsten Dankes gedenke ich seiner Gattin. Sie war eine schlichte, einfache Hausfrau von reichster Herzensgüte und aufrichtiger Frömmigkeit. Mir und später meiner lieben Frau war sie eine wahrhaft mütterliche Freundin. Professor Ritter war Hermesianer, d. h. er war seinerzeit Zuhörer von Hermes gewesen und teilte die große Verehrung, welche dem Manne von allen seinen Anhängern gezollt wurde. An philosophisch-theologischen Kontroversen hat er sich meines Wissens nie beteiligt, wohl aber befand er sich in einer gewissen latenten Opposition gegenüber dem erzbischöflichen Stuhle und übte den streng-kirchlichen Kreisen gegenüber — er nannte sie die Zornigen — eine gewisse Zurückhaltung. Diese Denkweise oder Stimmung war von ihm auch auf seine Kinder übergegangen und hatte in Bonn auch noch andere Vertreter. Ich denke hier in erster Linie an Wilhelm Reinkens, den Pfarrer von St. Remigius, Bruder des Breslauer Kirchenhistorikers und späteren altkatholischen Bischofs Josef Hubert

Reinkens. Der Pfarrer von St. Remigius war ein musterhafter, seeleneifriger Priester, dabei ein geistreicher Mann und eine schöne, würdige Erscheinung; aber auch er stammte aus dem hermesianischen Kreis, und bei treuester Erfüllung seiner Berufspflichten war er nach manchen Richtungen hin der kirchlichen Tradition entfremdet und von eigenartiger Subjektivität. Er wußte die Jugend und insbesondere auch die weibliche Jugend für eine ideale Lebensauffassung zu begeistern, aber nicht so, daß er sie auf das Ordensleben hingewiesen hätte. Unter seinem Einflusse hatte Wilhelmine Ritter, die älteste Tochter des Hauses Ritter, mit einigen Freundinnen eine höhere Mädchenschule errichtet, die sich eines beträchtlichen Ansehens erfreute. Der Fürsorge der Familie Ritter verdanke ich unter anderm meine Wohnung. Sie befand sich im Hause nebenan, bei zwei alten Damen, bestand aus zwei anständig möblierten Zimmern und gefiel mir besonders wegen ihrer günstigen Lage nahe bei der Universität und unmittelbar bei dem Hofgarten mit seinen hohen, schattigen Bäumen. Auch war mir erwünscht, daß die Damen sich bereit erklärt hatten, mir, wenn ich nicht ausgehen wollte, für ein Abendessen zu sorgen. Zu Mittag aß ich in dem damals sehr beliebten, seitdem verschwundenen Hotel Kley. Ich aß dort bis zu meiner Verheiratung, ohne mit der Tischgesellschaft, die zu einem großen Teile aus Medizinern bestand, in nähere Beziehungen zu treten. Auch legten mir bei meiner damaligen Sinnesweise die politischen Gegensätze große Zurückhaltung auf, wie ich in einem Briefe an meine Mutter berichtete. Wenn sie vom nationalen Einigungswerke, von weltgeschicht-

licher Notwendigkeit sprachen, hätte ich nicht ohne Vorbehalt einstimmen können.

Mein zweiter Gönner war Professor Reusch von der katholisch-theologischen Fakultät, wo er das Fach der alttestamentlichen Exegese vertrat; in weiteren Kreisen ist er durch sein Buch „Bibel und Natur" und früher noch durch seine Übersetzung von Wisemans Fabiola bekannt geworden. Er war nicht nur ein fleißiger Gelehrter, sondern auch ein sehr geschickter Publizist, stand mit der Redaktion der Kölnischen Volkszeitung in naher Beziehung und gab seit einem Jahre das katholische Literaturblatt heraus. Mit den Hermesianern hatte er keinen Zusammenhang; aber ein oppositioneller Zug war auch in ihm, vielleicht hing dies mit einer Neigung zur Kritik zusammen, die ihm angeboren war, und zu der dann persönliche Verstimmungen hinzukamen. Ob es richtig ist, was erzählt wurde, daß er, nach dem Abgange Martins nach Paderborn, Inspektor des theologischen Konvikts hatte werden wollen, will ich dahingestellt sein lassen. Sicher aber ist, daß der Mann, der damals diese Stelle bekleidete, ihr in keiner Weise gewachsen war und die Engherzigkeit, mit der er sich bemühte, den Standpunkt der Autorität zu wahren, die Opposition hervorrufen konnte. Noch gespannter als zu dem Inspektor Roth war das Verhältnis, in dem Reusch zu einem Mitgliede der Fakultät, Professor Floß, stand. Ein seltsamer Mann, von dessen Charakter ich mir heute so wenig wie damals ein Bild machen kann. Ein Polyhistor, nach Veranlagung und Neigung insbesondere zur Historie hingezogen, hatte er, da der Hermesianer Hilgers die Professur für

Kirchengeschichte innehatte, das Fach der Moraltheologie übernehmen müssen, das ihm recht wenig lag. Neben dem Konviktsinspektor hatte wohl Floß die engsten Beziehungen zur bischöflichen Kurie; man sagte ihm mit Recht oder mit Unrecht einen Hang zur Intrige nach. Jedenfalls hatte man immer das Gefühl, wenn man mit ihm redete, daß ihn Hintergedanken beschäftigten. Im Grunde war er gutmütig, und die Neffen, die er auf seine Kosten studieren ließ, wußten dies weidlich auszunützen. Freundlicher war das Verhältnis Reuschs zu Dieringer, der damals die Säule der Orthodoxie in der Fakultät war. Näher kamen sich die beiden Männer erst später, als die Wirren wegen der Unfehlbarkeit begannen. Reusch nahm sich mit großem Interesse der jungen Leute an, angehenden Gelehrten wie Studenten. Man durfte unangemeldet des Abends kommen und konnte auf eine einfache Mahlzeit und ein Glas Moselwein rechnen. Zwei Schwestern, von denen die ältere das Hauswesen besorgte, die jüngere geistige Interessen verfolgte und auch als Dichterin hervorgetreten ist, waren bestrebt, dem Bruder wie seinen Gästen das bescheidene, aber wohnliche Heim so angenehm wie möglich zu machen. Enge Bande der Landsmannschaft und der gleichen Geistesrichtung verbanden Reusch mit dem Historiker Kampschulte. Dieser hatte die Professur inne, welche zwar nicht, wie die von Knoodt bekleidete philosophische, durch Universitätsstatut, wohl aber durch eine spätere Ministerialverordnung den Katholiken vorbehalten war. Die mir befreundeten jungen Historiker Moritz Ritter, Druffel, Max Lossen, Hermann Cardauns hielten große Stücke auf ihn. Aber nach

außen trat er wenig hervor, woran, abgesehen von einem gewissen kleinbürgerlichen und pedantischen Zug, vor allem seine leidende Gesundheit schuld war. Gerade zur Zeit meiner Habilitation war man ernstlich um ihn besorgt.

Endlich muß ich noch des Heimsoethschen Hauses gedenken. Professor Heimsoeth war ein feinsinniger Mann. Nächst seinem Fache der klassischen Philologie beschäftigte ihn die Musik. Die von ihm veranstalteten und geleiteten musikalischen Aufführungen waren sehr beliebt. Auch mein Bruder hatte während seines Aufenthaltes in Bonn dort mitmusiziert. Die älteste Tochter war eine Institutsfreundin meiner späteren Frau, und ich hatte sie bei einem Besuch in Darmstadt im Herbst 1863 kennen gelernt. So konnte ich auf eine freundliche Aufnahme rechnen, nur schien Professor Heimsoeth zu bezweifeln, ob die Wahl von Bonn für mich eine glückliche gewesen sei, denn — Professor Neuhäuser sei noch ein junger Mann. Ich entgegnete, ohne näher darauf einzugehen, irgendwo müsse man eben anfangen. Daß Neuhäuser im Heimsoethschen Hause gesellschaftlich verkehrte und an den musikalischen Veranstaltungen gelegentlich teilnahm — er blies die Klarinette —, hat bei jener Zweifelsäußerung wohl weniger mitgewirkt, als der Umstand, daß Heimsoeth zu den Wenigen gehörte, welche zu Floß in freundschaftlichen Beziehungen standen; dieser aber war der ausgesprochene Protektor Neuhäusers. Und so hätte sich mir, wenn ich in meiner Harmlosigkeit solchen Gedanken überhaupt nachgehangen hätte, ein wenig tröstliches Bild von meiner Stellung in der Bonner Professorenwelt und meinen Aussichten für die Zukunft ergeben müssen. Die

weitaus überwiegende Mehrheit stand mir aus den gleich anfangs angegebenen Gründen ablehnend gegenüber; ich erschien ihnen als ein Fremdkörper, den man nach Möglichkeit fernzuhalten bemüht war. In jenen Tagen fuhr ich einmal nach Köln, aus welcher Veranlassung weiß ich nicht mehr. Auf der Eisenbahn traf ich mit einem jungen Gelehrten zusammen, den ich in Berlin im Hause Trendelenburgs kennen gelernt hatte. Wir begrüßten uns freundlich, und als ich erzählte, ich hätte mich an der Universität für Philosophie habilitiert, gratulierte er eifrig dazu; denn meine Kollegen in diesem Fache seien „die reinsten Nullen". Den Abend des gleichen Tages brachte mein Reisegefährte in dem Kreise jüngerer Herren zu, den Professor Springer, der Kunsthistoriker, um sich zu versammeln pflegte, und dem auch Freund Nissen angehörte. Unbefangen erzählte er von der Begegnung mit mir; als aber Springer die überraschende Mitteilung machte, ich sei Katholik, meinte er erschrocken, da habe er ja in ein Wespennest gestochen; er wollte wohl sagen, daß er seine Freundlichkeit und seine Glückwünsche an die unrechte Stelle gebracht habe. Springer war der Nachfolger Knoodts im Dekanat. Wir Privatdozenten mußten die Ankündigung unserer Vorlesungen am schwarzen Brett mit dem Visum des Dekans erscheinen lassen. Als ich zu diesem Zwecke Springer in seiner Wohnung aufsuchte, meinte er, dafür hätte ich mich nicht persönlich bemühen sollen, das hätte der Pedell besorgen können. Natürlich ließ ich mir dies nicht zweimal sagen und traf nun nicht mehr mit ihm zusammen. Den darauf folgenden Winter brachte Springer, ich glaube seiner Gesundheit wegen, im

Süden zu. In Palermo traf er den Bruder meiner Mutter, der sich aus gleichem Anlasse mit seiner Frau dorthin begeben hatte. Da er von Bonn kam, erkundigten sich meine Verwandten nach mir; Springer aber belehrte sie, die Verhältnisse in Bonn seien so zugespitzt, daß, wer in dem einen Lager stehe, von den in dem andern Befindlichen nichts wisse. Es war der gleiche Springer, der in seiner Selbstbiographie sagt, man werde ihn den dreifachen Renegaten nennen, weil er das österreichische Staatsbürgertum mit dem preußischen, seine slavische Muttersprache mit der deutschen und die von seinen Eltern ererbte katholische Religion mit der protestantischen vertauscht habe; es sei aber alles ganz einfach und natürlich zugegangen, ohne Berechnung, „ich möchte sagen, ohne lange Überlegung".

Freunde und Förderer hatte ich nur bei den ausgesprochenen Katholiken zu erwarten, aber auch diese waren in zwei Gruppen gespalten. Ob Reusch und Kampschulte nur darum Gegner Neuhäusers waren, weil dieser von Floß protegiert wurde, oder ob sie auch andere Gründe dafür hatten, weiß ich nicht. Jedenfalls aber sah Floß in mir von Anfang an einen unliebsamen Konkurrenten seines Günstlings. Dieringer hatte mich freundlich empfangen; daß er sich besonders für mich interessiert hätte, konnte ich nicht wahrnehmen.

Inzwischen war der Anfang des Semesters nahegekommen. Ich hatte eine vierstündige Vorlesung über Geschichte der Philosophie angekündigt und dachte in den letzten Tagen des Oktober damit zu beginnen, als Professor Reusch mich aufsuchte,

um mir zu sagen, die Theologen würden wegen baulicher Veränderungen im Konvikt erst am 2. November eintreffen, ich müsse also noch acht Tage länger warten. Über den weiteren Verlauf berichtet der nachstehende Brief vom 10. November:

Liebe Mutter!

Besten Dank für Deinen Brief, dem man in der Tat den Sonnenschein anmerkte, bei dem er geschrieben war. Hoffentlich hat sich auch jetzt, wenngleich der Himmel wieder bewölkt ist, Deine sonnige Stimmung nicht geändert. Von mir kann ich nur das Allergünstigste melden. Meine kühnsten Erwartungen sind überflügelt; es haben sich bis heute 42 Mann bei mir inskribiert. Doch ich will von vorne anfangen. Vergangenen Montag um 4 Uhr hielt ich meine erste Vorlesung. Der Moment war mir selbstverständlich nicht gleichgültig, aber es lief, Gott sei Dank, alles gut ab. Es hatten sich damals erst 14 Mann bei mir gemeldet, und so glaubte ich fast in einen falschen Hörsaal geraten zu sein, als ich die Türe öffnete, und es so dicht voll darin saß. Nicht wenige hatte damals wohl auch die Neugierde hereingetrieben. Seitdem hat sich aber meine Liste bis zu der angegebenen Zahl vergrößert, und es ist keineswegs unwahrscheinlich, daß noch manche nachkommen. Ich lese Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag 4 Uhr. Am Mittwoch hielt ich, wie der lateinische Zettel Dir bereits berichtet hat, meine Antrittsrede in der Aula. Es war allerhand Volk von Studenten und Professoren zugegen. Mein Vortrag (nicht über den Instinkt,

sondern eine Widerlegung der Einwände Kants gegen den teleologischen Gottesbeweis), in dem ich mich für den Gegenstand schon fast zu kurz gefaßt hatte, war doch für die gemessene Zeit etwas lang. So sprach ich denn sehr schnell, was mich im Verein mit der schlechten Akustik der Aula ziemlich anstrengte, so daß ich froh war, als ich zu Ende kam."

Kant meinte bekanntlich, das teleologische oder, wie er es nennt, das physikotheologische System führe nur zur Annahme eines Weltbaumeisters, nicht eines Weltschöpfers. Demgegenüber führte ich aus, mit der Annahme eines bloßen Baumeisters sei man nicht am Ende des logischen Gedankenfortschrittes angelangt, vielmehr ergebe sich hier die Frage nach dem Verhältnisse desselben zu dem von ihm zweckmäßig zu ordnenden Stoffe. Er müsse davon die denkbar vollkommenste Erkenntnis besitzen, denn wie sollte er ihn sonst seinen Ideen unterwerfen. Erkenntnis aber setze voraus, daß entweder das erkennende Subjekt und das erkannte Objekt von einem über ihnen stehenden Dritten zueinander hingeordnet seien, oder daß das erkennende Subjekt das erkannte Objekt selbst hervorbringe. Beide Male komme man somit über den Weltbaumeister hinaus zu einem Schöpfer. Mit der damals im Schwange befindlichen sogenannten Kant-Philologie hatten diese Ausführungen natürlich gar nichts zu tun. Welche Aufnahme sie fanden, weiß ich nicht, auch nicht, ob darüber seitens der Fakultät ein Urteil gefällt wurde.

Am Schlusse des Inskriptionstermins belief sich die Zahl der eingeschriebenen Zuhörer auf 50. Die Vorbereitung auf die Vorlesungen machte mir viel Arbeit. Daneben gab es auch

einige Geselligkeit. Ich habe noch nicht erwähnt, daß ich in Bonn Bekannte aus der Berliner Zeit wiederfand: Dr. Hugo Loersch und Helene Reichensperger. Er hatte sich im vergangenen Jahre mit ihr vermählt, war Privatdozent an der juristischen Fakultät und besaß ein schönes Haus an der Poppelsdorfer Allee. Ich wurde dort sehr freundlich aufgenommen und häufig in größerem oder kleinerem Kreise zu Gast geladen. Um mir auf gesellschaftlichem Gebiete eine Stellung zu machen, stand mir meine leidige Schüchternheit im Weg. Unterwegs machte ich die besten Vorsätze, aber sobald ich die festlichen Räume betrat, war es mir, als fiele mir ein bleierner Mantel über die Glieder. Von einer größeren Gesellschaft bei Heimsoeth ging ich mit dem Bewußtsein nach Hause — wie ich meiner Mutter schrieb — der Schilderung, welche Anna, meine spätere Frau, ihrer Freundin von mir entworfen hatte, keine besondere Ehre gemacht zu haben. Der gleiche Brief berichtet von einer anderen Einladung, die mir höchst überraschend kam. Eines Morgens, als ich gerade in der besten Kollegvorbereitung begriffen war, erschien bei mir Professor Schaarschmidt, den ich oben unter den Philosophen aufzuzählen vergessen habe, und forderte mich auf, den Abend bei ihm zuzubringen. Er war der zweite Beamte an der Universitätsbibliothek, daneben außerordentlicher Professor. Sein vor nicht langer Zeit erschienenes Buch über die Schriftstellerei des Plato hatte wegen seiner alles Maß überschreitenden Hyperkritik unliebsames Aufsehen erregt. Meine jüngeren Freunde pflegten an seinem unverfälschten Berlinertum Anstoß zu nehmen. Zurzeit war ihm der junge Erbprinz von

Wied, der damals in Bonn studierte, zur Obhut überwiesen worden, und diesem zu Ehren fand, wie ich bald erkennen sollte, die Abendgesellschaft statt. Die Sache hatte für mich damals einen komischen Beigeschmack, und in solcher Stimmung berichtete ich darüber nach Hause. War ich nicht eingeladen, so blieb ich des Abends in der Regel zu Hause; nur hie und da erschien Kollege Reifferscheidt und forderte mich auf, mit ihm auszugehen. Das war nicht im Sinne der beiden alten, um meine Gesundheit besorgten, Damen; denn da er es liebte, lange sitzen zu bleiben, kam ich dann immer spät nach Hause.

Meine wissenschaftliche Tätigkeit war einstweilen völlig durch die Vorlesungen in Anspruch genommen. An größere schriftstellerische Arbeiten, insbesondere an das „dicke Buch", welches von Rechts wegen der Privatdozent schreiben muß, um sich für eine Professur zu empfehlen, war einstweilen nicht zu denken. Allmählich begann ich mich nach den Osterferien zu sehnen. Mit meinem Pensum war ich freilich noch lange nicht zu Ende; ich mußte froh sein, wenn ich nach Beendigung der antiken Philosophie noch einen kurzen Überblick über die Entwicklung der mittelalterlichen Spekulation zu geben vermochte.

Ich brachte die Ferien teils in Darmstadt, teils in Aschaffenburg zu, wo ich mit Franz Brentano meine Vorlesungen für das Sommersemester besprach. Ich hatte Psychologie angekündigt, ein kühnes Unterfangen, wenn auch nicht so kühn, wie es heutzutage gewesen wäre bei der gewaltigen Entwicklung, die diese Wissenschaft seitdem genommen hat, und ich mußte noch mehr wie im Winter auf

das docendo discimus rechnen. Auch durfte ich weitaus nicht eine ähnliche Zuhörerzahl erwarten wie im vorigen Semester. Es blieb bei neun Mann, aber ich tröstete mich darüber und schrieb meiner Mutter: „Ebenso verkehrt, wie es gewesen wäre, hätte ich den über alles Erwarten glänzenden Erfolg des Winters lediglich meinem Verdienste zugeschrieben, ebenso verkehrt wäre es jetzt, wollte ich nun in dem weit geringeren ein Mißtrauensvotum sehen. Bekomme also auch Du nur keinen Schrecken und meine nicht, mein Stern sei schon wieder erblichen!"

Im Winter war Professor Brandis gestorben. In den Sommermonaten kam seine Bibliothek zur Versteigerung. Die Bücherauktionen bei dem Antiquar Lempertz hatten einen großen Ruf und zogen von weit her Käufer herbei, denn unter den Bonner Professoren hatte es von jeher solche gegeben, die in der glücklichen Lage waren, sich große und wertvolle Bibliotheken anzuschaffen. Für uns jüngere Gelehrte waren sie eine willkommene Gelegenheit, zu verhältnismäßig billigen Preisen Bücher zu erwerben. So habe auch ich aus den Bibliotheken von Brandis, Böcking und Otto Jahn mehr als ein Buch meiner bescheidenen Büchersammlung eingereiht. Aus der Brandisschen Bibliothek erwarb ich unter anderm den Mikrokosmus von Lotze. Ich erinnere mich noch lebhaft des großen Eindruckes, den mir die Lektüre machte. Die formvollendete Sprache entzückte mich, und in den Ideen fand ich vieles meiner Denkweise verwandt. Als bald danach eine neue Auflage herauskam, lieferte ich auf Reuschs Veranlassung eine ausführliche Besprechung des Werkes für das theologische

Literaturblatt. Ich bin Lotze auch später noch treu geblieben und habe mich oft gewundert, daß sein Einfluß auf die Zeitgenossen und die nächste Generation nicht größer war, als er, so weit ich sehen kann, in Wirklichkeit gewesen ist. Nach seinem Tode widmete ihm Jürgen Bona Meyer einen Artikel unter der Überschrift: „Der letzte Metaphysiker". Das war freilich eine falsche Prophezeiung, aber der Verfasser war einer der lautesten Rufer in der Reihe derjenigen, welche das Heil der Philosophie ausschließlich in der Rückkehr zu Kant, unter Verzicht auf jede die Erfahrung überschreitende Spekulation, erblickten. Für die Philosophie blieben hiernach eigentlich nur erkenntnistheoretische Fragen übrig.

Dieser selbe Jürgen Bona Meyer, der seine Lehrtätigkeit in Berlin begonnen hatte zur Zeit, als ich dort studierte — ich war nach Studentenart auch einmal in seine Vorlesungen gegangen —, wurde nun der Nachfolger von Brandis. Seine persönliche Bekanntschaft machte ich sehr schnell und auf sehr einfache Weise. Ich berichtete darüber: „Gestern traf ich bei Tisch meinen neuen Oberkollegen, den an des verstorbenen Brandis Stelle hierher berufenen Professor Meyer. Nachdem uns der Hotelwirt mit kühnem Griffe einander vorgestellt hatte, entwickelte er mir gegenüber eine große Liebenswürdigkeit und staunenswerte Offenherzigkeit, der ich eine höfliche Zurückhaltung meinerseits entgegensetzte. Übrigens ist es recht angenehm, daß der Mann sich freundlich mir entgegengestellt hat; sonst gehen wir freilich vollkommen nebeneinander her und ohne daß der eine in des anderen Sphäre eingriffe." Letzteres mag für die nächste Zeit zugetroffen sein,

später wurde es anders; statt mich gleichgültig nebenher gehen zu lassen, nahm Meyer mit der ganzen Fakultät eine sehr unfreundliche Stellung gegen mich ein. Davon später.

Am 3. August des laufenden Jahres waren fünfzig Jahre seit Gründung der Universität verflossen. Schon seit Monaten sprach man nicht nur in Universitätskreisen, sondern in der ganzen Stadt von nichts anderm als von den Festlichkeiten, welche der Gedenktag mit sich bringen werde. Es waren, namentlich aus den jüngeren Dozenten, Kommissionen gebildet und mit den Vorbereitungen befaßt worden. Ich gehörte zu den ganz Wenigen, welche dabei nicht zugezogen waren; ich machte mir daraus recht wenig, es scheint aber, daß irgend jemand, vielleicht war es Loersch selbst, der mir es später berichtete, Herrn von Sybel, den Rektor, darüber interpellierte. Dieser entgegnete, er kenne mich nicht; ich hätte nicht einmal die Höflichkeit gehabt, ihm einen Besuch abzustatten. Dies war nun tatsächlich nicht richtig; ich erinnerte mich ganz genau — er wohnte am Hofgarten —, ihn aufgesucht und, da ich nicht angenommen wurde, meine Karte zurückgelassen zu haben. Was tun? Den Besuch wiederholen mochte ich nicht, erst recht nicht nach der unfreundlichen Äußerung; auch hatte ich weder damals noch später die Gepflogenheit, den Leuten nachzulaufen. Da eröffnete ein glücklicher Zufall einen Weg. Sybel war damals gerade mit seiner Frau nach dem nahen Godesberg gezogen; dort aber verweilte zur Zeit auch Leo Savigny mit seiner Familie. Wir sahen uns recht häufig in der alten freundschaftlichen Weise. Leo hatte mir schon erzählt, daß er täglich im Hotel mit Sybel zusammen speise, der

ihm als liberaler Politiker durchaus unsympathisch war. Umgekehrt aber hatte dieser ein großes Interesse gezeigt, den Bruder eines Mannes kennen zu lernen, der damals das Vertrauen Bismarcks besaß, die Verhandlungen mit den deutschen Staaten wegen ihres Eintritts in den norddeutschen Bund geführt hatte, und von dem es hieß, er würde Bundeskanzler werden. Bekanntlich hat das Verhältnis nicht lange gedauert. Die näheren Umstände, die zum Bruche Karl Savignys, dem späteren ersten Vorsitzenden der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstags, mit Bismarck führten, sind nicht bekannt geworden. Daß dieser selbst Bundeskanzler werden mußte, lag in der Natur der Sache. Damals aber waren die Dinge noch nicht so weit und die Situation dadurch für mich günstig. Rasch entschlossen fuhr ich um die Mittagszeit nach Godesberg; ich wußte, daß ich Leo jederzeit auch unangesagt als Gast willkommen war. Richtig erschien auch Herr von Sybel. Ich faßte mir einen Mut, redete ihn an und sagte, es sei mir sehr erwünscht, eine Gelegenheit zu haben, mich von dem Verdachte der Unhöflichkeit zu reinigen. Sybel fragte erstaunt, mit wem er die Ehre habe; ich nannte meinen Namen und stellte die Tatsache meines Besuches fest. Nun war die Reihe sich zu entschuldgien bei ihm; die ganze Sache war ja an sich kleinlich, aber sie ist mir gerade wegen der in Betracht kommenden Persönlichkeiten in Erinnerung geblieben, und schließlich gehört sie doch auch in das Gesamtbild von der Aufnahme, welche ich in Bonn gefunden hatte. Weitere Folgen knüpften sich daran nicht. Die Festtage kamen endlich heran. Den Verlauf schildert am besten der Brief, den ich unmittelbar darauf an meine Mutter schrieb:

Bonn, den 9. August 1868.

Liebe Mutter!

Nirgends merkt man so die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, als wo es sich um Feste handelt. Schon seit vorigem Jahre sprach man von dem hiesigen Universitätsjubiläum; in den letzten Monaten ging jedes Interesse und jede Unterhaltung darin auf, und nun ist nicht nur das Fest vorbei, sondern auch der Festkatzenjammer und die Festmüdigkeit. Schön war es übrigens, besonders am Dienstag die Rheinfahrt, die allgemein als der Glanzpunkt angesehen wird. Um aber hübsch beim A anzufangen, so begann für uns das Fest mit einer allgemeinen Vorstellung beim Kultusminister am vorigen Samstag, d. h. gestern vor acht Tagen, einer ganz bedeutungslosen, nur etwas langweiligen Zeremonie. Am andern Tag hielt der Erzbischof ein Pontifikalamt im Münster. Sein Auftreten machte allseitig den angenehmsten Eindruck; auch die kurze Ansprache, die er hielt, war ganz gut, und jedenfalls bei seinem klangvollen Organe verständlich, während die vorausgegangene Predigt des Herrn Professor Roth für uns, die wir im Chor saßen, völlig verloren gegangen war. Das Ganze dauerte übrigens 2¼ Stunden, und so hatte ich nur eben Zeit mit Loersch in ein ihm befreundetes Haus zu gehen und mich mit einem Glase Wein zu stärken, denn alsbald sollte der weitere Akt in der Aula losgehen, wo die verschiedenen Deputationen der fremden Universitäten, der städtischen und Regierungsbehörden, der Geistlichkeit usw. ihre Reden halten und vom Rektor begrüßt werden sollten. Wer bis zum Ende

aushielt, bekam etwa zwei Dutzend Reden zu hören, die so ziemlich alle über einen Leisten geschlagen waren. Des Mittags war offiziöses, nicht offizielles Diner in Godesberg, zu dem man Gäste mitbringen konnte und ich — aus naheliegenden Gründen — Moritz Ritter mitgenommen hatte, der seit Samstag abend hier ist. Das Essen war weder sonderlich gut noch sonderlich gemütlich, schließlich gingen Reusch, Loersch, Ritter und ich zu Fuß nach Bonn zurück. Am Abend war das von der Stadt auf einer Wiese des Hofgartens und im Garten des Hotel Kley veranstaltete Volksfest; es bestand in einer wirklich recht hübsch arrangierten Illumination, Musik und lustigen Menschenmassen, die sich die an allen Orten — freilich nur gegen Bezahlung — gespendeten Getränke trefflich schmecken ließen. Trotz des Gedränges — ich hatte Frau Loersch zu führen, während ihr Mann zwei andere Damen beschützte — bot das Ganze wirklich einen hübschen Anblick. Montag war der Haupttag; er begann mit einem Festzug der Studenten, Dozenten und eingeladenen Gäste, dessen Anblick ich nicht beurteilen kann, da ich selbst mitgehen mußte, der aber, mit Ausnahme der Professoren in ihren Talaren und der wenigen Studenten in Wichs, ziemlich monoton gewesen sein mag. Gegen 11 Uhr rückten wir in die evangelische Kirche im Universitätsgebäude ein, die durch Verhängung des Altars in einen Festsaal umgewandelt war. Hier hielt Sybel, als gegenwärtiger Rektor, eine scheußlich vorgetragene, tendenziös abgefaßte Rede in Gegenwart des Königs, der Königin und des Kronprinzen, vor denen wir zuvor defiliert waren, ich zwar natürlich mit dem Hut in der Hand,

aber „hoch" zu schreien wie die übrigen — das wäre denn doch zu viel gewesen. Um 2 Uhr war das eigentliche Festdiner, das bei bester Naturalverpflegung in festlichster Stimmung verlief, und wobei der Kronprinz eine wirklich schöne Rede hielt. Ich saß neben Professor Zeller aus Heidelberg und hatte somit einen sehr respektablen Platz. Nach Hause zurückgekehrt fand ich einen Zettel vor, der mir anzeigte, daß Max Lossen da sei. Nicht lange nachher kam er selbst und mit ihm Ritter und ein Franzose aus Algerien, den Lossen mitgebracht hatte. Nun ging es zunächst zum Fackelzug, der außergewöhnlich groß, aber ziemlich unordentlich war, dann zum Kommers, der bei der großen Zahl der berechtigten Teilnehmer und der Unmöglichkeit, die Unberechtigten fernzuhalten, vollständig mißlang. Der Student, der die Rede halten sollte, kam nicht dazu; 900 Biergläser fand man am andern Morgen zertrümmert, 23 Ohm Bier nicht ausgetrunken, weil selbst dafür die Unordnung zu groß gewesen war. Dienstag früh hatte ich einen gehörigen Kater, den ich durch Sodawasser und vernünftige Gespräche zu beschwichtigen suchte; nachmittags 4 Uhr war auf reich beflaggten Schiffen die Fahrt nach Rolandseck. Noch in der letzten Stunde hatte Loersch eine Karte für Mariechen Reichensperger erobert, und die bekam ich nun zu versorgen, teilweise zugleich mit Frau Loersch, da ihr Mann Festordner war. Auf dem Schiff begrüßte ich Prinz Wilhelm und unterhielt mich längere Zeit mit ihm; Zangen kam nicht zu mir, und so auch ich nicht zu ihm. Der Tag war wunderschön, in allen Orten, an denen wir vorbeikamen, zeigte sich die lebhafteste Teilnahme; überall war die ganze

Bevölkerung auf den Beinen und am Ufer und begrüßte uns mit lautem Hurrageschrei. In Rolandseck, wo alles trefflich geordnet war, nahmen wir erst ein kleines Souper ein, dann war Tanz; ich tanzte mit den beiden meiner Fürsorge anvertrauten Damen und Billa Heimsoeth. Die Rückfahrt war prachtvoll; der Rolandsbogen, die Häuser von Rolandseck, die Insel Nonnenwerth glänzten in bengalischem Feuer; fast bis nach Bonn hin waren beide Ufer des breiten Stromes beleuchtet, in Bonn selbst strahlten die Häuser der Rheinseite in hellstem Licht. Die ganze Stadt war illuminiert, und wer noch Kraft und Lust hatte, wanderte bis tief in die Nacht herum, sofern er nicht in einer der zahllosen Kneipen seiner Feststimmung neue Nahrung zuführte. Ich aber ging heim und legte mich aufs Ohr, denn ich war gewaltig müde. Andern Tags fuhr ich mit Lossen nach Köln, seine Frau zu begrüßen, speiste bei seinen Schwiegereltern und war am Abend mit der ganzen Gesellschaft im Zoologischen Garten, wo abermals im Anschluß an das Bonner Fest bengalische Beleuchtung war. Donnerstag wollte ich nun endlich wieder anfangen zu arbeiten; da kam der Sanitätsrat und jetzige Musikdirektor Hasenclever aus Düsseldorf, den ich in Rom kennen lernte, zu mir, blieb zwei Stunden bei mir und schleifte mich schließlich in den „Stern", wo wir bis 6 Uhr sitzen blieben. Des Abends hatte ich noch ein Souper bei Loersch mit Reusch, Professor Schulte in Prag und dem neuen Pfarrer der Münsterkirche mitzumachen. Daß ich nun bei alledem schon gestern wieder völlig auf dem Damm war, darüber wirst Du Dich füglich wundern.

Ich hatte vor, während des ersten Teiles der Ferien endlich das Buch über Sizilien fertig zu machen, das mir und meiner guten Mutter schon lange auf der Seele lag. Nicht so sehr wegen des Honorars; denn der Onkel, der mir das Reisegeld geliehen, hatte, nachdem ich ihm einmal Zinsen geschickt, großmütig zugunsten meiner Mutter auf das Kapital verzichtet. Aber abgesehen davon, daß ich es nun im Grunde der letzteren schuldete, drückte mich die Verpflichtung gegenüber Metzener, der schon eifrig mit der Herstellung der Illustrationen beschäftigt war. Er zeichnete sie direkt auf die Holzstöcke und hatte, als er um Pfingsten mich in Bonn besuchte, einige zur Ansicht mitgebracht, die mir wohlgelungen schienen. Glücklicherweise war ich ja auch in der Herstellung des Textes nicht ganz müßig gewesen, sondern hatte, wenn auch mit großen Unterbrechungen, in den Ferien daran gearbeitet. So konnte ich damals ihm und Kekulé einige Proben vorlesen, die zu meiner Freude gefielen. Insbesondere war mir erwünscht, daß Kekulé, auf dessen Urteil ich große Stücke hielt, meine Schreibweise lobte. Aber nun mußte Schluß gemacht werden, und das sollte nach meiner Absicht in Bonn geschehen. Meine Mutter jedoch bat so dringend, ich sollte nach Hause kommen, und war so rührend bemüht, Vorsorge für mein ungestörtes Arbeiten dort zu treffen, daß ich mich entschloß, ihrem Wunsche zu willfahren. Das Buch ist denn auch glücklich damals fertig geworden. In der zweiten Hälfte des Oktober ging das Manuskript nach Leipzig ab, doch nahm der Druck noch das ganze nächste Jahr in Anspruch. Das Buch, das durch die zahlreichen, in

den Reisebericht eingestreuten geschichtlichen Exkurse einen recht stattlichen Umfang angenommen hatte, erschien auf dem Weihnachtsmarkt 1870 unter dem Titel: Sizilien in Wort und Bild von G. F. v. Hoffweiler. Ich hatte ein Pseudonym gewählt, weil ich fürchtete, meinen zünftigen Kollegen könnte eine derartige Schriftstellerei mißfallen. Der Name war einem Gute entnommen, dem Weilerhof, den meine Eltern früher einmal besessen hatten. Das Buch fand eine freundliche Aufnahme, doch war ich bescheiden genug, die günstigen Rezensionen zu einem guten Teil auf das Ansehen und die guten Beziehungen des Verlegers zurückzuführen.

Die wichtigste Begebenheit aber dieser Ferien und das wichtigste Ereignis meines bisherigen Lebens war meine am 19. Oktober 1868 erfolgte Verlobung mit Anna von Biegeleben. Ich habe im ersten Abschnitte von den ganz besonders engen, freundschaftlichen Beziehungen gesprochen, die meine Mutter und dadurch auch uns Kinder mit dem von Biegelebenschen Hause verbanden. Anna und ich hatten als Kinder zusammen gespielt; als Gymnasiast verehrte ich sie und auch auf der Universität vergaß ich sie nicht, und Freunde, wie Karl Lossen, wußten um das Geheimnis. Als ich Anfang 1865 in Darmstadt die Bälle besuchte, war sie der einzige Magnet, der mich anzog; wir waren gute Kameraden geblieben und unterhielten uns immer vortrefflich, namentlich auch auf den von mir begünstigten Familienspaziergängen. An einen Austausch unserer Empfindungen dachten wir nicht; ob sie meine Gefühle teile, wußte ich nicht, fragte auch nicht darnach. Nun aber sollte es anders kommen. So zufrieden

wie ich mit dem Anfang meiner akademischen Laufbahn sein konnte, so treu die wenigen Freunde zu mir hielten, so begleitete mich doch stets das Gefühl, daß ich der mich umgebenden Welt fremd gegenüberstände, und so erwuchs in mir der lebhafte Wunsch nach einer eigenen, meiner Sinnesart entsprechenden Häuslichkeit. Als ich einmal darüber auf einem Spaziergang mit Karl Lossen sprach, der mich in Bonn aufgesucht hatte, meinte er: Ich weiß nicht, warum du nicht die Anna von Biegeleben heiratest. Das zündete, und der Gedanke befestigte sich, als ich darin die Unterstützung meiner Schwester und ihres Mannes fand, der ja Annas Bruder war. So suchte ich denn in den Ferien recht häufig die Gelegenheit, sie zu sehen, insbesondere geschah dies bei den schon erwähnten Familienspaziergängen. Wir sprachen dann gewöhnlich über ernste Dinge. Einmal erzählte sie mir, daß sie eine Predigt von Bourdaloue über die Freuden der Welt gelesen habe, die ihr, wie mir schien, einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Ich bat sie, mir das Buch zu leihen, und legte, als ich es ihr zurückgab, ein Sonett ein, das der oben berührten Stimmung Ausdruck gab, dieser aber unter den gegebenen Umständen eine deutlich erkennbare Richtung erteilen mußte. Es lautete:

Daß er das Schwert gebracht und nicht den Frieden
Und glühend Feuer, wollend, daß es brenne,
Daß von der Welt ihn tiefer Zwiespalt trenne,
Ließ als Vermächtnis uns der Herr hienieden.

Kampf mit der Welt ist jedem drum beschieden,
Wer je nach ihm, dem Heiligen, sich nenne,

Und doch, wenn ich der Schriften Sinn erkenne,
Auch durch die Welt führt uns der Weg zum Frieden.

Schön ists in abgeschiedner Klosterzelle
Dem großen Gott sein junges Herz bereiten,
Fern von des Erdenlebens stürm'scher Welle;
Doch schöner noch vielleicht in diesen Zeiten
Zu wahren ihm des frommen Hauses Schwelle,
Wenn ringsherum sich Wahn und Lüge streiten.

Nicht lange darauf gaben wir uns das Jawort.

Als der Anfang des Semesters näher rückte, kehrte ich nach Bonn zurück. Ich las wieder Geschichte der Philosophie, aber diesmal fünfstündig, und dazu ein einstündiges Publikum über die Philosophie Schopenhauers. Als ich damit begann, war der Hörsaal dicht besetzt; der Name des Modephilosophen hatte seine Zugkraft bei den Studenten nicht verfehlt. Das Interesse schwand aber, als sie statt der vielleicht erwarteten Pikanterien eine eingehende Kritik der idealistischen Voraussetzungen Schopenhauers zu hören bekamen. Von Stunde zu Stunde schmolz das Auditorium zusammen, bis schließlich nur noch ein Mann erschien, mit dessen Zustimmung ich die Vorlesung einstellte. Im Sommersemester las ich zwei Stunden über Geschichte der neuesten deutschen Philosophie. Ich hatte das dringende Bedürfnis, mich mit den Nachfolgern Kants auseinanderzusetzen, und dazu war die Abhaltung einer Vorlesung über dieses Thema der beste Weg.

Zu meinen gewohnten Beschäftigungen war jetzt der fast täglich erfolgende Briefwechsel mit meiner Braut hinzugetreten. Ich fand es natürlich, daß ich infolgedessen nicht

mehr so häufig an meine Mutter schrieb, die ja sicher durch Anna von meinem Wohlergehen unterrichtet wurde. Was die Änderung für das Herz meiner Mutter bedeutete, bedachte ich nicht. Am 22. November schrieb sie mir:

Lieber Georg!

Freut es mich doch, daß noch so schöne Sympathie zwischen uns besteht. Heute war ich so lange und früh wach und dachte, ich wollte Dir schreiben, und ehe ich dann die Feder zur Hand nehmen konnte, kommt ein Brief von Dir. Daß Du nun Anna mehr gehörst als mir, ist recht und muß sein, und wenn es auch eine Mutter immer wieder erst lernen muß, ihrem Kinde die zweite zu sein, ja sie's auch schmerzlich von sich losreißen muß, um den Sohn der Braut oder die Tochter dem Verlobten ganz zu gönnen, so ist dies eben nur ein Losreißen von Banden, die an die Erde fesseln, und der Flug zum Himmel, der wahren Heimat, wird leichter. Wir müssen's nur recht verstehen; solange die Kinder der Eltern bedürfen, fesselt sie Gott mit den stärksten Banden an sie, aber dann löst er sie auch wieder in seiner Barmherzigkeit, damit der Eltern Herzen sich emporschwingen können, wir müssen's nur recht verstehen."

Nun verstand ich, was ich damals nicht begriffen hatte, warum, als wir kurz nach meiner Verlobung zusammen in der Frühmesse waren, die Kirchenbank neben mir naß geweint war von ihren Tränen. Die Hochzeit, die ursprünglich gleich nach Ostern sein sollte, verzögerte sich durch die schwere Erkrankung der guten Tante Jenna, Annas Pflegemutter, und

die Trauerzeit nach ihrem am 24. Juli 1869 erfolgten Tod. Wir heirateten erst ganz am Schluß der Herbstferien und trafen in den ersten Tagen des November in Bonn ein.

In dem kleinen Freundeskreise wurde meine Frau sehr herzlich aufgenommen. Sachverständig und liebevoll war die gute Frau Ritter uns bei der Einrichtung unseres kleinen Haushaltes behilflich. Zu den alten Bekannten kamen einzelne neue hinzu. Ganz in der Nähe unserer Wohnung — wir hatten uns im Gegensatze zu der Bonner Gepflogenheit nicht sofort ein Haus gekauft, sondern eine Etage gemietet — lebte der Geh. Justizrat Ferdinand Walter, viele Jahre ein gefeierter Lehrer des deutschen Rechtes und des Kirchenrechtes, bis ihn unheilbare Erblindung zur Einstellung seiner Tätigkeit zwang. Mit seinen Kollegen von der juristischen Fakultät hatte er, seitdem die amtlichen Beziehungen aufgehört hatten, so gut wie keinen Verkehr mehr, ebensowenig aber mit den katholischen Theologen, trotz seiner ausgesprochen katholischen Gesinnung, am ehesten noch mit Dieringer. Schicksale und Sorgen hatten einen schweigsamen Mann aus ihm gemacht. Wenn er aber mitsprach, war, was er sagte, interessant und geistreich. Um so lebhafter war seine Frau, die Tochter Windischmanns. Noch steht das Bild der zierlichen alten Frau vor mir mit den dunklen, sprechenden Augen. Sie war die Seele des Hauses, weit mehr als die dem Elternhause verbliebene Tochter. Die letztere aber war es, die das ursprünglich nur nachbarliche Verhältnis reger gestalten half; mit ihr traf sich meine Frau regelmäßig in den Versammlungen des St. Elisabethenvereins. In seiner politischen Ansicht

durchaus konservativ gerichtet, stand Walter auch in den damals die Gemüter lebhaft bewegenden Fragen auf Seite der kirchlichen Autorität.

Damit komme ich zu den Ereignissen, welche in der Zeit meiner jungen Ehe die katholische Welt in Spannung hielten. Sie bedeuteten eine schwere Krisis für die deutschen katholischen Gelehrten, und gerade die Männer, mit denen ich in Bonn am meisten verkehrte, auf deren Unterstützung ich mich angewiesen sah, wurden davon aufs schwerste betroffen. Das konnte auch für mich nicht ohne tiefgehende Wirkung bleiben, und nur darum rede ich hier davon. Eine Geschichte des vatikanischen Konzils oder der mit seiner Ankündigung einsetzenden Bewegung zu schreiben maße ich mir nicht an.

Ein halbes Jahrhundert ist seit der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas verflossen und dem heutigen Geschlechte ist es schwer verständlich, mit welcher Leidenschaft damals darüber gestritten, welche ausschweifenden Befürchtungen daran geknüpft wurden, und in welche Erbitterung gegen Papst und Bischöfe sich bis dahin ruhig denkende, bekenntnistreue Katholiken, Priester und Laien, hineinarbeiteten. Versuche ich, rückwärts blickend, den treibenden Kräften nachzugehen, so stoße ich zunächst auf den Widerstreit der Schulen, wie er auf der Gelehrtenversammlung in München im Jahre 1864 in die Erscheinung getreten war. Damals hielt Döllinger eine Rede über Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie, in welcher er die Anschauung vertrat, daß bei der Ausbildung der kirchlichen Lehre das allgemeine Bewußtsein oder die öffentliche Meinung mitbeteiligt gewesen sei, und es daher

der geschichtlichen Forschung zukomme, nicht nur festzustellen, was jeweilig in den einzelnen Perioden als kirchliche Lehre gegolten habe, sondern auch zu prüfen, ob ein Satz oder eine Theorie dogmatisch fixiert werden könne oder ob ihm das kirchliche Bewußtsein der Vergangenheit widerstreite. Hiergegen erhob eine in der Versammlung vorhandene Minorität Einsprache. Eine Entwicklung der kirchlichen Lehre wollte selbstverständlich auch sie nicht in Abrede stellen, denn der in der göttlichen Offenbarung gegebene und abgeschlossene Wahrheitsschatz ist nur nach und nach durch menschliche Geistestätigkeit in seinem vollen Gehalte ergriffen und in systematischen Zusammenhang gebracht worden. Aber wie sich diese Entwicklung unter Aufsicht des kirchlichen Lehramtes vollzog, so auch kann nicht mühsame und vielfach unsichere geschichtliche Forschung, sondern nur die oberste kirchliche Autorität feststellen, was wirklich als kirchliche Lehre zu gelten hat. Führer der Minoritätsgruppe war der Mainzer Domkapitular Dr. Heinrich, und so nannte man sie „die Mainzer", doch war der Gebrauch des Namens als Parteibezeichnung älteren Datums. Schon immer hatte die in Mainz erscheinende Monatsschrift „Der Katholik" den korrekten kirchlichen Standpunkt allen Neuerungsversuchen gegenüber vertreten. Und seitdem im Jahre 1850 Bischof Ketteler den Stuhl des heiligen Bonifatius bestiegen hatte, war Mainz recht eigentlich der Vorort des „streitbaren Katholizismus" geworden. Wenn ich dieses Wort gebrauche, so will ich dabei nicht mißverstanden werden. Daß Bischof Ketteler weit davon entfernt war, den Streit um des Streites willen zu suchen, hat er in den Jahren des Kultur-

kampfes deutlich gezeigt. Er war in erster Linie der unermüdliche Seelsorger seiner Diözese; in gleicher Unermüdlichkeit aber trat er für die Rechte und die Freiheiten der Kirche gegen staatliche Bevormundung und bureaukratische Engherzigkeit ein und begegnete in Wort und Schrift schlagfertig den Angriffen und Verleumdungen der Gegner, denen die kirchliche Lehre und kirchliches Leben ausgesetzt waren. War das nun schon nicht im Sinne derer, welche die Betätigung der katholischen Überzeugung auf das Innere der Kirchen beschränkt wissen wollten, und vor allem jedes Hinaustreten auf das politische Gebiet mißbilligten, so hatte er es insbesondere mit den Universitäten dadurch verdorben, daß er die katholisch-theologische Fakultät in Gießen, wie der Ausdruck war, trocken gelegt und die jungen Theologen zu ihrer Ausbildung ins Seminar nach Mainz berufen hatte. Dort aber wurden sie von Heinrich auf die kirchliche Tradition und vor allem auf den hl. Thomas und seine Summa theologica verwiesen. Man versteht, daß der vorhandene Gegensatz sich der großen Gegenwartsfrage gegenüber aufs äußerste verschärfen mußte. Am 26. Juni 1867 hatte Pius IX. den zur Gedächtnisfeier der Apostelfürsten in Rom versammelten Bischöfen in feierlicher Sitzung von seiner Absicht Kenntnis gegeben, ein allgemeines Konzil zu versammeln. Am Peter- und Paulstage des folgenden Jahres hatte er es tatsächlich für den 8. Dezember 1869 einberufen. Alsbald setzte, namentlich in Frankreich und Deutschland, etwas später auch unter den englischen Katholiken, eine ausgedehnte Kontroversliteratur ein. Dieselbe steigerte und verschärfte sich, als die

Civilta Cattolica, die bekannte Zeitschrift der römischen Jesuiten, im Februar 1869 die Hoffnung aussprach, das bevorstehende Konzil werde die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erheben. Alsbald veröffentlichte Döllinger in der damaligen „Augsburger Allgemeinen Zeitung" eine Reihe von Artikeln, die später gesammelt und erweitert unter dem Titel „Der Papst und das Konzil" von „Janus" erschienen. Hergenröther in Würzburg schrieb dagegen seinen „Antijanus". Bezeichnend war die Aufregung, welche das etwas später von Manning geprägte Wort, das Dogma müsse die Geschichte überwinden, in den Kreisen der Historiker hervorrief. Ich erinnere mich noch deutlich, mit welcher Entrüstung Max Lossen mir davon sprach. Er und viele andere verstanden es dahin, daß die Tatsachen der Geschichte im Sinne des Dogmas gedeutet oder ihm zuliebe wegdisputiert werden sollten, wodurch die erste Pflicht des Historikers, die Feststellung der reinen, unverfälschten Wahrheit preisgegeben wäre. Manning aber wollte sagen, wenn die Unfehlbarkeit das Papstes dogmatisiert wird, weil sie sich dem Konzil als eine notwendige Folgerung aus der Lehre von der Kirche und dem Primat herausgestellt hat, so können die vorgebrachten Einzelfälle von Irrtümern von Päpsten nicht das Gegenteil beweisen; sie können nur die Handhabe dafür bieten, genau zu bestimmen, welches die Voraussetzungen für einen unfehlbaren päpstlichen Ausspruch sind oder an welchen Kriterien man ihn erkennt. Damals aber dachten viele, die sich dabei für gute Katholiken hielten, anders und glaubten schon allein dem Fall des Papstes Honorius eine entscheidende Bedeutung bei-

messen zu sollen. Über diesen hatte kürzlich der angesehene englische Konvertit aus dem Kreise Newmans, L. P. Renouf, eine Broschüre geschrieben. Er war mit einer Schwester von Franz Brentano verheiratet, und so interessierte man sich in der Familie dafür. Ich hatte aber meiner Mutter auf ihre briefliche Anfrage geraten, die Schrift nicht zu lesen, da sie dadurch nur unnötig beunruhigt werden würde. Ich selbst hielt zwar mit vielen andern die darin vorgebrachte Beweisführung: Honorius hat geirrt und ist wegen seines Irrtums vom sechsten allgemeinen Konzil verurteilt worden, also kann die Irrtumslosigkeit der Päpste nicht zum Dogma erhoben werden, für durchschlagend, im übrigen aber ließ die Lektüre keinen tieferen Eindruck in mir zurück. Aufs höchste überrascht aber war ich, als das „Theologische Literaturblatt" im Jahrgang 1869 eine Besprechung aus der Feder des Hildesheimer Kirchenhistorikers, Professor Hagemann, brachte, welche, ohne tiefer auf die prinzipielle Seite der Frage einzugehen, in dem Satze gipfelte, neue Untersuchungen hätten die Sache des Honorius in stets günstigerem Lichte erscheinen lassen; mehr als eine Pflichtvergessenheit, eine moralische Mitschuld, könne man aus dem Urteil des Konzils nicht herauslesen.

Franz Brentano besuchte ich während der Weihnachtsferien in Aschaffenburg. Ich fand ihn ganz und gar im Lager der Antiinfallibilisten, weit oppositioneller gesinnt, als ich es in der Bonner Umgebung und im Verkehr mit den mir befreundeten Historikern geworden war. Er war mit der Ausarbeitung einer Denkschrift beschäftigt, die er, ich glaube durch Vermittlung des Erzbischofs von München, an die Konzils-

väter verteilen lassen wollte, und las mir einige Stellen daraus vor. Aber trotz der großen Verehrung, die ich für ihn hatte, und trotz meiner damaligen Stimmung oder Richtung, die mich günstig hätten beeinflussen können, fand ich seine Ausführungen nicht überzeugend. Was mich gelegentlich bei seiner Auslegung aristotelischer Texte gestört hatte, kam hier in verstärktem Grade zum Ausdruck. Ganz und gar im aristotelischen Gedankengange lebend, wußte er mit einer Art von Intuition aus dunklen und verderbten Stellen einen Sinn herauszufinden, aber ab und zu hatte es mir doch schon scheinen wollen, daß er herausfand, was er selbst hineingelegt hatte. In gesteigertem Maße war das jetzt der Fall. In der damaligen Kontroverse spielte ein Irenäusfragment eine große Rolle; die Deutung, die er diesem gab, trug in meinen Augen allzusehr den Stempel der Subjektivität und Voreingenommenheit.

Einen großen Eindruck machte es mir dagegen, als ich etwas später von einem Theologiestudierenden in Bonn hörte, Professor Simar habe im Kolleg erklärt, er sei von jeher Anhänger der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit gewesen und erwarte bestimmt, daß das Vatikanische Konzil diese Lehre dogmatisieren werde . Nun konnte ich mir erklären, warum Simar seit einiger Zeit nicht mehr auf der „Börse" erschien; so nannte Reusch den täglichen Spaziergang, den er mit einigen Kollegen und dazustoßenden Bekannten von 12 bis 1 Uhr in einer Allee des Hofgartens unternahm. Regelmäßig sah man dort neben ihm Dieringer und Langen, neuerdings auch Bauerband, den hochangesehenen

Lehrer des rheinisch-französischen Rechts an der Universität, nachdem er vorher der erste Anwalt am rheinischen Appellhof in Köln gewesen war. Bis vor kurzem hatte auch Simar sich eingefunden. Ich hatte diesen bei Reusch kennen gelernt, doch waren wir einander bisher nicht nähergetreten. Das enge freundschaftliche Verhältnis, das uns bis zu seinem Tode 30 Jahre lang verband, setzte erst später ein.

Bonn war inzwischen zu einem Mittelpunkte der kirchlichen Opposition geworden. Seit dem 1. Januar 1870 erschien dort allwöchentlich der Rheinische Merkur unter der Redaktion von Fridolin Hoffmann. Dieser war im vergangenen November aus der Redaktion der Kölnischen Volkszeitung ausgeschieden, weil seine Stellungnahme zur großen Tagesfrage nach Inhalt und Form sich nach der Auffassung des Verlegers J. P. Bachem nicht mit den Pflichten einer katholischen Zeitung vertrug. Nun schüttete er allwöchentlich seinen Zorn im Rheinischen Merkur aus. Das Blatt war von Anfang an polemisch gehalten und wetteiferte in seinen pietätlosen Auslassungen mit den Angriffen der kirchenfeindlichen Presse. Aber das paßte in die Stimmung, wie sie sich mehr und mehr in dem Kreise um Reusch entwickelt hatte. Bauerband konnte das Erscheinen der fälligen Nummer kaum erwarten und las sie dann sogleich, wie er erzählte, von Anfang bis zu Ende durch. Ich hatte auch auf das Blatt abonniert, schaffte es aber nach Jahresfrist wieder ab.

Wie Dieringer zu seiner oppositionellen Stellung gekommen war, war seinen Freunden von früher ein Rätsel. Kränklichkeit und persönliche Verstimmungen mögen dazu bei-

getragen haben. Von dem Verhältnis der katholisch-theologischen Fakultät zur erzbischöflichen Kurie war bereits die Rede. Eine gewisse oppositionelle Stimmung war vorhanden, wenn auch nach Ursprung und Stärke bei den einzelnen verschieden. Am meisten verdroß die Professoren, daß im Kölner Klerikalseminar nicht nur auf die praktische Ausbildung der künftigen Seelsorger Bedacht genommen, sondern auch zusammenhängende theologische Kurse gehalten wurden. Sie sahen darin eine kontrollierende und korrigierende Beaufsichtigung ihrer eigenen Vorlesungen. Daß Dieringer Grund gehabt hätte, sich über den jungen Gelehrten zu beklagen, der seit mehreren Jahren den Seminaristen Dogmatik vortrug, habe ich nicht gehört. Aber dieser, Professor Scheeben, hatte sich auf der Münchener Gelehrtenversammlung der Minorität angeschlossen, was um des Umstandes willen besonders bemerkt wurde, daß er der Rede Döllingers selbst nicht angewohnt hatte und sonach, wie man ihm vorwarf, ohne eigenes Urteil nur seinen Parteifreunden gefolgt war. So zählte er zu den Mainzern und gehörte, vom Bonner Standpunkte aus gesehen, dem gegnerischen Lager an. Bedeutsamer für Dieringer war ein Erlebnis jüngeren Datums. Er hatte mit dem verstorbenen Kardinal von Geißel, dem die Hermesianer und ihre Freunde gram sein mochten, in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Als der Nachfolger Geißels, Erzbischof Melchers, zum ersten Male nach Bonn kam und von der Fakultät in corpore begrüßt wurde, sagte er in seiner Antwort: die Herren möchten bedenken, daß sie nicht nur Vertreter der Wissenschaft, sondern vor allem treue Söhne der Kirche zu sein hätten.

Den an sich einwandfreien Satz muß er wohl so stark unterstrichen haben, daß er wie ein Vorwurf oder wie eine Beleidigung klang, und so trat Dieringer vor und erklärte mit Nachdruck, sie hätten sämtlich die Überzeugung, niemals gegen diesen Grundsatz verstoßen zu haben. Daß dieses Vorkommnis im Herzen der Beteiligten einen Stachel zurückließ, ist begreiflich, zumal wenn Dieringer damit seine Stellung zu dem Vorgänger des neuen Erzbischofs verglich. Wie dem aber auch sei, jetzt stand er völlig im oppositionellen Lager und unter dem Einflusse von Reusch. Die Berufung nach Rom zu den mit den Vorarbeiten für das Konzil beauftragten Theologen hatte er abgelehnt mit Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit.

Reusch war in Bonn der Mittelpunkt und die Seele der Bewegung; hinter ihm aber stand ein anderer mit stärkeren Nerven und stärkeren Knochen, sein westfälischer Landsmann Professor Schulte in Prag. Über ihn brauche ich hier nicht viel zu sagen; er hat sich ja selbst ausführlich über seine Beteiligung an den damaligen Wirren vor der Öffentlichkeit verbreitet. Persönlich bin ich ihm nie näher getreten. Seine Schrift über die Gewalt der römischen Päpste dürfte so ziemlich den Rekord unter den damals erschienenen törichten Parteischriften davongetragen haben. Daß er wenige Jahre später nach Bonn berufen wurde als Nachfolger Walters, wurde in den katholischen Kreisen unliebsam empfunden. Walter selbst hat sich in seiner vornehmen Art nie darüber geäußert.

Wenn die Jesuiten und ihre Schüler allerorten für die Lehre von der Unfehlbarkeit eintraten, so war dies in der

Tradition des Ordens begründet. Umgekehrt wirkte aber auch die Abneigung gegen denselben, die, wie in früheren Jahrhunderten, so auch jetzt wieder hie und da in katholischen Kreisen spukte, dahin, die Gegnerschaft gegen die Dogmatisierung der Lehre zu vermehren und zu steigern. Daß Reusch kein besonderer Freund der Jesuiten war, hatte ich schon früher aus gelegentlichen Äußerungen entnehmen können; trotzdem aber und trotz seiner Neigung zur Kritik und Opposition hat ihm, wie ich glaube, seine Stellungnahme schwere innere Kämpfe gekostet, mehr als manchem andern. Ich erinnere mich, daß er, als in Rom die Diskussion über die Geschäftsordnung des Konzils stattgefunden hatte, zu mir sagte, er sei jetzt ganz ruhig, das Konzil könne beschließen, was es wolle, es sei kein freies Konzil, und seine Beschlüsse könnten die Gewissen nicht binden.

In den Osterferien machte ich wieder von Darmstadt aus einen Besuch in Aschaffenburg. Veranlassung dazu war der Tod der letzten Schwester meines Vaters. Im Hertlingschen Hause traf ich mit Franz Brentano zusammen. Sofort setzte er sich mit mir abseits von den übrigen auf ein Sofa und nahm mich vollständig in Beschlag. Das Konzil und die erwartete Entscheidung erfüllten ihn ganz und gar. Wenn die Kirche in den Sumpf geraten könne — er gebrauchte einen noch stärkeren Ausdruck — so sei es gut, wenn das bald geschähe. Dann blieben noch die großen Wahrheiten: Dasein Gottes, Unsterblichkeit der Seele, Freiheit des Willens. Man werde es dann halten wie die großen Philosophen des Altertums, sich selbst auf jene Wahrheiten zurückziehen, der Volksreligion aber nicht feindlich entgegentreten. Mir lief es eiskalt den

Rücken hinunter. „Aber Franz," sagte ich, „es bleibt doch noch die Person des Heilands." „Ach ja," meinte er, „solange man die Evangelien liest, steht man unter ihrem Zauber, aber so bald man das Buch schließt, kommen überall die Dornen." Es war deutlich, der Bruch mit dem Glauben der Kirche war in ihm schon vollzogen. Tieferschüttert verließ ich ihn, um ihn nie wieder zu sehen. Unsere Lebenswege gingen seitdem auseinander.

Das Sommersemester kam heran. Ich las wieder fünfstündig Geschichte der Philosophie. In gespanntester Aufmerksamkeit waren die Blicke nach Rom gerichtet. Jeder Konzilsbrief der Allgemeinen Zeitung, jeder Artikel im Merkur wurde eifrig verschlungen und auf der Börse besprochen. Immer näher rückte die Entscheidung. Daß schwarze Wolken am Himmel der auswärtigen Politik aufstiegen, wurde kaum beachtet. Da kam es Schlag auf Schlag: die Emser Depesche, die Mobilmachung, der Krieg. Am 12. Juli waren in Rom die Würfel gefallen. Daß den Kathedralentscheidungen des Papstes Unfehlbarkeit beizumessen sei, war von jetzt ab Bestandteil der katholischen Glaubenslehre, aber die öffentliche Meinung in Deutschland schien sich, für den Augenblick wenigstens, nicht weiter aufzuregen. Andere Fragen bewegten sie: Wird Süddeutschland an der Seite Preußens mitgehen, wo werden die Feindseligkeiten beginnen? Und wieder kam es Schlag auf Schlag: der rückhaltlose Anschluß Bayerns, die vorübergehende Einnahme Saarbrückens durch die Franzosen, die glorreichen Kämpfe der deutschen Truppen bei Weißenburg, Wörth, Spichern. Die Vorlesungen an der Uni-

versität wurden eingestellt. „Abgebrochen am 19. Juli 1870“ finde ich am Rande meines alten Kollegienheftes vermerkt. Ich war bis zu den sogenannten Übergangsphilosophen des fünfzehnten Jahrhunderts, bis zu Nikolaus von Cues, gelangt. Tag und Nacht kamen Eisenbahnzüge, die Soldaten an die Front brachten. Am Bahnhof wurden diese begrüßt und bewirtet und fuhren dann, „die Wacht am Rhein“ singend, weiter. Der Vaterländische Frauenverein und andere Organisationen rüsteten sich für die Pflege der Verwundeten.

In Darmstadt hatten sie meinen Bruder in die Kaserne geholt. Nach der damaligen, in Hessen gültigen Gesetzgebung war die Maßregel unberechtigt, denn mein Bruder hatte sich, wie es üblich war, gegen eigne Ableistung des Militärdienstes durch Einzahlung einer Summe versichert, für welche von Staatswegen ein Stellvertreter geschaffen werden mußte. Ein Herr, dessen Sohn sich in gleicher Lage befand, trat an meine Mutter mit dem Vorschlage heran, gemeinsam gegen jene Maßregel Beschwerde zu erheben; zum mindesten müßte die gezahlte Summe zurückerstattet werden. Diese aber erklärte ihm, wenn andere Mütter ihre Söhne hergeben müßten, so wolle sie keine Ausnahme machen. Glücklicherweise erkannte die Militärbehörde selbst ihren Irrtum; nach zwei nutzlosen Märschen kehrte mein Bruder zurück und widmete seine Kräfte nunmehr der freiwilligen Krankenpflege, die ihn bis nach Frankreich führte. Ich blieb mit meiner Frau bis nach den Schlachten vor Metz in Bonn, dann begaben wir uns auf den dringenden Wunsch meiner Mutter für einige Wochen nach Darmstadt. Die Reise dorthin verlief nicht ohne Schwie-

rigkeit. In Mainz erklärte man mir, es sei nicht sicher, ob noch ein Zug nach Darmstadt abgehen werde; später hörte ich, es sei dies doch der Fall. Als ich aber zum Schalter ging und der Vorsicht halber Billette 1. Klasse verlangte, lachte mich der Beamte aus; etwas anderes als 3. Klasse könne er nicht geben. In der Tat bestand der Zug nur aus einer Lokomotive und einem Gepäckwagen; Bänke waren nicht vorhanden, man behalf sich, so gut es ging, und setzte sich auf sein Reisegepäck. Die Mehrzahl der Mitreisenden bestand aus Deutschen, die aus Paris ausgewiesen worden waren. In Darmstadt traf uns die Kunde von der Katastrophe von Sedan, welche den Sturz des französischen Kaiserreiches, leider aber noch nicht das Ende des Krieges brachte.

Im Laufe des September kehrten wir nach Bonn zurück. Noch vor meiner Abreise von dort war mir Dieringer auf der Straße begegnet und hatte mit sichtbarer Befriedigung zu mir gesagt: „Haben Sie schon gehört, wir sind in Königswinter gewesen und haben einen Protest gegen das neue Dogma beschlossen." Die Versammlung hatte am 14. August stattgefunden. Außer den Bonner Herren hatte unter anderen Dr. Petri aus Wiesbaden daran Teil genommen, der auch weiterhin in der Geschichte der altkatholischen Bewegung eine Rolle spielte. Kurz darauf, am 27. August, war eine größere Versammlung in Nürnberg; hier erschienen Döllinger, Schulte, Reinkens, der spätere altkatholische Bischof, und Professor Michelis von Braunsberg, der sich demnächst als Wanderprediger hervortat. Von Bonn waren Reusch, Langen und Knoodt anwesend. Dem hier beschlossenen Protest

traten andere mehr oder minder namhafte Persönlichkeiten bei. Ich hatte seinerzeit eine Zustimmungsadresse an Döllinger mitunterzeichnet, jetzt aber lehnte ich die Unterzeichnung ab, halben Herzens und ohne innerlich zu voller Klarheit gelangt zu sein, aber doch in der Voraussicht der Folgen, welche sich an einen solchen Schritt schließen mußten. Als die Namen der Protestierenden veröffentlicht wurden, vermißte Kekulé den meinen und sprach mir bei gelegentlichem Zusammentreffen sein Mißfallen darüber aus. Ich erwiderte: „Den Herren, die die Erklärung unterschrieben haben, bleibt nur übrig, protestantisch zu werden." Zu einem Bruche mit den bisherigen Freunden kam es einstweilen noch nicht. Ich blieb Mitarbeiter am „Theologischen Literaturblatt" und veröffentlichte dort noch im April 1871 eine Besprechung von Stöckls Geschichte der Philosophie. Stöckl war an der Akademie in Münster von dem antiinfallibilistisch gesinnten Teile der Professoren stark angefeindet worden. Unter ihren Gesinnungsgenossen mochte man daher an meiner jugendlich-überscharfen Kritik Freude empfinden, obwohl die von mir gerügten Mängel des Buches mit jenen Streitigkeiten nicht das Geringste zu tun hatte. Aber auch wenn der unfreundliche Angriff gegen einen in kirchlichen Kreisen angesehenen Mann auf einen noch nicht gelösten Zusammenhang mit dem Lager der Opponenten gedeutet werden konnte, die innere Entfremdung mußte kommen und sich im Laufe der Entwicklung steigern. Die vom Konzil heimgekehrten Bischöfe, auch die bis dahin dissentierenden, hatten nicht gesäumt, die Beschlüsse desselben in ihren Diözesen zu verkündigen und die

Opponenten zur Unterwerfung aufzufordern. Dieringer leistete der Aufforderung Folge, aber er mochte fühlen, daß seine Stellung in Bonn unhaltbar geworden war. Er legte die Professur nieder und ging in seine Heimat Hohenzollern, wo ihm auf Präsentation des Fürsten eine Landpfarrei übertragen wurde. Die übrigen verharrten in der Opposition. Im Herbst 1870 verbot der Erzbischof den Theologen den Besuch der Vorlesungen der Professoren Hilgers, Reusch und Langen. Dem Verbote folgte um Ostern 1871 die Suspension der drei Professoren, später der Ausschluß aus der Kirche.

Unbekümmert um die Warnung des weiterblickenden Döllinger, nicht Altar gegen Altar zu setzen, unternahmen es die aus der Kirche Ausgeschiedenen, sich eine eigene Organisation zu schaffen, für welche sie die Unterstützung der Staatsregierung erhofften und zum Teile auch fanden. Mit Staunen und Betrübnis sah ich aus der Ferne meine alten Freunde sich an einem Versuche beteiligen, der zu dauernden Erfolgen unmöglich führen konnte.

Auf meinen Verkehr mit den jüngeren Mitgliedern der Universität hatten die Vorkommnisse auf dem kirchlichen Gebiete eine Einwirkung bisher nicht ausgeübt. Sehr rege war dieser ja nicht gewesen, zumal seitdem Reifferscheidt einem Rufe nach Breslau gefolgt war. Doch pflegte ich wohl die Gesellschaft zu besuchen, in die er mich eingeführt hatte, und die sich wöchentlich am Samstag in den oberen Räumen eines Weinhauses versammelte. Zu ihren Mitgliedern zählten neben drei Rechtsanwälten, von denen der ältere die Unterhaltung durch seine nicht immer einwandfreien Witze zu würzen be-

strebt war, der jüngste sich durch seine Kunst im Ansetzen von Bowlen auszeichnete, auch Dozenten der drei weltlichen Fakultäten. Von Juristen verkehrte dort unter andern Richard Schröder, gewöhnlich der kleine Schröder genannt, seit 1866 außerordentlicher Professor und schon damals in den Kreisen der Fachgenossen hochgeschätzt. Regelmäßige Teilnehmer waren die Mathematiker Kortum und Gehring, dann Lexis, der Polyhistor, der als Theologe die Universität bezogen, dann Mathematik studiert, eine Zeitlang als Journalist in Paris gelebt hatte und nun mit dem Gedanken umging, sich in Bonn für Nationalökonomie zu habilitieren. Dazu kam es zwar nicht, aber auf dem Umwege über die deutsche Verwaltung in Straßburg wurde er schließlich Professor dieser Wissenschaft in Göttingen. Auch der Assistent Argelanders, des Astronomen, Dr. Tile, gehörte dazu. In Begleitung Gehrings hatte er sich eines Abends von der Gesellschaft getrennt, ohne nach Hause zurückzukehren. Nicht lange danach fand man seine Leiche im Rhein. Was den stillen und bescheidenen jungen Mann in den Tod getrieben hatte, wurde nie bekannt. Auch Fremde pflegten wohl bei vorübergehendem Aufenthalt in Bonn in der Gesellschaft zu erscheinen, so unter anderen Sohm, der später so hochgefeierte Universitätslehrer, damals noch eine jugendliche Erscheinung.

Unter den Genannten war es allein Kortum, zu dem ich in ein näheres freundschaftliches Verhältnis trat. Er war ein Original; als Junggeselle lebte er mit seiner Mutter zusammen, von der er Sinn und Begabung für Musik geerbt hatte. Den Vater hatte er früh verloren; er war Arzt in

dem nahegelegenen Muffendorf gewesen und hatte sich, wie mir erzählt wurde, in jungen Jahren das Leben genommen. Über religiöse Fragen haben wir nie gesprochen; es schien nicht, als ob Kortum zu denselben ein inneres Verhältnis gehabt hätte. Die Fachkollegen schätzten ihn wegen seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit; doch kam er in der akademischen Laufbahn nur langsam voran, da er sich trotz allem Zureden von seiten der Fakultät nicht dazu entschließen konnte, etwas zu veröffentlichen. Nach meinem Abgange von Bonn sah ich ihn noch einmal, als ich mich dort — es wird wohl 1885 gewesen sein — einige Tage aufhielt. Sein Ende war traurig; er hatte an einer Nordlandreise teilgenommen, zu welcher der Kaiser Einladungen an die Universität hatte ergehen lassen, war auf dem Schiffe erkrankt und starb einsam und verlassen in einem Hospital in Hamburg.

Abgesehen von den kirchlichen Wirren und der Wirkung, die sie auf meinen früheren Bekanntenkreis ausübten, verlief mein Leben in der bisherigen Weise, und war ich bemüht, meine Lehrtätigkeit zu erweitern und mir die Anerkennung der Fachkreise zu verschaffen. Im Wintersemester 1870/71 las ich zum ersten Male Logik. Im Frühjahr 1871 erschien meine Schrift: Materie und Form und die Definition der Seele bei Aristoteles. Ich versuchte darin das Problem möglichst scharf hervortreten zu lassen, das Aristoteles durch seine Theorie hatte lösen wollen, um sodann diese Lösung einer Prüfung zu unterziehen. Die Widmung war von Trendelenburg freundlich entgegengenommen worden. Auch die Kritik erwies sich günstig; im „Philologischen An-

zeiger[77] erklärte Susemihl, ich hätte mir durch diese meine erste größere Schrift einen ehrenvollen Platz in der aristotelischen Forschung gesichert, und anderswo äußerte ein anderer, Volkelt, niemand werde das Buch aus der Hand legen ohne die Empfindung, durch dasselbe wesentlich gefördert worden zu sein.

Aber eine Umstimmung der Fakultät zu meinen Gunsten erfolgte nicht, im Gegenteil. Neuhäuser hatte es übel vermerkt, daß ich die philosophische Disziplin, für welche von altersher nicht nur die Theologen, sondern auch Studierende anderer Fakultäten ein gewisses Interesse zu bekunden pflegten, in das Bereich meiner Vorlesungen einbezogen hatte. Er schrieb an mich, bezeichnete eine solche Konkurrenz unter den Bonner Verhältnissen als einen Übelstand und wünschte Abhilfe. Ich sah mich aber nicht veranlaßt, darauf einzugehen. Im Sommer las ich wieder Psychologie; ich glaubte, es war das letzte Mal, daß ich dieses Feld betrat, und daneben ein Publikum über Leibniz. Hierdurch und auch durch einige kürzlich erschienene Werke war ich veranlaßt, der vielseitigen Tätigkeit des merkwürdigen Mannes etwas näher nachzugehen, insbesondere auch seinen bekannten Reunionsbestrebungen. Hier überraschte mich das richtige Verständnis für den Sinn der katholischen Glaubenslehren und sein Bestreben, diese als vernünftig und darum annehmbar erscheinen zu lassen. Die Frage lag nahe, ob sich denn Leibniz selbst innerlich auf den katholischen Standpunkt gestellt habe oder, wenn dies verneint werden mußte, was es dann war, was ihn vom katholischen Standpunkte trennte. Die Beschäftigung mit dieser Frage und

die Antwort, die ich mir darauf zu geben hatte, sollte für mich eine über den nächsten Anlaß weit hinausgehende Bedeutung gewinnen. Katholisch sein, sagte ich mir, heißt nicht diesen oder jenen Lehrpunkt als richtig hinnehmen. Das Entscheidende ist die Unterwerfung unter die Autorität der Kirche und die Annahme einer einzelnen Lehre, weil sie von der Kirche vorgetragen wird. Katholisch aber hatte ich bleiben wollen auch zu der Zeit, da ich mit Reusch und seinen Gesinnungsgenossen auf das engste verbunden war. Nun leuchtete mir die durch den leidenschaftlichen Streit der zwei letzten Jahre verdunkelte Erkenntnis auf, daß ein Verbleiben in der Kirche die rückhaltlose Unterwerfung unter ihre Lehraussprüche einschließe. Das hatten mir freilich meine liebe Frau und meine fromme Mutter immer wieder und angsterfüllten Herzens zu Gemüt zu führen versucht. Mit tiefer Rührung lese ich heute die Briefe, die die letztere in den Monaten vor der Entscheidung an mich gerichtet hatte. Es wird um diese Zeit oder doch nur wenig später gewesen sein, daß Max Lossen mich brieflich über meine kirchliche Stellung interpellierte. Ich antwortete, daß ich mich völlig unterworfen hätte, und erzählte ihm, auf welchem Wege ich zuletzt zu voller Klarheit gekommen sei.

Noch im Laufe des Semesters, aber ohne mir der vollen Tragweite bewußt zu sein, hatte ich einen der beiden Schritte getan, welche meine isolierte Stellung an der Universität besiegeln und mir viele Jahre hinaus jede Aussicht, an einer preußischen Universität zu einer Professur zu gelangen, versperren sollten. Am 16. Juni waren fünfundzwanzig Jahre verflossen seit der Erwählung Pius IX. zur bischöflichen Würde. In einem gemeinsamen Hirtenschreiben hatten die deutschen

Bischöfe die Gläubigen ermahnt, den Jubeltag durch besondere Andachten und durch Sammlung von Liebesgaben für den Heiligen Vater zu feiern. In Bonn fand unter großer Beteiligung ein Bittgang auf den benachbarten Kreuzberg statt; aber auch die katholischen Studenten wollten nicht beiseite stehen und luden zu einer Festversammlung ein. Eine Deputation erschien bei mir, um mich dazu einzuladen. Ich sagte mir, daß von den sämtlichen Professoren höchstens Floß und Roth kommen würden, und wollte diesen beiden nicht allein das Feld bei der Studentenschaft überlassen. So nahm ich die Einladung an und hielt auch auf der Versammlung eine Ansprache. Was ich gesagt habe, weiß ich natürlich schon lange nicht mehr; aber es muß einen gewissen Eindruck gemacht haben, und es wurde darüber gesprochen.

In den Ferien unternahm ich mit meiner Frau eine große Reise. Scherzhaft sagten wir, daß wir die früher unterlassene Hochzeitsreise nachholen wollten. Der Anfang war von allerlei Mißgeschick begleitet. Das erste Ziel, dem wir zustrebten, war St. Moritz, wo ich die Kur gebrauchen sollte. Ich hatte ausgerechnet, daß wir mit Benützung des von Darmstadt abgehenden Nachtzuges in vierundzwanzig Stunden in Chur sein könnten, wo wir übernachten wollten, um dann des andern Tages über den Julierpaß nach St. Moritz weiter zu fahren. Aber unser Zug hatte so große Verspätung, daß wir in Bruchsal den württembergischen Schnellzug nicht erreichten und nach stundenlangem Warten endlich den gewöhnlichen Zug besteigen mußten, der uns bei großer Sommerhitze in langsamem Tempo am Abend glücklich bis Friedrichshafen brachte. Die Folge war, daß wir vierundzwanzig Stunden später,

als wir gewollt, in Chur eintrafen, und das bedeutete für uns die Verzögerung der Reise um nochmals die gleiche Frist, denn wollten wir nicht am nächsten Tag, 15. August, den festtäglichen Gottesdienst versäumen, so konnten wir den in aller Frühe abfahrenden Postwagen nicht benützen. In der Hoffnung, dadurch günstige Plätze zu erhalten, ging ich aber doch sogleich, die Billette zu lösen. Unser Gasthaus lag dem Posthaus gegenüber; am andern Morgen wurde ich in aller Frühe durch lauten Schall eines Posthorns aus dem Schlafe geweckt; derselbe wiederholte sich immer wieder, offenbar galt der Ruf einem Passagier, der sich verspätet hatte. Plötzlich fuhr es mir durch den Kopf. Sollte es etwa uns gelten? Und waren am Ende die gestern gekauften Billette auf den heutigen Tag ausgestellt? Ich stand auf, machte Licht; richtig, so war es! Der Beamte am Schalter hatte mich falsch verstanden. Inzwischen war das Signal verstummt und die Post abgefahren. Abgesehen von dem verausgabten Gelde war das Unglück nicht groß. Im Gegenteil, wir bekamen nun für den nächsten Tag die guten Plätze, die gestern nicht zu haben waren.

In St. Moritz waren die Gasthöfe überfüllt; begeistert waren wir von dem Aufenthalte dort nicht. Aus der lachenden Rheinebene kommend, hatten wir noch kein Verständnis für den Ernst der Hochgebirgslandschaft; auch schien uns dazu das Treiben der internationalen Badegesellschaft wenig zu stimmen. Besser gefiel uns Pontresina, ganz besonders aber Trafoi mit dem Ortler, wohin wir über Bormio gekommen waren. Dann ging es in lustiger Fahrt hinunter

nach Meran, wo wir zwei Tage blieben, und weiter über Bozen nach Kaltern, wohin meine Frau durch liebe Familienbande gezogen wurde. Von da reisten wir über den Gardasee nach Venedig. Ich hatte die Stadt bei meinem früheren Aufenthalte in Italien nicht besucht; das wurde nun gründlich nachgeholt; wir besuchten Kirchen und Galerien, bewunderten Tizian, freuten uns an Bellinis lieblichen Gestalten, unternahmen Gondelfahrten und saßen des Abends auf dem Markusplatz. Jetzt endlich fanden die Briefe, die ich nach Hause schrieb, den Beifall meiner Mutter. Bisher hatte sie auszusetzen, daß ihnen jeder Enthusiasmus fehle. War doch ihr das Reisen in der schönen Gotteswelt stets die größte Freude gewesen.

Das letzte Reiseziel war Wien. Der älteste Bruder meiner Frau, der österreichischer Genieoffizier war und vor einigen Jahren seine Cousine, die älteste Tochter von Onkel Max Biegeleben geheiratet hatte, stand seit kurzem dort in Garnison. Sie hatten eine geräumige Wohnung in der Mariahilfer Straße und nahmen uns gastlich auf. Außerdem lebte in Wien noch Onkel Ludwig Biegeleben, der Stolz der Familie, von dem alle Angehörigen stets nur in den Ausdrücken der größten Verehrung und Liebe sprachen. Den in jeder Richtung ausgezeichneten Mann persönlich kennen gelernt zu haben war für mich das wertvollste Erträgnis der ganzen Reise. Er war, wie seine Brüder, in den hessischen Staatsdienst eingetreten, war 1840 hessischer Geschäftsträger in Wien geworden, Ende 1848 aber von Gagern als Unterstaatssekretär in das Reichsministerium berufen worden. Als dieses sein Ende gefunden hatte, wurde er von Österreich übernommen. Viele Jahre führte er am Ballplatz das Referat über die deutschen Angelegenheiten.

Die heutige Generation weiß nichts mehr davon und würde es auch nicht verstehen, was bis tief in die sechziger Jahre hinein Österreich für die Bewohner von Süddeutschland, zumal die katholischen oder wenigstens konservativ gerichteten Kreise bedeutete. Der alte Kaiserstaat galt als der Hort aller staatserhaltenden Überlieferungen und Grundsätze. Schon allein seine historische Vergangenheit gab ihm in ihren Augen den Anspruch auf die Vormachtstellung in Deutschland. Für die Vorzüge des preußischen Staates hatte man wenig Verständnis, um so stärker war die auf der Stammesverschiedenheit beruhende Abneigung gegen preußisches Wesen. So kam es, daß die Politik, die Biegeleben als österreichischer Staatsmann zu vertreten hatte, für ihn nicht etwas von Amts wegen Übernommenes war; sie wurde getragen von seiner innersten Überzeugung, seinen stärksten Empfindungen. Der Tag von Königgrätz, welcher in dem Streit um die Vorherrschaft endgültig gegen Österreich entschied, bedeutete für ihn die Vernichtung seines Lebenswerks. Nicht lange danach schied er aus dem Staatsdienst aus. Verbittert war der vielseitig gebildete, für Poesie und Kunst empfängliche Mann nicht geworden. Wie Abendfrieden lag es auf seinen edlen Zügen. Freundlich und teilnehmend kam er uns entgegen, begleitete uns das eine und andere Mal bei unseren Wanderungen durch die in einer großartigen Umwandlung begriffene Stadt und machte uns auf entstandene oder im Entstehen begriffene Neubauten aufmerksam. Daß wir genau ein Jahr später die Nachricht von seinem Tode erhalten sollten, ahnten wir nicht.

Nun ging es endlich heimwärts. Vor der Abreise traf

uns die Kunde von dem Tode eines schon längere Zeit kränkelnden Schwagers. Seine Frau, die ältere Schwester der meinigen, war schon vor mehreren Jahren gestorben. Damals hatte meine Schwester das älteste Kind zu sich genommen. Die beiden Knaben waren beim Vater geblieben; es fragte sich, was es nunmehr mit ihnen geben solle, und der Gedanke lag nahe, daß wir sie zu uns nehmen möchten, was eine wesentliche Veränderung in der Gestaltung unseres Lebens mit sich bringen mußte. Vor allem galt es, eine größere Wohnung zu suchen, und es empfahl sich, dafür ein eigenes Haus zu erwerben. Die Wahl fiel auf einen Neubau am Grünen Weg, wie er damals hieß, bis einige Zeit später der vornehmere Name Königstraße an die Stelle trat. Der Umzug mit dem vergrößerten Haushalt fand im Frühjahr 1872 statt.

Um Politik hatte ich mich in der ganzen letzten Zeit wenig gekümmert; mein Beruf, meine wissenschaftlichen Arbeiten und dann die Konzilswirren hatten meine Gedanken völlig in Anspruch genommen. Selbstverständlich hatten auch mich die Großtaten unserer Truppen mit patriotischer Begeisterung erfüllt, aber dem, was der Friede brachte, dem Zusammenschlusse der sämtlichen deutschen Staaten zum neuen Deutschen Reiche und dem Übergange der Kaiserkrone an den König von Preußen, stand ich einstweilen noch ohne innere Teilnahme gegenüber. Mit vielen, die wie ich aus dem Lager der Besiegten stammten, hatte ich die Erinnerung an die Erlebnisse aus dem Jahre 1866 noch nicht überwunden. Den Wahlen zum ersten Reichstag im März 1871 war ich fern geblieben; den von einer Seite als Kandidat auf-

gestellten Landrat zu wählen widerstrebte mir, für den bis dahin in weiten Kreisen völlig unbekannten Landgerichtsrat von Kesseler, den Kandidaten der in der Bildung begriffenen Zentrumspartei, hatte ich einstweilen auch kein Interesse. Daß in der Presse und anderen Organen der öffentlichen Meinung eine gesteigerte Unfreundlichkeit gegen die katholische Minderheit im Deutschen Reiche laut wurde, konnte mir natürlich nicht entgehen; daß darin die Vorzeichen des heraufziehenden Kampfes der preußischen Regierung gegen die katholische Kirche zu erblicken waren, dachte ich nicht. In der Diaspora aufgewachsen, war ich an die katholikenfeindliche Gesinnung der protestantischen Mehrheit gewöhnt. Gegenüber der vielfach kleinlichen und engherzigen Behandlung, welche die Kirche in den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz zu erleiden hatte, erschienen mir nach dem Vorbilde Bischof Kettelers die kirchlichen Verhältnisse in Preußen seit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. und dem Erlaß der Verfassung als wohlgeordnet und durch eben diese Verfassung gesichert. Um so stärker — ich erinnere mich dessen noch sehr wohl — war der Eindruck, den die erste von einem hochoffiziösen Artikel der „Kreuzzeitung" vom 22. Juni angekündigte Kampfesmaßregel gegen die „römische Kirche" in mir hervorrief. Die katholische Abteilung im Preußischen Kultusministerium war so recht das Wahrzeichen der wohlgeordneten Verhältnisse, deren sich die Katholiken seit der Mitte des Jahrhunderts erfreuen durften. Während meiner Studienzeit in Berlin hatte ich den damaligen Vorstand der Abteilung, den bei Freund und Feind hochangesehenen Mi-

nisterialdirektor Aulicke kennen und verehren gelernt. Durch einen königlichen Erlaß vom 8. Juli wurde die Abteilung aufgehoben.

Wir waren Anfang Oktober von unserer großen Reise nach Bonn zurückgekommen. Dort traf ich Reifferscheidt, der die Ferien wie gewöhnlich in seiner Heimatstadt verbracht hatte und im Begriffe stand, sich wieder nach Breslau zu begeben. Er machte mich darauf aufmerksam, daß Stöckl seine Professur in Münster aufgegeben hatte und wollte wissen, daß die dortige Fakultät mit der Frage der Nachfolgerschaft befaßt sei. Die Kandidaten, die dafür genannt wurden, schien er nicht hoch einzuschätzen; nach der wissenschaftlichen Seite hätte ich die Konkurrenz nicht zu fürchten. Aber zugleich machte er allerhand Andeutungen über Tatsachen und Umstände, die meine Aussichten verschlechtert hätten. Man habe ihm erzählt, es seien „Reden gehalten worden". Ich verstand sogleich, daß meine Ansprache auf dem Papstfeste der Studenten gemeint sei.

In der Bevölkerung herrschte große Erregung. Überall sprach man von den Maßregeln, welche die bischöfliche Behörde gegen die der Unterwerfung unter das Dogma widerstrebenden Geistlichen ergriffen hatte, von dem Widerstand, in welchem einzelne dagegen verharrten; man nannte bald diese, bald jene unter den Bonner Kirchen, auf welche die Altkatholiken Anspruch erhöben. Tatsächlich wurde ihnen demnächst die Gymnasialkirche überwiesen, doch zog dies nicht so schwere Folgen nach sich wie die Überlassung der St. Pantaleons-Kirche in Köln an die Altkatholiken, die

den Militärbischof Namzanowski veranlassen mußte, den katholischen Soldaten den Besuch dieser Kirche zu verbieten, was dann zur staatlichen Absetzung des Bischofs führte.

Ganz besonderes Aufsehen erregte das Vorkommnis mit der Oberin des St. Johannis-Spitals, Schwester Augustine. Sie entstammte der Koblenzer Familie von Lasaulx und war ohne Zweifel eine nicht nur gebildete, sondern auch geistig hervorragende Frau. Aber sie stand viele Jahre unter dem Einflusse des alten Hermesianers Professor Hilgers, der in der Kapelle des Hospitals den Sonntagsgottesdienst abhielt, und dessen höchst eigenartige Predigten auf einen bestimmten Kreis von Bonner Herren und Damen eine starke Anziehungskraft ausübten. Wie ihr geistlicher Führer, so verharrte auch Schwester Augustine in der Opposition gegen die Entscheidung des Vatikanischen Konzils. Die sehr begreifliche Folge dieses Verhaltens war, daß sie von ihrer Stelle abberufen wurde. Sie verließ Bonn und begab sich in ein Schwesternhaus in Vallendar, wo sie kränkelnd ankam und nicht lange danach starb. Der von altkatholischer Seite unternommene Versuch, ihr Leichenbegängnis zu einer Demonstration zu benützen, wurde durch das energische Eintreten eines Verwandten verhindert. Ich hatte die Oberin nicht gekannt, aber der Vorfall sollte für uns doch eine persönliche Bedeutung gewinnen, denn die vom Mutterhaus in Trier entsandte Nachfolgerin war keine andere als Annas Tante, Elise von Biegeleben, Schwester Maria Emanuel. Daß ihre Aufgabe keine leichte war, kann man sich denken. Die abgesetzte Oberin war außerordentlich beliebt gewesen.

Gar manche unter den Schwestern mochte ihr nachtrauern und durch ihr Beispiel im Innern beunruhigt worden sein. Aber Schwester Emanuel brachte zu dem schwierigen Amte nicht nur Klarheit des Verstandes und Festigkeit des Charakters, sondern auch eine große Liebenswürdigkeit mit, welche ihr auf die Dauer den Sieg gewinnen mußte. Für uns hatte ihr Kommen eine doppelte Bedeutung. Zunächst war es die große Freude, die liebe Verwandte, welche vor ihrem Eintritt ins Kloster auch meiner Mutter eine treue Freundin gewesen war und ihr in den schwersten Stunden ihres Lebens, während der Krankheit und nach dem Tode meines Vaters, zur Seite gestanden hatte, in Bonn zu wissen und nach Wunsch sehen und sprechen zu können. Andererseits befanden sich die Anhänger der früheren Oberin in dem Kreise meiner bisherigen Freunde, und so wurde es uns recht deutlich, daß wir, die zu der Neugekommenen hielten, diesem Kreise nicht mehr angehörten.

Eines Tages begegnete mir ganz unerwartet auf der Straße einer meiner liebsten Freunde aus der Berliner Studentenzeit, Baumeister Richter. Er hatte die Feldzüge 1866 und 1870 mitgemacht, sodann aber seine berufliche Laufbahn mit Erfolg fortgesetzt, war verschiedentlich bei Eisenbahnbauten beschäftigt gewesen und eben jetzt an dem Bau einer von der Rheinischen Eisenbahn unternommenen Zweigbahn beteiligt. Kaum hatte er mich erblickt, als er mich mit den Worten begrüßte: „Jung', du bist doch nit etwa altkatholisch?" Selbst der Kirche treu geblieben, freute er sich, das gleiche von mir zu hören. Später erzählte er mir, daß sich

dagegen sein älterer Bruder zum Schmerze des Vaters — dieser war Arzt in Koblenz — der Opposition angeschlossen habe. Einst seien die beiden zusammen ausgezogen, eifrig mit den Fragen beschäftigt, welche damals, in der kritischen Zeit, auf aller Lippen waren. Als der Bruder nicht müde wurde, die Argumente der Gegner gegen die päpstliche Unfehlbarkeit und die bindende Autorität des Vatikanischen Konzils vorzutragen, habe der Vater endlich ausgerufen: „Ach Gott, es gibt ja doch keinen andern Grund, als der gelegt ist...;“ aber noch ehe er das ihm vorschwebende Wort des Apostels (I. Kor.) zu Ende brachte, sei er, vom Schlage gerührt, zusammengebrochen. Man kann sich denken, welchen Eindruck dieser Vorgang auf das weiche Gemüt meines Freundes machen mußte. Wir beide verkehrten jetzt wieder in der alten Weise, doch dauerte sein Aufenthalt in Bonn leider nicht sehr lange.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die veränderten und erst recht zu meinen Ungunsten verschobenen Verhältnisse mir Stunden der Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit brachten. Alle Pläne und Hoffnungen für die Zukunft schienen gescheitert, noch ehe sie recht zur Entfaltung gekommen waren. Zwar meine Lehrtätigkeit setzte ich in der begonnenen Weise fort, und auch die Zuhörer stellten sich in dem bisherigen Umfange ein; aber was half das mir, wenn sich an der Universität niemand für mich interessierte!

Indessen fehlte es doch auch nicht an kleinen Erlebnissen freundlicher und ermunternder Art. Druffel hatte mir gelegentlich erzählt, daß die Münchener Akademie der Wissen-

schaften die Herausgabe einer allgemeinen deutschen Biographie beschlossen und mit der Leitung Rochus von Liliencron beauftragt habe. Ich sagte ihm, daß ich wohl Lust hätte, hierfür den Albertus Magnus zu bearbeiten und erhielt bald darauf einen freundlichen Brief Liliencrons, in welchem er mir diesen Artikel übertrug und mich zu weiterer Mitarbeit aufforderte. Das war mir Veranlassung zur Beschäftigung mit dem größten Gelehrten des deutschen Mittelalters, die ich eine Reihe von Jahren fortsetzte, und als deren Frucht ich 1880 die Festschrift bei Gelegenheit der in Köln veranstalteten Säkularfeier erscheinen ließ. Der für die Allgemeine Biographie bestimmte Artikel fand zu meiner freudigen Genugtuung eine gute Aufnahme in München. Herr von Liliencron schrieb mir: „Ihre Biographie Alberts ist vortrefflich und hat mich ungemein interessiert, und auch die kleinen Biographien — es waren Abälard und Alanus — entsprechen in vorzüglicher Weise unserm Plane. Ich kann daher meinen Dank nicht aussprechen, ohne den lebhaften Wunsch beizufügen, daß Lust und Zeit Ihnen gestatten mögen, unser Mitarbeiter auch ferner zu bleiben. Gibt es nicht eine Gruppe von Namen in der Geschichte der Philosophie, welche Sie im Zusammenhang übernehmen möchten?" Ich dachte an den Kreis der von Leibniz beeinflußten Männer, wollte aber nicht sie ohne ihren geistigen Mittelpunkt bearbeiten. Hieran scheiterte mein Vorschlag, da Leibniz schon vergeben war.

Im Laufe des Jahres erfuhr ich auf Umwegen, die Professoren Schwane von der theologischen und Heis, der bekannte Mathematiker und Astronom, sowie der Philologe

Winiewski von der philosophischen Fakultät hätten den Wunsch geäußert, mich auf die Vorschlagsliste für die durch Stöckls Abgang erledigte Professur zu bringen. Schon vorher hatte mir Freund Nissen aus Marburg geschrieben: „Zu der Professur in Münster haben sich zwei homines obscuri — die Namen vergaß ich — gemeldet, an die man nicht denkt, wohl aber an Dich und an Brentano. Ich möchte Dir nun vorschlagen, Dich förmlich zu melden unter Einsendung Deiner Schriften. Eine Empfehlung durch Trendelenburg, die Du ja leicht in passender Form (Brief an einen Münsterer Bekannten oder die Fakultät oder sonstwie) wirst provozieren können, dürfte von Nutzen sein. Es war die Befürchtung laut geworden, Du könntest dort in der Clique des Münsterschen Adels aufgehen. Ich habe ihr aus bestem Wissen und Gewissen widersprochen. Ich stelle Dir anheim, ob Du mir einen ostensiblen Brief über Deine Stellung zu den schwebenden Fragen schreiben willst, von dem ich weiteren Gebrauch machen kann. Nötig ist das durchaus nicht." Ich antwortete ihm, daß ich den gewünschten „ostensiblen" Brief nicht schreiben könne, da das, was ich ihm wahrheitsgemäß sagen müßte, seinen Absichten aller Wahrscheinlichkeit nach nicht entsprechen würde. Doch ließ mir die Sache keine rechte Ruhe. Ich entschloß mich, Onkel Ludwig Biegeleben um seinen Rat zu fragen. Die Antwort, die er mir gab, ist für die damaligen Zeitverhältnisse so charakteristisch, daß ich sie der Hauptsache nach hier folgen lasse: „. . . Mit Interesse habe ich Deine Mitteilung gelesen und mich herzlich des mir dadurch erwiesenen Vertrauens gefreut. Der Eindruck, der mir davon

geblieben ist, geht im allgemeinen dahin, daß die Verhältnisse, soweit sie bis jetzt überblickt werden können, eine Verlegung Deines Wirkens nach Münster als am meisten indiziert erscheinen lassen, ohne daß dabei auf die Formfrage, ob Berufung oder Bewerbung, besonderes Gewicht zu legen wäre. Bei der großen Mehrzahl der akademischen Berufungen glaubt man ja doch immer an direkte Bewerbung. Weit lieber als in Münster wüßte ich Dich freilich in Innsbruck, Graz oder Wien; allein angesichts der jetzigen Zustände wüßte ich leider nicht zu sagen, wie diese Eventualität hinreichend greifbare Gestalt annehmen könnte, um auf Deine Entschlüsse einwirken zu können. Eine ordentliche Professur in Deinem Fache ist meines Wissens für jetzt nicht vakant; wäre es der Fall, so möchte ich an der Möglichkeit zweifeln, erstens die betreffende Fakultät und zweitens unsern neuesten Volksaufklärungsminister für die Wahl eines Mannes Deiner Richtung zu gewinnen. Bessere Erwartungen könnten wohl nur dann gehegt werden, wenn die föderalistische Partei ans Ruder gelangte, und namentlich dann, wenn die Länderautonomie auf das höhere Unterrichtswesen ausgedehnt würde. In letzterem Falle würde die konservative Mehrheit des Tirolischen Landtags schon dafür sorgen, daß in Innsbruck eine Universität von ausgeprägt katholischem Charakter hergestellt werde, und ich glaube, daß es alsdann keineswegs schwer sein würde, Deine Berufung durchzusetzen. Ich kann dies aber nicht für mehr ausgeben als für eine immerhin sehr problematische Möglichkeit, während es traurige Wirklichkeit ist, daß die bis

auf weiteres an den österreichischen Universitäten vorherrschende Richtung und Strömung der offenbarungsgläubigen Wissenschaft ebenso systematisch feindselig ist, wie es nur irgendwo anders der Fall sein kann. Die philosophische Fakultät in Graz ist vielleicht noch die am wenigsten verbissene, da dort Professor Weiß und einige Gesinnungsgenossen Einfluß haben. Nicht ganz die gleichen Schwierigkeiten würden zu überwinden sein, wenn Du Dich herbeilassen wolltest, Dich um eine außerordentliche Professur zu bewerben, denn diese sind in Österreich unbesoldet, und vielleicht würde man sich doch Skrupel machen, Dir ein unbesoldetes Lehramt zu verweigern. Professor Stumpf ist, wie ich glaube, noch heute ohne einen Kreuzer Besoldung. Verbürgen kann ich aber nicht einmal den Erfolg eines solchen Schrittes, und überdies würdest Du dann, nicht viel anders wie in Bonn, Gefahr laufen, daß man Dir um Deiner Gesinnung willen die weitere Beförderung vorenthält."

Auf mehrfach an mich ergangene Anregung entschloß ich mich, im Dezember nach Münster zu reisen. Ich freute mich, die schöne alte Stadt wieder zu sehen, wo ich einen Bekannten aus der Münchener Zeit aufsuchen konnte, Meinhold, der dort wohlbestallter Gymnasiallehrer geworden. Er empfing mich mit dem Ausruf: „Theologen sind wir also beide nicht geworden!", war aber im übrigen ganz der frühere, einsilbige und in sich gekehrte Mann geblieben. Die früher genannten Professoren empfingen mich freundlich und orientierten mich über die Verhältnisse, aber sie waren ängstlich und von einem etwaigen Separatvotum, das im

Gegensatze zu den Vorschlägen der Majorität mich dem Minister nennen sollte, erwarteten sie sich keinen Erfolg, eher von Schritten, die ich etwa in Berlin unternehmen könne oder wolle. Ein Versuch, den meine Mutter machte, um Verwandte in Berlin für eine Vermittlung nach dieser Richtung zu gewinnen, erwies sich als völlig aussichtslos. Doch war die Sache damit nicht zu Ende.

Im August 1873 wurde ich durch folgenden Brief von Winiewski überrascht: „Hochgeehrter Herr Kollege! Eingedenk der kurzen persönlichen Bekanntschaft, welche wir im Herbst 1871 bei Ihrem Besuche in Münster gemacht haben, wende ich mich an Sie in einer Angelegenheit, welche ebenso in unserm beiderseitigen Interesse liegt, als auch gegenseitiges Vertrauen und die strengste Diskretion erfordert. Die Notwendigkeit der endlichen Besetzung der philosophischen Professur an der hiesigen Akademie hat die Aufmerksamkeit (zwar nicht der Fakultät) auf Sie gelenkt und es ist dabei höheren Orts (die näheren Umstände wollen Sie mir zur Zeit erlassen) vertraulich angefragt worden, welche Stellung Sie zu den kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart einnehmen. Ich denke darauf etwa folgendes zu erklären: daß Sie allerdings gläubiger Katholik sind, aber von ruhigem und besonnenem Wesen, wie ich nach dem persönlichen Eindrucke, den ich von Ihnen empfangen, schließen muß, daher auch, wie ich zuverlässig vernehme, unbeteiligt an irgendwelchen agitatorischen Schritten oder Handlungen, der somit seine Stellung als Beamter und zumal als Lehrer wohl zu würdigen weiß, und sich als solcher bei aller kirchlichen Gesinnung der Pflichten,

die er dem Staate schuldet, wohl bewußt ist. Trifft das ungefähr Ihre fragliche Stellung und kann ich es mit gutem Gewissen behaupten oder was hätten Sie etwa zuzusetzen? Aber antworten Sie mir umgehend und bedenken Sie, daß es sich darum handelt, für die hiesige Professur eines so wichtigen Faches einen treuen Katholiken zu gewinnen, aber auch der Regierung nicht die Möglichkeit abzuschneiden, ihn zu genehmigen. Der Erfolg ist in Gottes Hand! Mit aufrichtiger Teilnahme und Hochachtung Winiewski, Geh. Rat und Professor."

Ich antwortete unterm 15.: „Hochgeehrter Herr Geheimrat! Ihr geehrtes Schreiben vom 10. ds. ist mir vorgestern zugekommen, und beeile ich mich, dasselbe zu beantworten. Zunächst gestatten Sie mir, Ihnen für die darin kundgegebene gütige Teilnahme meinen ergebensten Dank auszusprechen. Was sodann den Wortlaut der von Ihnen in der fraglichen Angelegenheit proponierten Erklärung betrifft, so ist gegen denselben füglich nichts einzuwenden. Nur muß ich dringend bitten, daß der Erklärung der Charakter einer Äußerung Ihrer subjektiven Überzeugung gewahrt bleibe." Nachdem ich bis in den Dezember hinein gewartet hatte, frug ich bei Winiewski schriftlich an, wie die Dinge stünden. Er antwortete unterm 6. Januar 1874: „Ihr geehrtes Schreiben vom 29. vorigen Monats hat mich keineswegs überrascht, da ich selbst schon längst den Gedanken in mir herumtrug, Ihnen über den Stand der in Frage stehenden Angelegenheit Nachricht zu geben. Aber was wollte ich schreiben, der ich selbst in gänzlicher Ungewißheit über die endliche Entscheidung mich befand und wegen des früher vertraulich

mir gewordenen Auftrags eine Reserve beobachten mußte. Jetzt aber halte ich es wenigstens für meine Pflicht, Sie über den Sachverhalt, der mich zu dem Briefe an Sie vom 10. August vorigen Jahres veranlaßte, ins klare zu setzen. Also: der Herr Bischof von Münster hatte sich nach dem durch die Statuten der hiesigen Akademie ihm zustehenden Rechte gegen die Berufung des Dr. Schuppe entschieden erklärt und, da man an ihn die Frage stellte, ob er einen andern, ihm genehmen Kandidaten wüßte, primo loco Sie zur Berücksichtigung empfohlen. Demzufolge erging nun von dem Kurator unserer Akademie, Exzellenz von Kühlwetter an mich (damals noch Dekan) die Aufforderung, mich über Sie und zwei andere Persönlichkeiten vertraulich zu den kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart zu äußern. Ich ergriff diesen Auftrag mit der größten Wärme in der Hoffnung, dem von mir sehnlichst gewünschten Ziele näherzustehen, und daß, nachdem ich Ihre Erklärung in dem besonders fraglichen Punkte in der Hand hatte, mein Bericht über Sie in jeder anderen Beziehung, über die ich urteilen konnte, sehr günstig ausgefallen ist, davon brauche ich Sie nicht erst zu versichern. Allein der von unserm Herrn Bischof rekusierte Schuppe wurde nach Greifswald befördert, und unsere Professur der Philosophie blieb und bleibt nun schon im vierten Jahre unbesetzt. Da ich nicht mehr Dekan bin, so kann ich nicht mehr tätig eingreifen, und im übrigen wissen Sie, wie die Stimmen in der Fakultät zu einander stehen. Ohnehin hatte aber die Fakultät in ihrer Majorität bei dem Vorschlage von Schuppe, im Falle derselbe nicht akzeptiert würde, es dem Ministerium überlassen, einen andern

Geeigneten zu berufen. Den Hauptgegner werden Sie daher dort zu suchen haben, und damit wissen Sie alles. Ich fühle mich krank am Herzen, wenn ich bedenke, daß unsere Professur nun schon im vierten Jahre unbesetzt ist. Aber auch der geistliche Privatdozent Dr. Hagemann, den die Fakultät vor zwei Jahren einstimmig zum außerordentlichen Professor vorgeschlagen, ist nicht nur dazu nicht befördert worden, sondern jetzt auch aus der wissenschaftlichen Prüfungskommission hinausgetan und das Fach der Philosophie und Pädagogik Provinzialschulrat Dr. Schultz übergeben worden. So weiß ich denn keinen Rat und muß es Ihnen überlassen, darnach Ihre weitere Handlungsweise einzurichten." Dazu noch eine Nachschrift vom folgenden Tage: „Heute habe ich es noch, um über die Angelegenheit vollkommen klar zu werden, über mich gebracht, zum Herrn Kurator unserer Akademie zu gehen und mich nach dem Erfolge meines Berichtes über Sie zu erkundigen. Leider ist nach seiner Erklärung für Sie jede Hoffnung abgeschnitten. Gründe lassen sich schon finden, wenn man einen nicht haben will, und so muß ich schließen mit der Bitte, diese Mitteilung als nur für Sie geschrieben anzusehen, und mit dem Wunsche besserer Zeiten. Winiewski." Meine Antwort lautete: „Die Entscheidung, welche mir Ihr geehrtes Schreiben vom 7. dieses Monats brachte, kam mir nicht unerwartet. Bei der Richtung, welche gegenwärtig in den maßgebenden Kreisen die leitende ist, würde mich weit eher eine andere überrascht haben. Aber jeder einzelne Fall, der die Vorherrschaft neuerdings bestätigt, kann nur schmerzlich empfunden werden. Sie schließen mit der Hoffnung auf bessere

Zeiten; möchten es nicht allzu schwere Katastrophen sein, die sie herbeiführen."

Ich habe keinen Anstand genommen, diesen Briefwechsel der Öffentlichkeit zu übergeben. Die darin berührten Zustände und Verhältnisse gehören glücklicherweise der Vergangenheit an. Durch nichts aber werden sie besser illustriert als durch Einzelerlebnisse dieser Art.

Berufen wurde schließlich als Nachfolger Stöckls der Exbenediktiner Gideon Spicker, ein Schüler Prantls in München. Ein Jahr vorher war auch an der Wiener Universität eine Vakanz eingetreten, und wir besprachen, meine Frau und ich, die Möglichkeit einer Auswanderung nach Österreich. Doch war die Aussicht auf eine Verwirklichung von Anfang an sehr gering. Onkel Ludwig Biegeleben, der sich sicher dafür interessiert und der vielleicht auch noch immer über einen gewissen Einfluß verfügt haben würde, war am 6. August 1872 gestorben. Immerhin riet mir der angesehene Wiener Rechtsgelehrte Ludwig Arndts, mich durch einen Brief an Professor Robert Zimmermann in Wien um die Stelle zu bewerben. Die Antwort ließ lange auf sich warten; endlich teilte mir Professor Zimmermann in einem übrigens sehr höflichen Schreiben vom 25. Januar 1873 mit, daß die Vorschläge des Professorenkollegiums der Fakultät bereits im vergangenen Sommer dem Ministerium unterbreitet worden seien, dies aber noch keine Entscheidung getroffen habe. „Es ist vorauszusehen," fügte er hinzu, „daß eine Besetzung infolge der gemachten Vorschläge entweder bald erfolgen oder, wenn keiner der Vorgeschlagenen genommen werden sollte,

eine erneute Aufforderung an die Fakultät ergehen werde. In diesem Falle werde ich es für meine Pflicht halten, dieselbe von der mir gewordenen Mitteilung, welche auf die zu fassenden Beschlüsse nicht ohne Einfluß bleiben kann, in Kenntnis zu setzen." Dabei ist es dann geblieben; ich habe nichts weiter gehört.

Inzwischen hatten die Sturmzeichen sich gemehrt. Der Monat Dezember 1871 brachte den Zusatz zum Strafgesetzbuch, den sogenannten Kanzelparagraphen, als dessen Zweck sein Urheber, der bayerische Minister Lutz, bezeichnete, „die Einflüsse der römischen Kirche auf die Bevölkerung Deutschlands zu beseitigen". Aber schon vorher, im Oktober, war im Anschlusse an den in Darmstadt abgehaltenen Protestantentag durch ein geheimes Rundschreiben seines Präsidenten, des Professors Bluntschli, Großmeister im Freimaurerorden, eine Jesuitenhetze größten Stiles unternommen worden, als deren Ergebnis an tausend Petitionen auf Vertreibung der Jesuiten beim Reichstage eingingen. Der weitere Verlauf ist bekannt. Ich war zu Pfingsten 1872 nach Darmstadt gefahren und schrieb von da an meine Frau: „. . . Mir gab das Fest zu manchen ernsten Gedanken Anlaß, wahrlich, wir könnten es brauchen, daß der Heilige Geist in feurigen Zungen herabkäme! Tröstlich klangen mir die Worte des Evangeliums, die, prophetisch den Kampf des Geistes Christi mit dem Geiste der Welt verkündend, uns „Fürchtet euch nicht!" zurufen. So wollen wir uns denn auch nicht fürchten, der Wahrheit Zeugnis abzulegen, und wie mächtig auch Lüge und Bosheit heute sind . . ., wir wollen unsern Weg

weiter gehen! Deine Empörung über die jüngsten Ereignisse in Berlin teile ich vollkommen. Ich war wie Du ganz entsetzt über des Augsburger Bürgermeisters alles Maß überschreitende . . . Rede." Gemeint ist die Debatte im Reichstag, welche durch jene Petitionen veranlaßt war; dabei zeichnete sich insbesondere der Abgeordnete Fischer (Augsburg) aus, der am 16. Mai zu Wort kam und durch seine ebenso flachen wie trivialen Ausführungen die Empfindungen der treu zu ihrer Kirche haltenden Katholiken aufs schwerste verletzte. Natürlich war die katholische Bevölkerung nicht untätig geblieben. Eine Gegenagitation war unternommen worden, und die Zahl derer, welche gegen dieses Verlangen protestierten, hatte die Zahl derer, die die Vertreibung forderten, um ein Vielfaches übertroffen. Ich hatte mit den Jesuiten seit meiner Studentenzeit in Münster keinerlei Beziehungen mehr gehabt, wenn wir auch in Bonn in der nahegelegenen, von den Jesuiten erbauten Herz-Jesu-Kirche der heiligen Messe beizuwohnen pflegten. In der Beurteilung ihrer Wirksamkeit stand ich während der Konzilswirren zweifellos unter dem Einflusse meiner Umgebung, die in der Gesellschaft Jesu die Vertreter einer extremen, die ungemessene Steigerung der päpstlichen Autorität anstrebenden Richtung erblickte. Aber jene von blindem Hasse eingegebene Bewegung, welche sich nirgendwo auf sachliche Gründe stützte, sondern mit den oberflächlichsten Schlagworten operierte, empörte mich. Als mir der Protest gegen die geplante Austreibung zur Unterzeichnung vorgelegt wurde, gab ich meine Unterschrift.

Damit war der letzte und entscheidende Schritt getan. Nun zogen sich auch diejenigen meiner Freunde oder Bekannten von mir zurück, die den Streitigkeiten innerhalb der katholischen Kirche teilnahmslos gegenübergestanden hatten. Nissen war schon vor einiger Zeit einem Rufe nach Marburg gefolgt, die andern vermieden möglichst jedes Zusammentreffen und ließen es bei zufälliger Begegnung mit einem flüchtigen Gruße bewenden. Ja selbst Loersch, der doch im Begriffe stand, die oppositionelle Stellung aufzugeben, in die auch er hineingeraten war, sagte mir unumwunden, daß er mir die Unterzeichnung der Petition zugunsten der Jesuiten verübelt habe.

So ganz unbegreiflich war es freilich nicht, wenn der eine oder andere an mir irre wurde. Ich war jung und lebhaft und liebte die starken Ausdrücke, und es ist wohl möglich, daß ich in den vergangenen Monaten da und dort unbesonnene Äußerungen getan hatte, mit denen die jetzt von mir eingenommene Haltung nicht übereinstimmte. Aber auf den einen Verdacht konnte auch der am wenigsten wohlwollende Beobachter nicht kommen, daß die jetzt eingenommene Haltung ihren Grund in gesinnungsloser Streberei habe. Denn etwas Törichteres hätte ich ja gar nicht tun können, als mich in einen so ausgesprochenen Gegensatz nicht nur zu der an der Universität maßgebenden Gesinnung, sondern auch zu der von der preußischen Regierung eingeschlagenen Richtung zu versetzen. Die Münchener Freunde, obwohl sie in engem Anschlusse an die dortigen Führer der Bewegung sich völlig den Altkatholiken angeschlossen hatten, entzogen mir ihre

Freundschaft nicht. Druffel insbesondere hat es nie vergessen, daß er bei seiner Rückkehr aus dem Kriege die erste Nacht auf deutschem Boden in unserm Heim zugebracht hatte.

Für mein Leben in Bonn begann jetzt ein neuer Abschnitt, was durch den im Mai 1872 erfolgten Einzug in das eigene Haus auch äußerlich hervortrat. Eine tiefgreifende Scheidung der Geister war eingetreten. Die fortgesetzten Angriffe der liberalen und kirchenfeindlichen Presse sowie die rasch aufeinanderfolgenden kulturkämpferischen Maßregeln der Regierung führten dahin, daß sich die ihrer Kirche treugebliebenen Katholiken immer enger aneinander anschlossen. Ich hatte mit der katholischen Bevölkerung seit einiger Zeit eine gewisse Fühlung dadurch gewonnen, daß ich dem St. Vinzentius-Vereine als tätiges Mitglied beigetreten war. Die Konferenzen fanden wöchentlich unter dem Vorsitz des Oberpfarrers Neu in dem Kapitelsaale der Münsterkirche statt; die Mitglieder waren, abgesehen von einem kleinen Häuflein von Studenten, einfache Bürgersleute. Aber der eigentliche Gewinn dieser neuen Periode war das sich immer enger knüpfende Freundschaftsverhältnis mit Professor Simar. Aus dem früheren Reuschschen Kreise, dessen Mitglieder sich immer hartnäckiger in der einmal eingeschlagenen Richtung fortbewegten, waren wir beide übrig geblieben. Ganz natürlich, daß wir uns aneinander anschlossen. Aber der Anstoß mußte von mir ausgehen, denn Simar, so sehr wir uns später an seiner unbefangenen Fröhlichkeit erfreuen durften, war Fremden gegenüber zurückhaltend. Der Versuch gelang. Eine zaghaft vorgetragene Bitte, an einem bestimmten Tage das

Mittagsmahl mit uns zu teilen, wurde freundlich aufgenommen. Von da ab sahen wir uns immer häufiger, zuletzt fast täglich. Als treffliches Bindemittel erwies sich die Musik; Simar war musikalisch veranlagt und durchgebildet und spielte mehrere Instrumente. Durch ihn lernten wir einen in Bonn lebenden englischen Konvertiten kennen, Mr. Herbert, einen tüchtigen Violinspieler und eifrigen Verehrer der klassischen deutschen und der älteren italienischen Meister. Ein Cellist fand sich in der Person eines jungen Mainzers, Neffe des Domkapitulars Moufang, meine Frau spielte Klavier und Simar übernahm die Viola. Ich hörte mit Vergnügen zu. Leider sollte dem Quartett keine lange Dauer beschieden sein. Mr. Herbert war ein warmer Freund der Jesuiten; charakteristischerweise hatte ich ihn zuerst in der Herz-Jesu-Kirche gesehen, wo er mir durch seine ungewöhnliche Länge aufgefallen war. Als die Jesuiten vertrieben wurden, verließ er Bonn und Deutschland, da er in einem Lande nicht leben wolle, wo solche Ungerechtigkeit vorkomme. Versöhnlich meinte er aber beim Abschied: „Wir können uns wenigstens das Zeugnis geben, gute Musik gemacht zu haben."

Ein weiteres Bindemittel zwischen Simar und mir waren die Spaziergänge. Die Börse war aufgeflogen, statt dessen trafen wir beide uns jetzt regelmäßig um die Mittagsstunde in den Alleen des Hofgartens. Wir besprachen nicht nur die Ereignisse der damaligen bewegten Zeit, sondern auch sehr häufig theologische Fragen. Ich habe dabei viel gelernt, und Simar scherzte später gerne über meine gute dogmatische Schulung. Er hatte seit Dieringers Abgang zu seinen Vorlesungen über

Moraltheologie die über Dogmatik hinzugenommen, welche ihm noch näher lagen und ihm besondere Freude machten. Aus beiden Vorlesungen sind vortreffliche und ihrerzeit sehr geschätzte Lehrbücher hervorgegangen. Seine Wirksamkeit wurde auch nicht beeinträchtigt, als die Regierung zum amtlichen Nachfolger Dieringers den altkatholischen Professor Menzel von Braunsberg berief, denn den Theologen der Erzdiözese war natürlich der Besuch der von diesem angekündigten Vorlesungen verboten. Aber auch der Nachwuchs für den altkatholischen Klerus blieb aus und so hatte die Maßnahme keinen Erfolg. Nach den Statuten der Universität mußte für die Ernennung von Professoren der katholischen Theologie die Zustimmung des Erzbischofs eingeholt werden. Daß das in dem vorliegenden Falle nicht geschehen war, lag auf der Hand; man hätte ja nur eine abschlägige Antwort erhalten können. Wie man in Berlin um diese Schwierigkeit herumkam, habe ich erst viele Jahre später erfahren. Minister Falk hatte dem alten Kaiser vorgetragen, jene Bestimmung der Bonner Universitätsstatuten beruhe auf einer Kabinettsordre und könne daher auch durch eine solche wieder außer Kraft gesetzt werden. Damit wurde das Hindernis beseitigt.

Professor Hilgers starb noch im Laufe dieses Jahres unversöhnt mit der Kirche. Sein Tod bedeutete für die katholisch-theologische Fakultät keine Lücke, da Floß schon immer Kirchengeschichte gelesen hatte. Schlimmer war, daß Reusch und Langen, deren Vorlesungen die Studenten nicht besuchen konnten, von der Regierung in ihren Stellen belassen und keine Ersatzmänner beschafft wurden. Doch war ein älterer Privatdozent,

Dr. Kaulen, nach Kräften bemüht, statt ihrer exegetische Vorlesungen zu halten. Er war ein vielseitiger Gelehrter von streng kirchlicher Gesinnung, aber weder Simar noch ich standen zu ihm in einem näheren Verhältnisse, warum weiß ich nicht. So konnte der theologische Unterricht an der Universität immerhin fortgesetzt werden.

Um so trauriger sah es auf anderen Gebieten aus. Die Maigesetze des Jahres 1873 und die zu ihrer Ergänzung und Verschärfung erlassenen Gesetze des folgenden Jahres verfehlten völlig ihren Zweck. Geldstrafen, Pfändungen, Abführung ins Gefängnis, Verbannung, nichts war imstande, den entschlossenen Widerstand der Bischöfe, der treu zu ihnen haltenden Geistlichkeit und des mit ihr aufs innigste verbundenen katholischen Volks zu brechen. Aber die Folgen waren schwer genug: verwaiste Diözesen, die Bischöfe im Gefängnis oder im Auslande weilend, Gemeinden ohne Seelsorger, die bischöflichen Lehranstalten geschlossen, nach den Jesuiten auch die übrigen Orden aus ihrer dem katholischen Volke so wertvollen Tätigkeit herausgerissen, ihre Mitglieder vertrieben, die geistlichen Schulinspektoren ihrer Stellung enthoben, Messelesen und Sakramentespendung unter Strafen gestellt. Als durch das sogenannte Sperrgesetz die zur Unterhaltung des Klerus bestimmten Staatsmittel zurückbehalten wurden, gelang es, durch Opfergaben der Kirche oder rasch gebildeter Vereine das Fehlende aufzubringen, um die ihrer Kirche treugebliebenen Priester nicht darben zu lassen.

Im Sommer 1872 besuchte ich das belgische Seebad Blankenberghe. Auf der Reise dorthin wie auf dem Rück-

wege hielt ich mich in einigen hervorragenden belgischen Städten auf. In Antwerpen überraschte mich der vollkommen deutsche Charakter der Stadt. „Man hört hier kein französisches Wort," schrieb ich an meine Frau. An der Kathedrale hatte ich als gotischer Purist allerhand auszusetzen; aber als ich von meinem Zimmer den Turm in schönster Morgenbeleuchtung sah, machte sie mir doch „einen reichen und imponierenden Eindruck". Der packenden Gewalt der großen Rubensschen Bilder konnte ich mich natürlich nicht entziehen, aber ein rechtes Verständnis für den großen niederländischen Künstler gewann ich auch damals nicht. Blankenberghe fing zu jener Zeit erst an, mit Ostende zu wetteifern; die für die Fremden bereitstehenden Wohnungen waren ziemlich bescheiden, nur für reichliche Ernährung war dem Bedürfnisse der Badegäste entsprechend gesorgt. In dem gleichen Gasthofe mit mir war eine Familie aus Verviers abgestiegen, deren Töchter Institutsfreundinnen meiner Frau von Berlaymont her waren. So fehlte es gleich anfangs nicht an Verkehr. Dem herkömmlichen Treiben des Badelebens konnte ich dagegen keinen Geschmack abgewinnen. Im Kursaal lag als einziges deutsches Blatt die „Kölnische Zeitung" auf. Ich las sie unregelmäßig und mit großer Unlust. „Das erste, was mir darin in die Augen fiel," schrieb ich an meine Frau, „waren böswillige und einfältige Bemerkungen über Onkel Ludwig Biegeleben. Du glaubst gar nicht, wie mir sein Tod nahegeht, wie ich namentlich bei der Betrachtung der Kunstschätze in Antwerpen immer wieder an ihn denken mußte". Im gleichen Briefe erzähle ich von einer kirchlichen Feier: „Heute hatten

wir großes Fest; um 10 Uhr war das Hochamt, das mir trotz des Geräusches mit den Stühlen, dem dreimaligen Geldsammeln und den Allüren des Festsängers, der höchst wunderlich komponierte Glorias und Credos ganz opernmäßig vortrug, gut gefiel. Nachher war die Prozession, ganz anders wie bei uns, sehr französisch, äußerlich, wie unsere ‚Innerlichen' sagen würden, aber sie entzückte mich völlig. Da erschienen die drei göttlichen Tugenden, dargestellt von zahlreichen Gruppen junger Mädchen, in verschiedene Farben gekleidet und verschiedene Embleme tragend; da war ein ganz kleiner Jesusknabe, der ein Kreuz auf der Schulter nachschleppte, und ein anderer eben so kleiner Junge in einem roten Gewand, ein Buch und eine Feder in der Hand haltend; da wurden neben einer Büste des hl. Petrus, des Patrons der Fischer, bewimpelte Schiffchen hergetragen usw. Das Ganze gab, als der Zug bei glänzendem Sonnenschein sich durch die Straßen bewegte, ein wundervolles Bild."

Ganz begeistert war ich von Brügge, wohin ich von Blankenberghe einen Ausflug machte. Ein Brief vom 24. August berichtet darüber: „Brügge mit seinen Kunstschätzen hat mich ganz entzückt. Nur eins vermißte ich, daß Du nicht da warst, nicht mitgenießen konntest. Du hättest so viel mehr Verständnis für die prachtvollen Memlings gehabt, die Châsse de Sainte Ursule, die Vermählung der hl. Katharina, die Anbetung der Könige und wie die Herrlichkeiten alle heißen, als die guten Leutchen, die immer gleich fertig waren. Du hättest doch meinen Enthusiasmus verstanden und geteilt. Ich weiß nicht, lag es an mir, oder ist es wirk-

lich das Schönste, was ich bisher von Kunstwerken in Belgien gesehen habe. Sicher ist, daß mich nicht die Rubens und Quentin Massys in Antwerpen, nicht die van Eyks in Gent so gepackt haben wie heute die Bilder im Hospital S. Jean. Ich gehe jedenfalls noch einmal nach Brügge."

Am 30. August meldete ich meiner Frau, daß August Reichensperger, der schon lange erwartet war, angekommen, und ich von ihm bei der Begegnung auf der allgemeinen Promenade, dem großen, gegen die Flut aufgerichteten Damme, freundlich begrüßt worden sei. Nun hatte ich, was mir bis dahin abgegangen war, den Umgang mit einem geistig hochstehenden, gleichgesinnten Manne, dazu einem Führer in den Kämpfen der Gegenwart, zu welchem ich mit Verehrung und Zuversicht emporblicken konnte. „Es ist wirklich erfrischend, mit ihm zu verkehren," schrieb ich nach Hause, „denn trotz all der Widerlichkeiten der letzten Monate hält er noch immer den Kopf oben, selbst sein guter Humor hat ihn nicht verlassen. Was ihn dazu befähigt, scheint mir außer seinem unverwüstlichen Temperament namentlich sein Bestreben zu sein, den Blick immer auf das Große und Ganze zu richten... Da Reichensperger ein reges Interesse an allem Möglichen nimmt, so brauche ich mich auch nicht immer bloß empfangend zu verhalten, sondern kann ihm auch hie und da etwas berichten." Sein Humor und schlagfertiger Witz machten ihn bekanntlich im Parlament je nachdem beliebt oder gefürchtet. Als ich meine Verwunderung über die veränderte Haltung aussprach, welche die preußische Regierung und Bismarck den Katholiken gegenüber eingenommen hatten, und die Sprache auf die Aus-

treibung der Jesuiten brachte, welche eben damals eine so mächtige Aufregung hervorgerufen hatte, sagte er: „Was wollen Sie? Nachtigallen füttert man mit Ameiseneiern, Liberale mit Jesuiten."

Eine interessante Bekanntschaft, die ich durch ihn machte, war die des Herrn von Haulleville, von dem mir früher Leo Savigny erzählt hatte, und den ich nun auch fast täglich auf dem Spaziergange traf. Er war, wie mir jetzt Reichensperger berichtete, ursprünglich ein Mann der Wissenschaft gewesen; seine Arbeit über die Verfassung der Longobarden hatte ihm in jungen Jahren eine Professur an der Staatsuniversität in Gent eingetragen, aber bei einem Ministerwechsel, der damals, wie später in Belgien, einen völligen Systemwechsel bedeutete, verlor er sie wieder und fand sich mit seiner Familie auf die Straße gesetzt. Der energische Mann suchte sich nun ein anderes Feld der Betätigung und des Erwerbs, trat mit Lagrand Dumonceau in Paris in Verbindung, dem Erfinder des Schlagwortes von der Christianisierung des Kapitals, und beteiligte sich verschiedentlich an dessen Unternehmungen. Daß er dabei besonderes Glück gehabt hätte, glaube ich nicht. Auch von seinen Terrainspekulationen in Blankenberghe war ihm nur das kleine Haus übrig geblieben, das er mit seiner Familie bewohnte. Daneben war er eifriger Schriftsteller, schrieb Artikel in das Journal de Bruxelles, in die Revue générale, die er in Verbindung mit dem bekannten Politiker Charles Voust leitete, und Broschüren über belgische Verhältnisse. An den Ereignissen, die die deutschen Katholiken damals bewegten, nahm auch er lebhaften Anteil.

Auf der Rückreise traf ich mit meiner Frau in Brüssel zusammen, wo sie ihr geliebtes Berlaymont aufsuchte. Ende September waren wir wieder in Bonn. Um jene Zeit machte ich einen Besuch in Mainz und knüpfte zu den dortigen Herren die Beziehungen, welche während der Konzilswirren ins Stocken geraten waren, wieder an. Mit lebhaftem Interesse las ich Bischof Kettelers Programmschrift „Die Katholiken im Deutschen Reich" und besprach sie in einem längeren, für die Kölnische Volkszeitung bestimmten Artikel. Ich schickte ihn anonym ein, obwohl ich seit Jahren nicht mehr mit der Redaktion verkehrt hatte. Sie wußten dort zuerst nicht, was sie damit anfangen sollten, bis der arme Büscher, den der Verleger Bachem recht eigentlich von der Straße gerettet und dem er mit der Beschäftigung in der Redaktion auch eine Unterkunft in seinem Hause verschafft hatte, den Verfasser an der Handschrift erkannte. Der Artikel hatte mir Veranlassung gegeben, mich mit dem Bischof direkt in Verbindung zu setzen. In der Nationalzeitung war unter dem Aufgebote unglaublicher Schmähungen das Märchen von der Verbindung mit Lassalle aufgefrischt worden, insbesondere die Behauptung, daß dieser sich von dem Bischof habe taufen lassen. Nicht um mich von der Unwahrheit derselben zu überzeugen, sondern um im Besitze einer authentischen Erklärung zu sein, schrieb ich an Ketteler und erhielt umgehend die lakonische Antwort: „Ich habe Lassalle nie gesehen, nie gesprochen und also auch gewiß nicht getauft. An der ganzen Mitteilung in der Nationalzeitung ist kein Wort wahr."

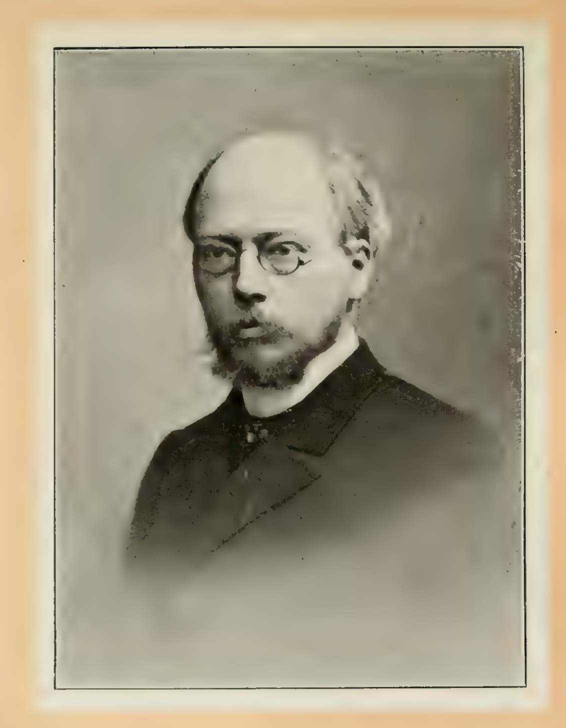
Der Bekanntenkreis in Bonn hatte dadurch eine Erweiterung erfahren, daß der alte Herr von Schröter, römischen Andenkens, plötzlich in Bonn aufgetaucht war. Die Einnahme Roms durch die Piemontesen hatte ihn aus seinem langjährigen Aufenthalt vertrieben. Den Vereinsamten und Heimatlosen hatte Herr von Böselager als Gast bei sich aufgenommen. Mit dem ganzen Eifer seiner Feuerseele nahm von Schröter an den Kämpfen der Gegenwart teil. Von ihm kam mir die Aufforderung, mich den deutschen Katholiken anzuschließen, die im kommenden Frühjahr nach Rom gehen sollten, um Pius IX. ihre Verehrung zu erweisen. In einer feierlichen Audienz sollte dem Papst eine Adresse überreicht werden. Der Plan wurde eifrig erwogen und auch mit den Verwandten in Darmstadt darüber beraten. Im Februar 1873 schrieb ich an meine Frau, die sich gerade dort aufhielt, „daß die Beteiligung an der Römerfahrt irgendwelchen schädlichen Einfluß auf mein späteres Fortkommen ausüben sollte, ist nicht anzunehmen. Bleibt die jetzige Richtung in den oberen Regionen, so ist doch nichts für mich zu hoffen; schlägt sie um, so wird es mir nicht schaden, wenn ich auch einmal in besonders feierlicher Weise dem Heiligen Vater meine Anhänglichkeit bezeugt habe. Diese selbst aber, die Teilnahme an der bevorstehenden Audienz, die man wohl eine historische wird nennen können, ist wohl wert, daß man ein Opfer seiner Bequemlichkeit, Annehmlichkeit usw. bringt. Wenn wir dazu kommen, den Papst bei dieser Gelegenheit sprechen zu können, so werden wir das sicherlich zeitlebens als ein eigentliches Glück und eine große Erinnerung ansehen."

Von Herrn von Schröter erfuhr ich, daß die Audienz am 7. März und die gemeinsame Abreise der Teilnehmer von München aus am 3. stattfinden sollte. Durch Zusatzstunden brachte ich mein Kolleg rechtzeitig zum Abschluß, alle Vorbereitungen waren getroffen; da, sozusagen in der letzten Minute, machte die Verschlimmerung in dem Gesundheitszustande meines Schwagers Engelbert den Plan zunichte. Schon seit Jahren hatte sein schweres Herzleiden einen tiefen Schatten auf das sonnige Eheglück meiner Schwester geworfen. In dem Briefwechsel mit meiner Mutter bildete die Sorge um ihn den bleibenden Mittelpunkt. Am 5. März starb er und nun war für uns an Reisen nicht zu denken, Schwester und Mutter durften wir jetzt nicht verlassen. Aber wie es zu gehen pflegt, bekannt war die Sache doch geworden, und der früher erwähnte gute Gerichtsrat Frey fragte besorgt bei meiner Mutter an, ob es wahr sei, daß ich mich einer nach Rom entsandten Deputation angeschlossen hätte.

Meine Frau riefen das Hauswesen, insbesondere die Pflegesöhne, bald nach Bonn zurück. Ich begleitete sie bis Mainz, um dort die Herren Heinrich und Haffner aufzusuchen. Der erstere mußte „um vier Uhr auf die Kanzel", so brachte ich einige Stunden bei Haffner zu. Wie ein Brief darüber berichtet, war es „behaglich und anregend; wir besprachen mancherlei Philosophisches und Praktisches, faßten den Plan, die katholische Universität ganz sans façon zu gründen . . . und waren sehr gute Freunde. Dann ging ich wieder zu Heinrich, wohin mir Haffner später nachzukommen versprach. Hier war denn wieder besonders viel von Franz Brentano

die Rede. Ich erfuhr zu meiner Freude, daß er beabsichtige, von Würzburg wegzugehen, und beide hielten wir es für ihn selbst für einen großen Gewinn, wenn er aus der zweideutigen Stellung herauskäme, abgesehen von der steigenden Verlegenheit des Bischofs und der fortwährenden Gefahr für die jungen Leute. Es handelt sich nur noch um die Wahl des Ortes... Tante Emilie hat Paris in Vorschlag gebracht, wo Franz durch F. in wissenschaftliche Kreise eingeführt werden könnte. Der Mainzer Bischof hat einen Brief drucken lassen mit Bezug auf die von Friedrich und Michelis in Konstanz gehaltenen Reden. Ich habe ihn aber nur bei Haffner liegen sehen. Außerdem soll er eine Entgegnung auf Bismarcks Herrenhausrede planen, die ihn in ihrer grundlosen Unwahrheit tief empört habe." Es war die bekannte Rede vom 10. März, in welcher Bismarck von dem uralten Gegensatz zwischen Priesterherrschaft und Königsherrschaft, zwischen Kalchas und Agamemnon sprach und von da den Ursprung des zur Zeit tobenden Kampfes herleiten wollte.

Enger und enger schlossen sich die Katholiken aneinander an. Auch die wissenschaftlichen Vorträge für gebildete Katholiken kamen damals auf. Die erste Aufforderung zur Beteiligung erging an mich von Aachen; in einer Reihe rheinischer Städte habe ich dann Vorträge gehalten, doch war die „Rolle eines wandernden Rhapsoden" nie recht nach meinem Geschmack. Immerhin gaben diese Vorträge Gelegenheit, freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und anzuknüpfen und interessante Bekanntschaften zu machen; so kam nach Bonn unter andern auswärtigen Rednern auch Reinhold





Der Verfasser

beim Eintritt ins politische Leben. — zu Beginn seiner Lehrtätigkeit in München.



Baumstark, der geistreiche Konvertit, dessen fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit auch nach seiner Konversion nicht immer die volle Zustimmung der katholischen Leserkreise fand.

Im Herbst 1873 war ich nochmals in Blankenberghe. August Reichensperger war diesmal nach Scheveningen gegangen, doch traf ich Herrn von Haulleville, mit dem ich auch jetzt wieder viel verkehrte. Gegen Ende meines Aufenthaltes erfreute mich Freund Simar durch einen Besuch, und ich brachte einen Tag gemeinsam mit ihm in dem geliebten Brügge zu. Mit Haulleville blieb ich auch später noch in Verbindung, brieflich und durch seine gelegentlichen Besuche in Deutschland. Auf seine Anregung schrieb ich für die Revue générale unter dem Titel ‚Les derniers efforts de la philosophie allemande‘ einen Aufsatz über die „Philosophie des Unbewußten". Derselbe fand seinen Beifall, und er hätte gerne weitere Beiträge von mir erhalten; besonders dringend verlangte er eine Untersuchung über die Nachwirkung der Hegelschen Staatsphilosophie in der preußischen Politik. Doch kam es dazu nicht. Einigermaßen überrascht wurde ich durch seine Anfrage, ob ich eine Professur an der Staatsuniversität in Gent annehmen würde. Ich wußte zu genau, daß er nicht in der Lage war, sie mir zu verschaffen, aber er schien doch einen Augenblick wenigstens die Sache ernst zu nehmen, da er hinzugefügt hatte: „Si oui, hâtez-vous de venir ici, afin que je vous présente au curateur de cette université, qui est mon ami, et qui est ici jusqu'au 1. sept." Da ich zögerte, schrieb er am 27. August: „il n'est pas nécessaire de venir, c'eut été utile, voilà tout. Il y a une place

vacante à Gand. Le roi peut nommer un étranger. Vous avez des chances de réussir. Dites-en un mot à Reichensperger, qui va venir ici, et qui possède ici beaucoup de relations utiles. Le curateur (ceci entre nous, n'en parlez à personne) m'a demandé des renseignements précis." Ob er wirklich Schritte zu meinen Gunsten unternommen hat, habe ich nie erfahren. Einen Erfolg hatten sie jedenfalls nicht.

In meiner Gelehrtentätigkeit war zu der Beschäftigung mit der mittelalterlichen Philosophie ein neues Interessengebiet hinzugekommen. Auf der im August 1872 in Leipzig abgehaltenen Naturforscherversammlung hatte Emil Du Bois-Reymond eine Rede über die Grenzen des Naturerkennens gehalten, die dann im Drucke erschienen war und großes Aufsehen machte. Dem vulgären Materialismus, welcher mit den aufgerafften Ergebnissen der exakten Forschung ein umfassendes Weltbild glaubte aufrichten zu können, rief er sein ignoramus et ignorabimus zu. Als die Aufgabe der Naturforschung bezeichnete er die Zurückführung der Veränderung in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen und als die beiden unüberschreitbaren Schranken die Unerkennbarkeit des Wesens von Materie und Kraft und die Unvergleichbarkeit der physischen Vorgänge mit den seelischen Erlebnissen. In einer eingehenden Besprechung, welche der Mainzer „Katholik“ 1873 brachte, unternahm ich den Nachweis, daß erstens, die aufgewiesenen Schranken unzutreffend festgestellt seien und daß zweitens, außer jenen für die empirische Forschung als solche noch andere Grenzen bestünden. Eine Fortsetzung fand diese Erörterung in einem zweiten Artikel, welchen die gleiche

Zeitschrift im Februarheft des folgenden Jahres brachte. In einem Rückblick auf die in Wiesbaden abgehaltene 46. Naturforscherversammlung beschäftigte ich mich hauptsächlich mit der Rede Virchows über die Naturwissenschaften in ihrer Bedeutung für die sittliche Erziehung der Menschheit. In dem gleichen Jahre mit der Du Boisschen Rede war das Buch von David Strauß „Der alte und der neue Glaube" erschienen. Als Ziel und Ende des menschlichen Erkennens wird darin bekanntlich der Materialismus hingestellt. Das war das Ergebnis, zu welchem den alten Hegelianer seine Philosophie hingeführt hatte. Auch dieses Buch, von welchem in rascheſter Folge Auflage um Auflage erschien, unterzog ich einer eingehenden Kritik. Unter dem Titel: „Der Kampf um den Glauben" erschien sie im Sommer 1873 in den historisch-politischen Blättern in drei aufeinander folgenden Artikeln. Es war nicht der erste Beitrag, den ich für die hochangesehene Münchener Zeitschrift lieferte. Im vergangenen Jahre hatte mich das seltsame Buch von Professor Zöllner über die Natur der Kometen lebhaft interessiert, nicht so sehr wegen seines fachwissenschaftlichen Inhalts als wegen der in der langen Vorrede enthaltenen Angriffe auf gewisse Gelehrtenkreise. Ich hatte einen Aufsatz darüber geschrieben, wußte aber nicht, wo ich ihn sollte drucken lassen und wandte mich deshalb an Professor Janssen in Frankfurt. Dieser riet zu den „Gelben Blättern" und fügte hinzu: „Es würde mich sehr freuen, wenn Sie durch Ihre Arbeit mit der bestredigierten Zeitschrift (Böhmers Worte) in Verbindung treten und diese Verbindung durch viele Aufsätze recht sichtbar

machen würden." Auch der Kreis meiner Vorlesungen hatte eine Erweiterung erfahren. Ich hatte begonnen, erkenntnistheoretische und metaphysische Fragen mithereinzuziehen. Aus allen diesen Arbeiten und Studien entstand die selbstständige Schrift „über die Grenzen der mechanischen Naturerklärung zur Widerlegung der materialistischen Weltansicht". Sie erschien mit der Widmung an Karl Lossen im Frühjahr 1875 und wurde in angesehenen Rezensionsorganen, insbesondere von Professor Pfleiderer in der Jenaer Literaturzeitung freundlich besprochen. Freude machte mir auch ein Brief von Lotze in Göttingen. Ich habe früher erzählt, wie sehr ich mich von den Schriften des geistreichen Philosophen angezogen fühlte, und hatte ihm jetzt die kleine Schrift zugesandt. „Dem breiten Strome des Materialismus," meinte er in seinem Antwortschreiben, „werden wir freilich nicht Halt gebieten, aber es ist immer ein Trost, zu sehen, daß man nicht allein steht mit der Sehnsucht, seinem Andringen zu entgehen. Ich wiederhole Ihnen meinen Dank dafür, daß Sie mir diesen Trost aufs neue gewähren."

Im Winter 1872 auf 1873 hatte sich ein junger Kölner Historiker, Dr. Hermann Cardauns, in Bonn habilitiert. Wir waren einander bisher nur flüchtig begegnet, das erste Mal in Würzburg bei dem lieben Domvikar Beckert; jetzt schlossen wir uns bei der Gleichheit der Gesinnung wie der äußeren Lage enge aneinander an. Cardauns hat davon in dem Buche „Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs" in seiner liebenswürdigen Weise geplaudert; leider dauerte das Zusammensein nicht lange. Ostern 1876 gab Cardauns die

Tätigkeit in Bonn auf, um in die Redaktion der „Kölnischen Volkszeitung" einzutreten, zu deren hoher Blüte seine vielseitige Bildung, seine geistige Beweglichkeit und seine gewandte Feder nicht wenig beigetragen haben. Daß aber der Wechsel der Lebensstellungen keine Änderung unserer Freundschaft bewirkt hat, kann ich auch meinerseits nur mit dankbarer Freude bestätigen.

Durch Cardauns war eine weitere freundschaftliche Beziehung angeknüpft worden, die mich gleichfalls durchs Leben begleiten und die in der nächsten Zeit bedeutungsvoll für mich werden sollte. Am Tage seiner Habilitation hatte er einige Verwandte und Freunde zu sich auf sein Zimmer geladen, um mit ihnen nach rheinischer Sitte eine Bowle zu trinken. Welcher Art sie war, erinnere ich mich nicht mehr; der Jahreszeit nach wird es wohl eine Ananasbowle gewesen sein. Ich traf dort unter andern den Rechtsanwalt Eduard Müller aus Koblenz, eine männlich schöne Erscheinung von gewinnender Liebenswürdigkeit. Er stand mitten im politischen Leben und war trotz seiner jungen Jahre schon damals der Führer der Koblenzer Katholiken. Ob wir uns schon bei dieser Gelegenheit näher miteinander befreundet haben, weiß ich nicht mehr; wenige Jahre später brachte uns die Politik aufs engste zusammen.

Der Kulturkampf war indessen seinen Weg weitergegangen. Es ist schwer, der heute lebenden Generation begreiflich zu machen, welches die Stimmung war, die uns damals erfüllte. Die Parlamente hallten wider von den schwersten, unbegründetsten Vorwürfen gegen den Papst, die

katholische Lehre, gegen die ihrer Kirche treu anhängenden Gläubigen. In der liberalen Presse fanden diese Vorwürfe ein tausendfältiges Echo. Nachdem die das Recht der katholischen Kirche verbürgenden Artikel der preußischen Verfassung beseitigt waren, schien für jede Bedrückung und Einschränkung Tür und Tor geöffnet. An die kirchenfeindlichen Gesetze reihten sich mehr oder minder unfreundliche Maßregeln der Behörden. Woran wir uns aufrichteten in jener schweren Zeit, das war die geschlossene Haltung der katholischen Bevölkerung, das waren die mutvollen Reden unserer parlamentarischen Vertreter. Da kam in der Pfingstwoche 1874 die Trauerkunde von dem unerwarteten Tode Mallinckrodts. Er war recht eigentlich für uns der Bannerträger im Streite gewesen. Sein Tod wurde auch von solchen, die ihn nie gekannt, nie gesehen hatten, als persönlicher Verlust empfunden. Meine Frau brach bei der Nachricht in Tränen aus. Vielerorts versammelte sich die katholische Bevölkerung in den Kirchen, um dankerfüllt für die Seelenruhe des verstorbenen Vorkämpfers zu beten. Was uns bei Mallinckrodts Reden am meisten begeisterte — ich habe mich darüber schon einmal anderswo ausgesprochen —, was die Gegner zu heller Wut trieb, das war die wunderbare Ruhe und Sicherheit der religiösen Überzeugung, um die ihn gar mancher beneiden mochte, der sein Glaubensflämmchen durch die Wasser ungläubiger Systeme und kirchenfeindlicher Literatur hatte hindurchretten müssen. Da war nichts Halbes, nichts Angekränkeltes, kein Wenn und Aber, kein Vorbehalt, sondern jederzeit das volle Bekenntnis zu dem als allein wahr erkannten kirchlichen Standpunkt. Als im Jahre 1872 Virchow im preußischen

Abgeordnetenhause die Haltung der deutschen Bischöfe in der Unfehlbarkeitsfrage einer abschätzigen Kritik unterzog, trat ihm Mallinckrodt in einer Weise entgegen, deren ganze Bedeutung nur die zu ermessen vermögen, welche die Wirren der siebziger Jahre mit durchlebt haben. Was das „zu Kreuze kriechen" angeht, sagte er u. a.: „Das, was der Herr Abgeordnete Virchow so qualifiziert, ist in meinen Augen, wenn es nicht ganz natürlich und selbstverständlich wäre, allen Ruhmes wert; denn es ist wieder ein Fundamentalsatz des Katholizismus, der sich Ihrem Verständnis verschließt, daß die Kirche die Trägerin der Wahrheit ist, und wenn die Kirche in ihren berechtigten Organen gesprochen hat, dann ist dies die Wahrheit nach der katholischen Auffassung. Ja, meine Herren, lernen Sie nur erst das Abc der Dinge!"

Der Anfang des nächsten Jahres brachte ein Ereignis, das zunächst in der Bonner Bevölkerung, aber auch weit darüber hinaus große Aufregung hervorrief. Seit Jahren stand dort Leopold Kaufmann als Oberbürgermeister an der Spitze der Stadtverwaltung; als seine Amtsperiode ablief, wurde er einstimmig wiedergewählt. Aber das entsprach nicht den Wünschen der preußischen Staatsregierung. Zwar war Kaufmann parteipolitisch nie hervorgetreten, aber er war gläubiger Katholik und ließ auch seine Kinder im katholischen Geiste erziehen. Er wurde nach Köln gerufen und im dortigen Regierungsgebäude einem peinlichen Verhör unterworfen. Als er die Frage, ob er seinen eigenen Pfarrer bei „staatsfeindlichem Verhalten aus dem Schulvorstand entlassen werde", dahin beantwortet hatte, als Beamter sei er verpflichtet, die staatlichen Gesetze auszuführen, wurde weiter

gefragt, ob er dies auch gern tun werde. Dies verneinte Kaufmann loyalerweise. Die Folge war, daß ihm die Bestätigung versagt und er aus einer Stellung verdrängt wurde, die er vierundzwanzig Jahre hindurch in Ehren ausgefüllt hatte.

Auch für mich sollte dieses Jahr ereignisvoll werden. Nach den Statuten der Bonner Universität konnte ein Privatdozent nach einer Lehrtätigkeit von sechs Semestern bei seiner Fakultät die Bitte stellen, ihn bei dem Ministerium für die Beförderung zum außerordentlichen Professor vorzuschlagen. Ich konnte bereits auf vierzehn Semester zurückblicken, hatte aber meinerseits keinerlei Neigung, einen solchen Schritt zu tun. Allein Simar drang in mich, ich sei das mir und der katholischen Sache schuldig, ich müsse die Fakultät vor eine Entscheidung stellen. So entschloß ich mich denn, machte eine Eingabe, legte meine beiden selbständigen Schriften samt den in meinen Händen befindlichen Rezensionen dazu und übersandte sie dem Dekan der philosophischen Fakultät. Das war damals der angesehene klassische Philologe Professor Usener. Monate vergingen, ohne daß ich etwas hörte. Eines Tages traf ich zufällig auf der Straße mit einem Mitglied der Fakultät zusammen, seines Faches Mineraloge, den ich bis dahin nur ganz flüchtig gekannt hatte. „Sie haben Ihre neueste Schrift Karl Lossen gewidmet," redete er mich an, „der wird bei uns sehr geschätzt." Dann fügte er hinzu: „Es tut mir leid, Herr Kollege, daß Ihre eigene Sache so wenig günstig steht." Auf meine Bemerkung, daß mir selbst hierüber nichts bekannt sei, da ich eine Antwort von der Fakultät bis jetzt

nicht erhalten hätte, sagte er: „Eine solche können Sie in ihrem Falle gar nicht wünschen.“ Üblich sei eine solche nur, wenn sie zugleich den zustimmenden Beschluß des Ministers bringen könne. Er war jetzt ins Sprechen gekommen und erzählte von eingehenden Verhandlungen in der Fakultät, welche insbesondere dadurch veranlaßt worden seien, daß nicht nur Professor Jürgen Bona Meyer, sondern auch überraschenderweise sein Antipode, Professor Neuhäuser, als mein Gegner aufgetreten sei. Schließlich gab er mir den Rat, den Dekan aufzusuchen und mich mit ihm zu besprechen. Der Gang fiel mir schwer; mit meiner Schüchternheit hatte ich von jeher zu kämpfen, und hier mußte ich mich auf eine unangenehme Auseinandersetzung, vielleicht schon auf einen unfreundlichen Empfang gefaßt machen. Ich weiß mich noch genau der Empfindungen zu erinnern, die mich erfüllten, als ich die Poppelsdorfer Allee hinunterging, an welcher Professor Usener in nächster Nachbarschaft von Freund Loersch wohnte. Nur ein Erlebnis aus der letzten Zeit ermutigte mich; von dem Innsbrucker Historiker Fr. K. Stumpf, dem Gatten meiner Cousine Marie Brentano, hatte ich erfahren, daß die dortige Fakultät einen Vertreter der alten Philosophie suche, sich deshalb an Geh. Rat Bonitz in Berlin um Auskunft gewendet und dieser Siebeck in Gießen und mich genannt habe, mich allerdings mit dem Zusatze: „Der letztere soll ultramontan sein.“

Professor Usener schien nicht überrascht zu sein von meinem Besuche. Nach den ersten einleitenden Worten sagte er: „Sie können sich ja denken, daß für die Entscheidung der Fakultät nicht wissenschaftliche Erwägungen allein

bestimmend sein werden." Ich bemerkte darauf, daß ich mir bezüglich der Beurteilung meiner wissenschaftlichen Leistungen keine Sorge machte, nachdem mir kürzlich ein Urteil von Bonitz bekannt geworden sei. Der Schuß traf, wie ich sofort bemerkte, und von da ab schwand auch meine vorige Befangenheit. Natürlich hatte ich nur daran gedacht, daß mich Bonitz als geeigneten Kandidaten für die Innsbrucker Professur genannt hatte, nicht an die beigefügte Bemerkung. Auf meine Frage, welche andere Erwägungen denn maßgebend seien, wußte er zunächst keine rechte Antwort zu geben und sprach von verschiedenen Äußerungen, die er im Kreise meiner Bekannten über mich gehört hätte. Rasch erwiderte ich, daß ich natürlich nicht wissen könne, was alles über mich gesprochen werde; wohl aber wisse ich, daß er sich auf etwaige Angaben von Professor Loersch würde verlassen können. Allerdings hätte ich gehört, fuhr ich fort, indem ich nun meinerseits den Faden aufnahm, daß man mir mancherorts die Beteiligung an Agitationen vorwerfe. Damit hatte ich ihm offenbar das Wort aus dem Munde genommen. Er nickte zustimmend, ich aber fuhr weiter, ich sei diesem Vorwurfe nachgegangen und hätte als einzige Grundlage dafür eine Papstrede gefunden, die ich seinerzeit auf einem Studentenkommers gehalten hätte. Nicht um irgendwie meine Gesinnung zu verdunkeln, sondern nur zur Feststellung des Tatbestandes müsse ich bemerken, daß die Rede zu einer Zeit gehalten worden sei, wo man in ihr noch keinerlei politische Demonstration habe sehen können. Jene studentische Feier habe vor Ausbruch des kirchenpolitischen Kampfes und vor der Ankündigung desselben durch die Kreuz-

zeitung und die Provinzialkorrespondenz stattgefunden, und ich verstünde darum nicht, wie man mir daraus jetzt, vier Jahre später, einen Vorwurf machen könne. Ob und was noch weiter gesprochen wurde, weiß ich nicht mehr, wohl aber erinnere ich mich, daß der Dekan, den die Unterredung mehr angegriffen zu haben schien wie mich, da ich die Türe zu schließen im Begriffe war, erschöpft auf sein Sofa sank. Wieder hörte ich längere Zeit nichts. Eines Abends, da wir, ich glaube von den alten Walters, nach Hause kamen, fand ich auf meinem Zimmer, ohne Kuvert, ohne Adresse, nur in ein zerknülltes Zeitungspapier eingeschlagen, einen zusammengefalteten Bogen, auf dem mit der Unterschrift des Dekans zu lesen war: die philosophische Fakultät habe die Frage meiner Beförderung eingehender Erwägung unterzogen und in ihrer heutigen Sitzung (2. Juli) den Beschluß gefaßt, mein Gesuch nicht zu befürworten und demgemäß von einem Bericht an das Ministerium abzusehen. Nun hatte ichs schwarz auf weiß, und ebendies war das Neue, wie ich dann erfuhr, bisher nicht Vorgekommene. Die Praxis war bis dahin gewesen, ein solches Gesuch entweder unter Befürwortung der Fakultät ans Ministerium zu leiten oder es zwar dorthin abgehen zu lassen, aber mit dem Beifügen, der Gesuchsteller möge an einer anderen Universität zum Extraordinarius befördert werden. Eine direkte Ablehnung, wie in dem vorliegenden Falle, war noch niemals erfolgt. Ich habe diese Angaben nicht kontrollieren können, aber sie wurden mir von glaubhafter Seite gemacht. So war jetzt jede Aussicht auf Beförderung geschwunden. Nach dem mir gewordenen Bescheid würde auch keine andere Universität sich zu einer

Berufung entschlossen haben. August Reichensperger, dem ich später von dem Vorfalle erzählte, meinte, das müsse ich aufschreiben und für spätere Zeiten bewahren, solche Einzelerlebnisse illustrierten besser als alle parlamentarischen Verhandlungen den Geist der herrschenden Kreise und die Lage der Katholiken.

Um die gleiche Zeit, da sich die äußeren Verhältnisse für mich so ungünstig gestaltet hatten, ward mir in der Familie ein Glück zuteil. Nach sechsjähriger Ehe wurde uns im Juli eine Tochter geboren. An dieser Stelle darf ich wohl ein Wort des Dankes einflechten an meine Frau, die mir in all den Kämpfen und Wirren so treu und tapfer zur Seite gestanden hat. Für alle erlittene Unbill war uns jetzt in dem Gottesgeschenk die schönste Entschädigung geworden. Die ganze Familie nahm an unserer Freude teil. Wie früher die Sorge um die Gesundheit meines Schwagers, so bildete jetzt das liebevolle Interesse für die Kleine einen der Hauptpunkte in der Korrespondenz mit meiner Mutter, nach welcher das Kind den Namen Antonia erhalten hatte. Die Kleine war sehr zart, die körperliche Entwicklung schritt zu Anfang nur langsam voran und brachte manche sorgenvolle Stunde. Allmählich aber stellten sich die Kräfte ein, und sie wuchs frisch und fröhlich heran. Damals richtete ich die folgenden Verse an sie, die sie freilich weder lesen noch verstehen konnte:

Komm her, laß mich die Hände legen
Still auf dein blondes Lockenhaar.
Vollendest du mit Gottes Segen
Doch heute schon dein drittes Jahr!

Wie warst du zart, du kleine Pflanze,
Die endlich uns der Herr beschert,
Wie Blütenschmuck im Frühlingskranze,
Den eine rauhe Nacht versehrt!

Du Kind der Sehnsucht und der Sorgen,
Wie hab' ich oft um dich gebebt,
In Seelenpein zum lichten Morgen
Die lange, lange Nacht durchlebt!

Doch sah ich auch die Wurzeln saugen
Sich fest und fester in den Grund,
Gott Dank, heut strahlen deine Augen,
Heut jubelt laut dein roter Mund.

So komm, laß mich die Hände legen
Still auf dein blondes Lockenhaar
Und beten, daß ein reicher Segen
Dich führ' und schirme Jahr für Jahr!

Dreißig Jahre lang war sie die Freude und der Sonnenschein unseres Lebens, dann hat Gott das schwerste Opfer von uns verlangt; am 7 Dezember 1906 haben wir sie ihm zurückgeben müssen.

Noch ein anderes für mich wichtiges Ereignis fällt in den Sommer 1875. Seitdem ich mit gespanntester Aufmerksamkeit den Verhandlungen der Parlamente folgte und mich die gemeinsamen Sorgen und Beschwerden immer enger mit den ihrer Kirche treu anhängenden Katholiken zusammengeführt hatten, war der Gedanke wiederholt in mir aufgetaucht,

mich auch selbst an den Kämpfen zu beteiligen. Am 11. Februar des Jahres war Karl Savigny gestorben, den der Wahlkreis Koblenz-St. Goar in den Reichstag entsandt hatte, wo er zum Mißbehagen Bismarcks Vorsitzender der neu gegründeten Zentrumsfraktion geworden war. Als die Frage nach einem Kandidaten für die Nachwahl besprochen wurde, machte Reichensperger auf mich aufmerksam, und der früher erwähnte Rechtsanwalt Müller in Koblenz fragte bei mir an, ob ich geneigt sei, anzunehmen. Ohne Zögern sagte ich zu. Auf den neunten August war die Wahl festgesetzt; im Juli kam der Kultusminister bei seinem „Falkenflug“ an den Rhein. In der Aula wurden ihm die sämtlichen Universitätslehrer vorgestellt, ich stand unter den Privatdozenten als letzter in der Reihe; der Minister ging, nachdem ihm mein Name genannt worden war, an mir vorüber, ohne mich anzureden. Am Nachmittage veranstaltete die Universität ihm zu Ehren ein Essen in Godesberg; daß ich nicht teilnahm, war selbstverständlich; zu meinem Vergnügen aber erschien Loersch bei mir, mich zu einem Spaziergange abzuholen; er wollte mir zeigen, daß auch er von der Huldigung ferngeblieben war.

Am 5. August brachte die „Koblenzer Volkszeitung“ einen Aufruf an die Wähler, den ich als interessantes Zeitdokument hier folgen lasse:

Mitbürger! Der bewährte Führer des Zentrums und unser langjähriger Vertreter im deutschen Reichstage, der Wirkliche Geheimrat von Savigny ist durch einen allzu frühen Tod seinem treuen Wirken für die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit entrissen worden. Am 9. August sind

wir berufen, durch Wahl eines neuen Abgeordneten seine Stelle auszufüllen. Mitbürger! Klarer denn je ist unsere Pflicht bei dieser Wahl uns vorgezeichnet; die Ereignisse und Maßregeln der letzten Jahre haben lauter und beredter als Worte es vermögen, den Liberalismus entlarvt und gerichtet.

Die Kirche in ihren heiligsten Rechten und Freiheiten tief gekränkt, glaubensstarke Bischöfe, seeleneifrige Priester, fromme, einzig dem Dienste Gottes lebende Ordensleute abgesetzt, eingesperrt, ihrer Existenzmittel verlustig, interniert, externiert, des Landes verwiesen; ganze Diözesen und Pfarreien ihrer Hirten beraubt, die religiöse Erziehung der Jugend gefährdet und erschwert; die Engel der christlichen Liebe unter Staatsaufsicht gestellt, die Armen und Kranken mit dem Verluste der treuesten, aufopferndsten Pflege bedroht; die Verfassung durchlöchert, das ganze Land durch konfessionellen Hader zerrissen, ein Drittel deutscher Staatsbürger als Reichsfeinde in die Acht erklärt; die wirtschaftliche Lage des Reiches durch Gründungsschwindel und allgemeines Mißtrauen zerrüttet, alle Grundsätze des Rechtes und der Freiheit in Frage gestellt und die festesten Grundlagen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung erschüttert — das sind die Taten und Werke des Liberalismus, das die Früchte seiner Herrschaft, das die all seine klingenden Phrasen niederschmetternden Folgen des unseligen Kampfes, den er über Deutschland heraufbeschworen hat. Groß und gewaltig nur im Niederreißen dessen, was jahrzehntelang das Heil und der Stolz des Vaterlandes gewesen, hat er sich unfähig erwiesen zu irgend einer segensreichen und lebensfähigen Schöpfung.

Treu geblieben ihrem Worte und bewährt durch die Tat ist dagegen nur die Partei des Zentrums. Unter der Führung charakterfester und wahrhaft politischer Männer hat sie ungebrochenen Mutes in heißen parlamentarischen Kämpfen das Banner hochgehalten, auf dem der Wahlspruch leuchtet: Für Wahrheit, Freiheit und Recht! Nie hat sich ihre, wenn auch kleine, Schar vor der Macht des Erfolges gebeugt, stets hat sie unerschrocken Zeugnis abgelegt für die Wahrheit, stets ist sie mannhaft eingetreten für Recht und Freiheit auf allen Gebieten. Nur die Männer des Zentrums sind unseres Vertrauens würdig, nur demjenigen dürfen und müssen wir unsere Stimme geben, der in ihre Reihe einzutreten und mit ihnen zu streiten entschlossen ist.

Mitbürger! Die Zeit ist ernst und ernst die Lage des Vaterlandes. Darum ist es auch heute eine doppelt heilige Pflicht, von unserem Rechte als Staatsbürger Gebrauch zu machen. Wir alle müssen wählen, wir alle müssen Zeugnis geben für die Wahrheit und Protest erheben gegen das herrschende System. Dieses Zeugnis muß ein vieltausendstimmiges und dieser Protest ein durch die glänzende Majorität der Stimmen überwältigender sein, damit niemand sich über die Stimmung des katholischen Volkes am Rhein einer Täuschung hingebe. Eine solche Wahl ist auch eine Ehrenschuld und Dankespflicht gegen unseren bisherigen leider zu früh verewigten Vertreter. Fehle deshalb niemand bei der Wahlurne und vereinigen wir alle unsere Stimmen auf den Kandidaten des Zentrums, auf Savignys gleichgesinnten Verwandten, Dr. Freiherrn von Hertling in Bonn. —

Am darauffolgenden Sonntag, dem Vorabende der Wahl, fand eine öffentliche Versammlung im Görresbau zu Koblenz statt, in der ich mich den Wählern vorstellen sollte. Ich war im Müllerschen Hause abgestiegen und habe damals zuerst die Familie meines Freundes kennen gelernt, die überaus sympathische, feinsinnige, aber schwerleidende Frau und die fröhlich heranwachsende Kinderschar, zwei Knaben und drei Mädchen. Auch traf ich dort den trefflichen alten Dr. Duhr, von dem mir seiner Zeit der Studiosus Maur erzählt hatte. Im Görresbau hatte sich unter den auswärtigen Gästen auch Christoph Joseph Cremer eingefunden. Er war eine jener problematischen Naturen, wie sie die Zeit politischer Wirren hervorzubringen pflegt. An Talent fehlte es ihm nicht, noch augenfälliger aber war die Zuversichtlichkeit seines Auftretens. Von Beruf Journalist war er vorübergehend in der Redaktion der „Germania" beschäftigt, vorübergehend auch, soviel ich mich erinnere, Mitglied des Abgeordnetenhauses. Während des Aufstandes der Karlisten, zu Anfang der siebziger Jahre, hatte er mit Eifer die Sache derselben publizistisch vertreten, war auch selbst nach Spanien gereist, was ihm ein etwas abenteuerliches Gepräge verliehen hatte. „Worüber wollen Sie sprechen," fragte er mich. Auf meine Antwort, daß ich das Programm der Zentrumspartei entwickeln wolle, meinte er überlegen: „Wissen Sie denn von einem solchen?" Ich lasse die Rede, die ich damals gehalten habe, in dem von der „Koblenzer Volkszeitung" (Nr. 178, 8. August) gebrachten Wortlaut folgen:

„Verehrte Versammlung! Als ein völlig Unbekannter und

als ein Neuling im politischen Leben trete ich vor Sie hin, aber zwei Gedanken sind es, die mir hierbei Mut und Vertrauen geben. Einmal, daß das Interesse, das Sie hier versammelt hat, nicht der Person, sondern der Sache gilt, daß Sie nicht die Person mit ihrer schwachen, immer gebrechlichen Kraft kritisch abwägen, sondern einzig und allein volle, unbedingte, begeisterte Hingabe an die Sache verlangen. Sodann aber, daß der Weg, den in der Gegenwart der deutsche Katholik zu gehen hat, nicht erst ausfindig gemacht, und die Führer, denen er sich anschließen will, nicht erst gefunden werden müssen. Die Führer sind da, und das Programm ist gegeben; es sind die Männer des Zentrums, es ist das von ihnen vertretene Programm.

Wenn wir von den Führern reden, so ruft freilich die Veranlassung der heutigen Versammlung eine traurige Erinnerung wach. Der hiesige Wahlkreis beklagt den Verlust seines Vertreters, des Wirklichen Geheimen Rats von Savigny. Derselbe gehörte, wie Sie alle wissen, zu den ersten Begründern der Zentrumsfraktion im Reichstage, zu den Unterzeichnern ihres Aufrufs. Indem sich Herr von Savigny mit den andern Männern damals an die Spitze stellte, lieferte er den Beweis, daß er zu den Ersten gehörte, die die Zeichen der Zeit zu deuten wußten, die sich nicht täuschen ließen durch den Schein des Friedens, sondern den nahenden Sturm heranziehen sahen und sich darum rechtzeitig zur Abwehr rüsteten. Er lieferte zugleich den Beweis, daß unter den Ersten er die Aufgabe, welche die Zeit stellte, erkannte und zu übernehmen bereit war, die Aufgabe, einzutreten in den

Kampf und sich durch keine Rücksichten und Beziehungen, welcher Art auch immer sie sein mochten, von der Erfüllung dieser Pflicht abhalten zu lassen.

Und nun unser Programm. Wir fassen es gerne zusammen in dem Wahlspruch: Für Wahrheit, Freiheit und Recht! Und wir können es, denn diese Worte sind für uns keine bloßen Formeln, die der Parteigeist beliebig mit irgendwelchem Inhalte erfüllt, keine bloßen Namen, die der eine so, der andere anders deutet, sie haben für uns vielmehr einen klaren und verständlichen Sinn, einen festen, unvertauschbaren Inhalt, und sie haben ihn darum, weil sie für uns im Zusammenhange stehen mit der grundlegenden Überzeugung, die uns alle im tiefsten Innern verbindet. Denn wo wir von Wahrheit, Freiheit und Recht sprechen, da meinen wir Wahrheit, Freiheit und Recht so, wie sie sich darstellen im Lichte des Christentums. Darum bedeutet für uns die Wahrheit nicht das, was in wechselndem Belieben die Stimmen der Zeit dafür ausgeben, nicht das stets zurückweichende Ziel des forschenden und irrenden Menschengeistes, sondern die Wahrheit ist uns da, wo es sich handelt um die tiefsten Fragen des menschlichen Herzens und die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, ein Gegebenes, ein von Gott selbst dem Menschen in seiner Offenbarung Mitgeteiltes und in der mit unfehlbarer Autorität ausgerüsteten Kirche Hinterlegtes. Und dann die Freiheit! Wie hat man diesen Namen mißbraucht, wie haben Knechtsinn und Tyrannei gewetteifert, das heilige Gut der Menschheit, das er verkündet, zu schänden und zu vernichten! Uns bedeutet Freiheit

nicht Zuchtlosigkeit, nicht Loslösung von den ewigen Normen des Sittengesetzes, nicht das Recht, den Irrtum der Wahrheit, das Böse dem Guten vorzuziehen, nicht das Recht, sich aufzulehnen gegen Gott. Nein, nur darum lieben wir die Freiheit und lieben wir sie mit der ganzen Glut unseres Herzens, weil wir in ihr die Hüterin der höchsten Würde des Menschen erkennen, weil wir sie ableiten aus seinen ewigen, gottgewollten Zielen! Wir wissen, daß erst das Christentum den Begriff der wahren Freiheit in die Welt brachte und den Menschen den längst vergessenen Adel ihrer Natur wieder in die Erinnerung rief, indem es die Stirn des armen, verachteten Sklaven aufleuchten ließ im Glanze der gemeinsamen Herkunft aus Gottes Hand und der gemeinsamen Erlösung durch des Gottmenschen Blut. Wir wissen, daß darum die Kirche, indem sie jederzeit für die ewige Bestimmung der Menschen warnend, mahnend und kämpfend eintrat, zu gleicher Zeit den Kampf kämpfte für die menschliche Freiheit gegen jede Vergewaltigung, gegen den Absolutismus auf dem Thron, gegen die Tyrannei revolutionärer Tribunale, gegen die Ausbeutung einer Gesellschaftsklasse durch die andere. Und auch vom Rechte endlich haben wir einen viel zu hohen Begriff, als daß es uns mit bloßer Menschensatzung, mit dem Willen zufälliger Majoritäten gegeben sei. Wir halten fest daran, daß den menschlichen Gesetzen nur dann und soweit eine die Gewissen bindende Kraft zukommt, daß sie nur dann auf dem Boden des Rechtes erwachsen sind, wenn und wie weit sie mittelbar und unmittelbar im Zusammenhange stehen mit den ewigen Gesetzen Gottes.

Die einzelnen Aufgaben, welche das politische Leben aufwirft, sind mannigfache und wechselnde, sie wechseln mit den Fortschritten oder Rückschritten dieses Lebens, mit der Entwicklung des wirtschaftlichen und sozialen und überhaupt des gesamten Lebens der Völker. . . Aber wie immer diese Aufgabe sich im einzelnen gestalten möge, jene drei Worte sprechen die Prinzipien aus, von denen her ihre Lösung versucht werden muß. Es kann daher auch nicht meine Absicht sein, das Programm der Zentrumspartei noch weiter ins einzelne durchzuführen. Dagegen gestatten Sie mir einen Punkt in aller Kürze zu berühren.

Es ist zu Anfang des kirchenpolitischen Kampfes vonseiten unserer Gegner nicht selten der Einwand erhoben worden, wir seien nicht berechtigt, und es sei ein großer Fehler gewesen, daß wir unsere Parteibildung auf der Basis religiöser, kirchlicher Prinzipien vorgenommen hätten. Dieser Einwand mußte nun freilich verstummen, seitdem unsere Parlamente sich in Kirchenversammlungen verwandelt haben, und, wie wir noch tagtäglich sehen müssen, große und kleine Blätter, freilich mit mehr Eifer und Beharrlichkeit als Geschick und Kenntnis, theologische Fragen zu behandeln pflegen. Dagegen ist namentlich in letzter Zeit in den Reihen unserer Freunde und Gesinnungsgenossen wiederholt der Zweifel laut geworden, ob wir gut täten, uns noch weiter in der bisherigen Weise am politischen Leben durch Wahl und Parlamentsbeschickung zu beteiligen. Und zwar sind es zwei verschiedene Gruppen unter unsern Freunden, die uns zur Enthaltung hiervon bestimmen möchten. Die einen sind die

prinzipiellen Gegner der parlamentarischen Form, in der sie nur eine Ausgeburt der Revolution erblicken, und sie bestreiten, daß den Völkern aus dem Parlamentarismus Heil erwachsen könne. Die andern gehen weniger prinzipiell zu Werke, aber sie weisen hin auf die faktischen Verhältnisse. Sie erinnern uns daran, daß wir Katholiken im Deutschen Reiche eben doch immer in der Minderheit sind, und unsere Minderheit drum auch stets von der Mehrheit überstimmt werden müsse, und darum eine längere Fortsetzung dieses Kampfes von unserer Seite schlechterdings keinen Erfolg versprechen könne. Beide kommen sie somit darin überein, daß sie uns auffordern, die Hände in den Schoß zu legen, alles dem lieben Gott zu überlassen und auf irgendwelche wunderbare, von Gott gesandte Schickung zu hoffen. So kann denn auch meine Entgegnung sich an beide zusammen wenden.

Ich sage also, die Meinung derer, die uns auffordern, uns nicht weiter an der parlamentarischen Debatte zu beteiligen, ist eine irrige und törichte. Und zwar erstens darum, weil diese Beteiligung das einzige uns zu Gebote stehende wirksame Mittel ist, an dem großen Kampfe der Gegenwart teilzunehmen. Wirksam zunächst schon, wenn wir an den Wert für die eigene Partei denken. Blicken wir zurück und vergleichen wir die Gegenwart mit der Zeit vor fünf Jahren, vor Ausbruch des kirchenpolitischen Kampfes! Gewiß, es war schon damals viel Gutes vorhanden, wir hatten denselben Episkopat, denselben Klerus, der uns jetzt so glänzend voranleuchtet. Aber wieviel haben wir seitdem und gerade durch den Kampf dazu gewonnen, wie sind Einig-

keit und Klarheit in unserm Lager gewachsen, wie hat das Verständnis, wie hat das Interesse für unsere Sache zugenommen! Und diese hohen Güter sollten wir nun dadurch wieder in Frage stellen, daß wir uns aus dem Kampfe zurückziehen? Dann, meine Herren, könnte es uns ergehen, wie jenen erobernden Herrschern, von denen die Geschichte erzählt, die einig und siegeskräftig waren, solange sie Krieg führten, aber im Frieden auseinander fielen und verweichlichten. Sodann aber möchte ich an diejenigen, die auf irgendeine Wendung der Ereignisse hoffen, die Frage richten, wie sie sich denn diese Wendung vorstellen, und worin sie bestehen soll? Gewiß doch nur darin, daß endlich unsere Gegner sich überzeugen von der Gerechtigkeit unserer Sache und der Billigkeit unserer Ansprüche. Wie anders aber könnte diese Wendung herbeigeführt werden als dadurch, daß wir fortwährend mit aller Entschiedenheit für unsere Sache eintreten, daß wir laut und deutlich unsere Prinzipien bekennen, und daß wir sie da bekennen, wo unsere Stimme gehört wird, wo sie weit in das Land hinausschallt, da endlich, wo der Freiheit des Wortes kein Hindernis im Wege steht, auf der parlamentarischen Tribüne?! Ist aber die fortgesetzte Beteiligung an der parlamentarischen Debatte das einzig wirksame Mittel der Beteiligung an dem großen Kampfe der Gegenwart, so sage ich weiter, daß die Beteiligung an diesem Kampfe Pflicht ist. Seit das Christentum in die Welt gekommen, hat es seinen Anhängern zur Pflicht gemacht, der Wahrheit Zeugnis zu geben. Die Erfüllung dieser Pflicht trieb die Märtyrer in die blutgetränkte Arena, treibt noch

heute unsere Missionäre in entlegene Weltteile, zu wilden Völkerschaften; diese Pflicht ist auch maßgebend für uns.

Wenn wir die große Bewegung unserer Tage einen Kampf nennen, so ist es doch ein Kampf von besonderer Art. Wir sehen da nicht zwei Kriegsheere, die auf ebenem Plane mit nahezu gleichen Streitkräften und wechselndem Erfolg um den Sieg ringen. Ein anderes Bild ist es, unter dem er uns erscheint. Wir erblicken eine hohe und steile Bergfeste, verteidigt von einer zwar kleinen, aber todesmutigen Schar; am Fuße derselben aber dehnt sich ein unabsehbar gewaltiges Heer aus, ausgerüstet mit allen Mitteln, beseelt von furchtbarem Eifer und bemüht, die Feste zu erstürmen. Bald ist es offene Gewalt, die sie anwenden, bald heimliche List; bald suchen sie die Wälle zu erstürmen, bald Verrat in die Reihe der Verteidiger zu tragen, bald ihnen die Zufuhr abzuschneiden. Aber die Besatzung steht fest und wankt nicht. Sie ist geschart um ein Banner und auf dem Banner steht geschrieben: „Zeugnis für die Wahrheit!" Noch hält sie es fest und läßt es weithin im Winde flattern. Und nun wollen wir mit einem Male die Wälle verlassen? Wir wollen nicht vielmehr alle unsere Hände an jenes Banner legen? O nein, nein! Denn wenn auch alle unsere Hoffnung schwände, es bleibt die Pflicht, und diese Pflicht, wir werden sie, wir müssen sie erfüllen!

Aber in der Pflichterfüllung allein liegt auch die Hoffnung des Sieges. Ein altes Sprichwort sagt: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, und die nächsten Tage sind geeignet, uns eine glänzende Illustration der darin enthaltenen Wahrheit

zu geben. Am 6. August feiert Irland den hundertjährigen Geburtstag Daniel O'Connels, den die Zeitgenossen unter seinen Landsleuten jubelnd ihren Befreier, ihren König nannten. Als das neunzehnte Jahrhundert über der grünen Insel anbrach, schmachtete das Land noch in den Fesseln, in die eine jahrhundertlange Verfolgung es geschlagen hatte. Eine ausländische Aristokratie zehrte an seinem Mark, von allen einflußreichen Ämtern wurden die Katholiken des britischen Reiches ausgeschlossen, der Eintritt ins Parlament war ihnen verwehrt. Noch aber war das erste Drittel des Jahrhunderts nicht zu Ende gegangen, als der mächtige Minister Großbritanniens, der Sieger von Waterloo, der Herzog von Wellington, sich genötigt sah, die Emanzipation der Katholiken ins Werk zu setzen. Und wem war dieser Erfolg zu verdanken? Mit in erster Linie dem Auftreten des einen Mannes und der mit ihm verbundenen Irländer und ihrer streng in den gesetzlichen Formen sich bewegenden, aber vor keinem Hindernis, keiner Schwierigkeit, und der ganzen ihnen gegenüberstehenden ungeheuren Macht nicht zurückschreckenden Agitation. Dieses Beispiel muß uns Katholiken Deutschlands mit hohem Mute erfüllen. Die gleichen Mittel müssen auch uns einen ähnlichen Erfolg erringen lassen. Und auch uns fehlt es nicht an Führern, die uns gewiß nur zum Siege führen können. Ich habe zuvor schon der wackeren Männer der Zentrumsfraktion gedacht, aber da der Kampf, den wir zu kämpfen haben, ein kirchlich-politischer ist, so müssen wir hier vor allem unserer ersten und eigentlichen Führer uns erinnern. Sie erraten, wen ich meine; es sind unsere

deutschen Bischöfe. Meine Herren! Die deutschen Bischöfe, sie geben uns ein glänzendes Beispiel treuester Pflichterfüllung, die sich durch Armut, Kerker und Verbannung nicht schrecken läßt. In ihrer Führung liegt für uns daheim die beste Gewähr des endlichen Sieges. Lassen Sie uns darum einstimmen in ein begeistertes Hoch auf die deutschen Bischöfe."

Am 13 August meldete mir ein Telegramm von Freund Müller das Wahlresultat: 12102 Stimmen waren auf mich gefallen, 3806 auf den Gegenkandidaten. Als ich Herrn Cremer, der in jener Versammlung gleichfalls gesprochen hatte, das nächste Mal wieder sah, meinte er selbstzufrieden: „Ja, das haben wir damals gut gemacht!" Es war einer jener Wahlerfolge, welche die Verwunderung des Fürsten Bismarck erregten. „Wie machen Sie das?" fragte er einstmals August Reichensperger, „ich möchte das von Ihnen lernen. Sie werfen einen völlig unbekannten Kandidaten in einen Wahlkreis hinein, und er wird mit einer Majorität von Tausenden von Stimmen gewählt." Die schlagfertige Antwort lautete: „Das verdanken wir Euer Durchlaucht und der von Ihnen inszenierten Kirchenpolitik."

Zwischen meine Wahl und den Eintritt in den Reichstag fallen die Vorbereitungen zu der Gründung der Görresgesellschaft. Mancherlei Umstände haben zusammengewirkt, um den Gedanken entstehen zu lassen. Da war einmal die in mir noch immer lebendige Erinnerung an jenes Erlebnis im Kölner Dom im Jahre 1859, und die Aufforderung des Mainzer Journals im gleichen Jahre, der damaligen Schillerfeier im Jahre 1876 eine Görresfeier gegenüberzustellen.

Der Tag stand nun unmittelbar bevor. Für eine zu veranstaltende Görresfeier interessierte sich lebhaft Leopold Kaufmann, mit dem ich seit seiner Nichtbestätigung als Oberbürgermeister in nähere Beziehung getreten war. Ganz besonders aber interessierte man sich für eine solche in Koblenz, der Hauptstadt meines Wahlkreises. Daß die Hauptfeier dort, dem Geburtsorte des großen Mannes, stattfinden müsse, stand von vornherein fest. Den Gedanken aber, die Säkularfeier mit der Gründung einer Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft zu verbinden, darf ich wohl für mich in Anspruch nehmen. An eine solche Gesellschaft hatten freilich schon andere gedacht. Ich habe mich darüber in meiner Gedächtnisrede auf J. B. Heinrich geäußert. In einem Gespräche, das wir kurz nach der in Freiburg abgehaltenen Katholikenversammlung in Mainz miteinander hatten, und an welchem auch Domkapitular Haffner teilnahm, warf Domdekan Heinrich den Gedanken hin, ob es nicht möglich sei, eine von katholischen Grundsätzen geleitete, wissenschaftliche Vereinigung ins Leben zu rufen. Wir hatten von dem Projekte einer katholischen Universität gesprochen, für welches eine Zeitlang eifrig Propaganda gemacht worden, für dessen Verwirklichung aber jede Aussicht geschwunden war, und sodann von den unübersteiglichen Hindernissen, welche sich, wie man fürchten mußte, ja, wie man mit Händen greifen konnte, katholischen Gelehrten in der Verfolgung der Universitätslaufbahn entgegenstellen. Hier nun, meinte Heinrich, könne vielleicht eine Vereinigung helfen, welche, völlig auf dem Boden der Freiheit erwachsen, sich die Förderung

wissenschaftlicher Bestrebungen zum Ziele setzte. Gelänge es, auch nur tausend Mitglieder zu gewinnen mit einem Jahresbeitrage von 10 Mark, so sei das immerhin ein Anfang, mit dem sich etwas machen lasse. Kaufmann und die Bonner Freunde waren rasch für den Gedanken gewonnen, in einer solchen Vereinigung dem großen Verteidiger nationaler Unabhängigkeit und kirchlicher Freiheit ein dauerndes Denkmal zu setzen. Noch im September fand in Rolandseck die erste Besprechung des Planes statt. Cardauns und Julius Bachem haben davon in ihren Lebenserinnerungen erzählt. Von Bonn waren Cardauns, Kaufmann und ich, von Koblenz Müller, von Köln Dr. Hopmann und Julius Bachem erschienen. Dr. Hopmann entstammte einer angesehenen Bonner Familie, zu der wir in freundschaftlichen Beziehungen standen. Er hatte sich in Köln als Arzt niedergelassen und rasch eine erfreuliche Praxis gefunden. Daneben beteiligte er sich am katholischen Vereinsleben, insbesondere an einem Verein zur Verbreitung guter Schriften, dem sie den Namen Görresverein gegeben hatten. Julius Bachem war Rechtsanwalt, vor allem aber Publizist und schon damals einer der Leiter der „Köln. Volksztg.“. Außer dem in reifen Mannesjahren stehenden Leopold Kaufmann waren es sämtlich junge Leute, von denen Müller, der älteste unter uns, vierunddreißig Jahre zählte. Einige Zeit danach veranstalteten wir in Koblenz eine größere Versammlung. Unter den dazu Geladenen war auch August Reichensperger erschienen, um, wie sich bald zu unserer Überraschung zeigte, als Opponent aufzutreten. Gegen die beabsichtigte Säkularfeier hatte er zwar keine Ein-

wendung; von dem aber, was wir zur Vorbereitung in Vorschlag brachten oder schon unternommen hatten, mißfiel ihm so ziemlich alles. Versuche ich mir nachträglich seine Stimmung zurechtzulegen, so mag auf dieselbe wohl in erster Linie bei dem schon seit vielen Jahren im öffentlichen Leben stehenden, an Erfahrungen reichen Manne der Zweifel eingewirkt haben, ob unser kleines, zum überwiegenden Teile aus ganz jungen Leuten bestehendes Häuflein zu der Aufgabe, die wir uns gesteckt hatten, berufen und befähigt sei. Zu dem Bilde, das er, der ihn ja noch gekannt hatte, von dem großen Görres in seiner Erinnerung bewahrte, paßte nach seiner Auffassung die geplante Gründung ganz und gar nicht. Ob auch seine oft zur Schau getragene Abneigung gegen die „hochmütige Wissenschaft" dabei im Spiele war, will ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls blieb er auch späterhin unseren Bestrebungen ziemlich ferne. Gegen die Herausgabe eines Staatslexikons, von der schon bald unter uns die Rede war, pflegte er die heftigsten Angriffe zu richten. Ob das bereits in Koblenz geschah, weiß ich nicht mehr. Wir ließen uns durch seine Haltung nicht beirren, holten schriftlich das Einverständnis der deutschen Bischöfe ein, bewarben uns um die Mitwirkung namhafter Gelehrter und der gebildeten Katholiken überhaupt und entwarfen die Grundlinien für die Organisation und die wissenschaftlichen Aufgaben der zu bildenden Gesellschaft. Zu dem engen Kreise, der sich als provisorischer Vorstand konstituiert hatte, war zu meiner Freude auch Simar hinzugetreten.

Die Jubelfeier fand am 25. Januar 1876 in Koblenz

statt. Es war Winterszeit und der Kulturkampf lastete auf allen Gemütern. An jenem Tage aber prangte Koblenz im Flaggenschmuck, die Straßen waren festlich belebt, auch aus der Umgegend waren die Leute herbeigeeilt, den großen Landsmann zu feiern. Domdekan Heinrich von Mainz hielt die Festrede. Wir hatten lange überlegt, wen wir damit betrauen sollten; nun aber zeigte es sich sofort, daß wir einen besseren gar nicht hätten finden können. Große Schwierigkeiten waren zu überwinden. Sie lagen in den bedeutsamen inneren Wandlungen, die Görres durchgemacht hatte, in der Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Gebiete, auf welche sich seine schriftstellerische Tätigkeit erstreckt hatte, endlich in dem Übermaß der Phantasie und der Hinneigung zu der Denkweise der Romantik, wovon seine Methode wie seine Darstellung beherrscht wurden. Aber geistvoll und kenntnisreich wie der Redner war, wußte er diese Schwierigkeiten zu überwinden und die lodernde Begeisterung, welche Görres allzeit erfüllt hatte, war auch ihm nicht fremd. Wie nicht anders zu erwarten, erblickte er den Höhepunkt des inhaltreichen Lebens in dem Eingreifen in die Kölner Wirren vom Jahre 1837. Der Athanasius war ihm eine Tat. „Das war ein Buch," rief er aus, „die Jüngeren unter Ihnen haben es nicht erlebt, sie mögen es sich von den älteren erzählen lassen." Der Eindruck war ein großer und tiefgehender. Im Verlaufe der Feier wurde die Gründung der Görresgesellschaft bekannt gegeben und zum Beitritte aufgefordert. Irre ich nicht, so zählte die Liste bereits am ersten Abende dreihundert Namen.

Es war ein kühnes Wagnis, aber der Erfolg hat uns recht gegeben. Wir Gründer hielten von Anfang daran fest, daß die Tätigkeit der neuen Gesellschaft sich auf dem streng wissenschaftlichen Gebiete bewegen, daß ihr nicht nur jede politische, sondern auch jede direkt apologetische Tendenz fern bleiben solle. Trotzdem fand sie nicht nur in Gelehrtenkreisen, sondern weit darüber hinaus in der durch den Kulturkampf mächtig erregten katholischen Bevölkerung freudige Aufnahme, und das Interesse schwand nicht, als wieder ruhigere Verhältnisse eingetreten waren. Als mehr denn ein Menschenalter später der Leiter unseres historischen Instituts in Rom, Prälat Dr. Ehses, dem Papst Pius X. den neuesten Band der Akten des Tridentiner Konzils überreichte und einige Worte über die Görresgesellschaft hinzufügte, fragte der Papst: „Woher nimmt die Gesellschaft das Geld?" „Das geben uns die guten Leute," lautete die Antwort, „die, weil es sich um eine katholische Sache handelt, das Opfer von zehn Mark nicht scheuen." Wehmütig meinte der Papst, so etwas könne man in Italien nicht machen.

Der Zusammentritt des Reichstags war auf den 27. Oktober anberaumt. Auf der Fahrt nach Berlin hielt ich mich einige Tage in Hannover auf, wo, wie ich früher erzählt habe, eine Schwester meiner Mutter lebte. Was mich jetzt nach Hannover zog, war ganz besonders die Hoffnung, Windthorst kennen zu lernen, mit dem meine Tante in freundschaftlichem Verkehr stand. In Berlin traf ich sodann mit Onkel Max Biegeleben zusammen, der, in Aachen gewählt, bereits im vorigen Jahre in den Reichstag eingetreten war. Wir stiegen beide im

Rheinischen Hof ab, wo eine Anzahl von Vertretern rheinischer Zentrumswahlkreise ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Über den Aufenthalt in Hannover und meine ersten Eindrücke in Berlin mögen die nachstehenden Briefe an meine Frau berichten.

Berlin, 27. Oktober.

„. . . Die Eröffnungsfeierlichkeit im Schlosse habe ich mir geschenkt und will nun versuchen, ob ich endlich Zeit zu einem Briefe an Dich finde. . . Der Aufenthalt in Hannover war recht gelungen, nur daß das Wetter den geplanten Ausflug nach Hildesheim vereitelte. . . Daß ich statt dessen die prachtvolle Kunstsammlung des Herrn C. gesehen habe, meldete ich schon neulich. Der Mann besitzt ein herrliches Portrait von Holbein, ein anderes von Dürer, eine reizende Verkündigung von van Eyk, einen Memling usw., außerdem die schönsten mittelalterlichen Kirchengeräte aus Lüneburg und Hildesheim. Freilich macht es einen eigenen Eindruck, Hostienbüchsen, Kelche, Reliquiarien mit den Reliquien darin in profanen Händen zu sehen und als Kuriositäten aufgeführt zu finden. . . Windthorst sah ich dreimal, zuerst, da er mir seinen Gegenbesuch machte, sodann des Abends in seinem Hause, wo außer mir noch der neue Reichstagsabgeordnete für Hannover, der Hospitant des Zentrums Dr. Brüel, war. Doch fand ich den Abend nur mäßig interessant, es wurden vorwiegend hannöversche Angelegenheiten besprochen; auch hatte ich mich insofern völlig getäuscht, als ich mir in der kleinen Exzellenz einen geistreichen Mann nach der Art von August Reichensperger gedacht habe. Das ist nun keineswegs

der Fall. Des andern Tags bei dem exquisiten Diner, das Tante Sofie gab, ging es schon besser. Mit dem Empfang übrigens, der mir persönlich von Windthorst zuteil wurde, kann ich nur sehr zufrieden sein. Ob freilich sein Plan, mich zum Referenten des Zentrums in der sozialen Frage zu machen, realisierbar ist, muß sich erst zeigen, und jedenfalls kann es nicht so schnell geschehen, wie er zu glauben scheint.

Berlin, 28. Oktober.

... Nachdem ich meinen Brief an Dich geschrieben hatte, ging ich mit Onkel Max zur Eröffnungssitzung. Leider stellte sich aber alsbald heraus, daß das Haus nicht beschlußfähig war, und so konnten wir wieder heimgehen. Heute kamen wir ein wenig weiter. Es gelang wenigstens, den Präsidenten und den ersten Vizepräsidenten zu wählen; für die Wahl des zweiten war gerade ein Mitglied zu wenig da und die schöne Zeit war wieder vergeblich verschwendet, und die erschreckliche Langeweile ohne Nutzen ausgestanden. Windthorst kam heute an, August Reichensperger fehlt noch. Sein Bruder Peter erschien zwar heute zu Anfang, um die Beschlußfähigkeit herzustellen; nachher aber verschwand er wieder und trug somit mit Schuld an der Unvollständigkeit der Wahl. Ich begrüßte ihn im Vestibül und fand ihn weniger unnahbar, als ich geglaubt hatte. Von neuen Bekanntschaften ist noch wenig zu berichten. Herr von Franckenstein gewinnt beim Reden. .. Ich traf ihn heute früh in der Hedwigskirche und ging ein Stück Wegs mit ihm. Mit Dr. Lieber habe ich durch die Brentanos und Professor Wal-

ter allerhand Anknüpfungspunkte, wir werden uns wohl näher kommen.

Berlin, 30. Oktober.

... Nun haben wir heute wenigstens die erste Fraktionssitzung gehabt, von den 90 Mitgliedern waren freilich nur eben zwanzig übrig, aber es war doch etwas. Es wurde beschlossen, mich in die Petitionskommission zu wählen, was mir August Reichensperger bereits angekündigt hatte, und ich sagte gern ja, weil ich mich ordentlich nach einer Tätigkeit sehne. Interessant war ein kleiner Dialog zwischen Onkel Max und Windthorst, dessen tiefere Grundlage freilich nur dem Kenner verständlich war. Er wurde mit der größten Reverenz von beiden Seiten geführt und schloß in vorläufiger Harmonie, so daß Onkel Max sich bereit erklärte, in die Budgetkommission einzutreten. — „Die tiefere Grundlage" war, daß manche gehofft haben mochten, die langjährige Erfahrung und die fachmännischen Kenntnisse, die sich Onkel Max auf dem Gebiete des staatlichen Finanzwesens erworben hatte, im Interesse der Opposition — das Zentrum war damals eine ausgesprochene Oppositionspartei — zu benutzen und aus ihm einen Konkurrenten von Eugen Richter zu machen. Aber das ging freilich nicht. Onkel Max war wie viele andere dem Zentrum beigetreten, um dort die bedrohten Rechte und Freiheiten der Katholiken zu verteidigen. Um auf dem rein staatlichen, noch dazu finanztechnischen Gebiete zur Opposition überzugehen, dazu hätte der frühere Präsident des hessischen Finanzministeriums einen innerlichen Frontwechsel vornehmen müssen, wozu er weder Beruf noch Neigung hatte.

rlin, 4. November.

. August Reichensperger ist seit vorgestern, Jörg und Moufang sind seit heute anwesend, und so wird denn auch wohl etwas mehr Aktion in das Zentrum kommen. . . . Für Draußenstehende konnten die bisherigen Verhandlungen kein Interesse bieten, für uns fehlte es nicht an einzelnen spannenden Momenten. Auch hatte man bereits vielfach Gelegenheit, die Geister scheiden zu lernen. Heute gab sich z. B. Herr B. so recht als das, was er ist, ein . . ., der es meisterlich verstanden hat, die Eigenschaften eines Volksmannes und Geldmachers in sich zu vereinigen.

Berlin, 19. November.

Gestern war Fraktionssitzung, in der mir Onkel Max mit seiner ruhigen, durchaus sachlichen Behandlung der Fragen außerordentlich gut gefiel; auch ist gar kein Zweifel, daß er sich einer großen Achtung erfreut. Gegen Ende ging es etwas stürmisch zu; die zwei Richtungen, von denen die eine für Diplomatisieren, die andere für energisches Auftreten ist, platzten aufeinander. August Reichensperger konnte wieder sein Vermittlungstalent entfalten. Zu erzählen ist weiter nichts; ob Dich die heutige Sitzung etwas mehr interessieren würde, wie die früheren, weiß ich nicht. Ziemlich lange haben wir über die elsässischen Angelegenheiten verhandelt, was August Reichensperger Anlaß zu einer treffenden Rede gab. Jetzt geht es zum Reichsbudget; ich bin gespannt, ob Herr von Schorlemer reden wird, oder ob er im Anschlusse an den gestrigen kleinen Fraktionskonflikt wirklich seine Absicht definitiv aufgegeben hat."

August Reichensperger hatte mit dem fortschrittlichen Abgeordneten Duncker eine grundsätzliche Auseinandersetzung über Unterrichtsfragen, wobei auch die Rede auf die neugegründete Universität in Straßburg kam. Er fand es doch einigermaßen „signifikativ", daß auf der Straßburger Universität unter fünfundsiebzig Professoren nur acht Katholiken lehren. „Der Herr Abgeordnete Duncker hat es dem Zufalle beigemessen. Meine Herren! Solange ich in den Kammern zu sitzen die Ehre habe, habe ich immer solche Verstöße gegen die Parität dem Zufall beimessen gehört. Es ist aber doch absonderlich, wenn ein solcher Zufall so gar häufig wiederkehrt; da nimmt er doch fast die Gestalt eines Gesetzes an, und ich glaube, auch hier waltet ein gewisses Gesetz ob, freilich kein Naturgesetz, auch kein Staatsgesetz, aber ein Gesetz, dessen Wurzeln ich nicht näher zu bezeichnen brauche." Daß ich diese Rede treffend fand, wird man nach meinen eigenen Erfahrungen begreifen. Später ging man zur Beratung des Reichshaushalts über, und hier richtete Schorlemer in der Tat scharfe Angriffe gegen eine neue Militärforderung und die zu ihrer Deckung vorgeschlagenen neuen Steuern.

Berlin, 23. November.

„. . . Unsere Sitzungen fangen nun an interessant zu werden. Gestern erschien zum ersten Male Bismarck im Reichstage. Daß seine Erscheinung etwas Imponierendes hat, läßt sich nicht leugnen. . . . Er hielt eine lange Rede zur Empfehlung der Biersteuer, verband damit eine längere, gar nicht uninteressante Auseinandersetzung über Steuerpolitik im all-

gemeinen und sprach endlich ziemlich viel von sich, seiner angegriffenen Gesundheit, seiner makellosen Pflichttreue und der Vorzüglichkeit der bestehenden Einrichtung, wonach er allein die ganze Verantwortung trage und nicht ein zusammengesetztes Ministerium. Er soll verhältnismäßig frisch und kräftig aussehen, in der Form war er auffallend höflich; es schien, er wollte beim erstmaligen Auftreten eine günstige Stimmung für sich erwecken.... Ob Kulturkampfgesetze kommen werden, ist noch immer ungewiß, und überhaupt die Situation noch wenig geklärt; nur das scheint gewiß, daß Bismarck den Finanzminister Camphausen los sein will.

Berlin, 25. November.

... Wir hatten in der Kommission gestern und heute die Debatte über Aufhebung der Eisenzölle, eine Angelegenheit, die mich um so mehr interessierte, als mir eine Petition von Koblenz, die darauf Bezug hatte, zugegangen war. Der Ausgang entsprach nicht ganz meinen Wünschen und Ansichten; doch ging mir einigermaßen der Dampf aus, und ich unterließ es mit Rücksicht auf meine mangelnden Fachkenntnisse, in die Debatte einzugreifen. Auch im Plenum kam mancherlei von Bedeutung vor. Onkel Max meinte, er würde froh gewesen sein, wenn ihm, als hessischem Finanzminister, die geforderten Ausgaben so glatt bewilligt worden wären wie hier der Reichsregierung von seiten der Nationalliberalen. Ich hatte in der Fraktion meine Ansichten wegen der Universität Straßburg vorgetragen, war aber insofern allein geblieben, als man beschloß, die geforderte Summe mit Rücksicht auf die Elsässer zu bewilligen.

übrigens war ich durch den weiteren Verlauf der Sache ganz befriedigt. August Reichensperger fand Gelegenheit, unsern Standpunkt gegenüber einem wahren Kreuzfeuer in überlegener und zugleich formell höchst ansprechender Weise zu verteidigen. . . . Zu erzählen ist sonst nichts. Mein Leben hat sich in den letzten Tagen ganz regelmäßig so gestaltet, daß wir von 10—4 Uhr Sitzungen hatten und dann im „Rheinischen Hof" zu Mittag aßen, wobei uns gestern August Reichensperger Gesellschaft leistete.

Berlin, 28. November.

. . . . Die gefürchtete Strafgesetznovelle ist nun wirklich eingebracht worden. Noch schmeichelt man sich mit der Hoffnung, daß nur einzelne Paragraphen, über deren Zweckmäßigkeit kein Zweifel ist, angenommen, die übrigen an eine Kommission verwiesen und dort begraben werden sollen. Allein ich bin skeptisch; wenn der Reichskanzler ein Gesetz vorlegt, so, denke ich, sorgt er auch dafür, daß es angenommen wird, trotz seiner ungeheuerlichen Bestimmungen. Die vielbesprochene Eisenzollfrage hat uns in der Petitionskommission in mehreren Sitzungen beschäftigt; ich hatte aber nicht den Mut, mich an der Debatte zu beteiligen, da ich doch gar zu wenig von der Sache verstehe. Donnerstag soll sie ins Plenum kommen und ich möchte wünschen, daß irgendeiner von unsern Leuten wenigstens ein gewisses Interesse für den Notstand der Eisenindustrie an den Tag legte."

Ich will hier einschalten, daß die Familie Lossen, der meine liebsten Jugendfreunde angehörten, seit Generationen

Eisenmänner und Hüttenleute waren; von da stammte das von mir bekundete Interesse.

Berlin, 3. Dezember.

„. . . Heute beginnen die Verhandlungen, welche von Anfang an als der Schwerpunkt der diesjährigen Session bezeichnet wurden, die Verhandlungen über die sogenannte Strafgesetznovelle, d. h. über die Verschärfungen und Zusätze zum bestehenden Strafgesetz, welche zum Teil allerdings ganz verständig und zweckentsprechend, zum Teil dagegen nur neue Waffen im Kampfe gegen die Ultramontanen sind. Noch tragen die Nationalliberalen eine große Gesinnungstüchtigkeit zur Schau und bezeichnen die politischen Paragraphen als unannehmbar. Aber bei den bisher gemachten Erfahrungen traut ihnen niemand mehr, ich glaube, sie selber nicht. Nous verrons, von uns wird vorläufig nur Peter Reichensperger sprechen."

Hierzu kam es nicht; die nationalliberale Partei schnitt ihm durch einen Schlußantrag des für solche Zwecke eigens aufgestellten Abgeordneten Valentin das Wort ab.

Berlin, 15. Dezember.

„. . . Daß eine Fortsetzung der Sitzungen nach Weihnachten notwendig sei, ist leider nicht mehr zu bezweifeln. . . . Gestern hatten wir eine höchst interessante Sitzung; obwohl Bismarck dreimal persönlich für die beiden ersten Paragraphen der Strafgesetznovelle eintrat, wurden dieselben mit großer Majorität abgelehnt. Zwei weitere, die zu den sogenannten politischen gehören, fanden keinen einzigen Fürsprecher im Hause, und

endlich der Schutzmann=Paragraph gelangte, nachdem er mit bedeutender Milderung versehen war, nur mit einer Majorität von sieben Stimmen zur Annahme, auch das also eine offenbare Niederlage für den großen Kanzler."

Der Paragraph brachte scharfe Bestimmungen zum Schutze der mit der Ausführung von Gesetzes= oder Regierungsmaßregeln betrauten unteren Beamten. Die Beratungen wurden nach Weihnachten fortgesetzt. Sie waren es vorzüglich, die mich nach Berlin geführt hatten und dort, wenn auch mit Unterbrechungen, festhielten. Am 28. Januar 1876 meldete ich: „. . . Heute war die erste wichtige Abstimmung. Es handelte sich um die beabsichtigte Verschärfung des Kanzelparagraphen. Die Stimmen mußten, da die Abstimmung durch Aufstehen und Sitzenbleiben zweifelhaft blieb, gezählt werden, und siehe da, mit einer Majorität von fünf Stimmen wurde der Paragraph abgelehnt, der erste Fall dieser Art, seitdem der Kulturkampf währt."

Nun kam es darauf an, was die dritte Lesung bringen werde, die ich notwendigerweise noch abwarten mußte. Am 5. Februar meldete ich: „Von wichtigen Dingen steht nun noch die dritte Lesung der Strafgesetznovelle aus, hoffentlich fangen wir Montag damit an. Vorgestern kam der Kardinal Ledochowski hierher und übernachtete beim Prinzen Radziwill. Die Spitzen der Fraktion gingen hin, ihm ihre Aufwartung zu machen, was den Kardinal sehr gefreut haben soll. Des andern Morgens reiste er in der Richtung nach Dresden wieder ab. Aller Wahrscheinlichkeit nach geht er nach Rom, und man ist froh, ihn jenseits der Grenze zu wissen."

Berlin, 8. Februar.

„... Die Strafgesetznovelle wird heute schwerlich mehr zu Beratung kommen. Unendlich lange Reden, die soeben unten im Saale über das Hilfskassengesetz gehalten werden, liefern ununterbrochen den Beweis für die Unbrauchbarkeit des Parlamentarismus für zweckmäßige Gesetzgebung. Gestern hatten wir eine lustige Debatte über das zu bauende Parlamentshaus. Die Angelegenheit schwebt seit Jahren; wir haben aber gestern beschlossen, noch einmal von vorne anzufangen und eine Kommission von sieben Mitgliedern zu wählen. August Reichensperger hielt bei dieser Gelegenheit eine lange Rede mit einigen sehr guten Bemerkungen. ... Das Zentrum ist augenblicklich in seltener Vollzähligkeit anwesend, aber auch die Liberalen haben Krüppel und Lahme herbeigeholt. Der hauptsächliche Kampf wird sich um die beabsichtigte Verschärfung des Kanzelparagraphen drehen, die in zweiter Lesung mit einer Majorität von wenigen Stimmen abgelehnt wurde."

Am 9. Februar begann endlich die dritte Beratung, und am 10., dem letzten Tage der ganzen Session, wurde der Kanzelparagraph auf Antrag des Abgeordneten Völk wieder in das Gesetz aufgenommen. Eine Majorität von 11 Stimmen hatte sich dafür gefunden.

Daß mich der Beginn meiner parlamentarischen Tätigkeit befriedigt hätte, kann ich nicht behaupten. Ich hatte zu wenig zu tun. Die geringfügige Beschäftigung in der Petitionskommission war nicht nach meinem Geschmack, und das stille Sitzen in den langen Plenarsitzungen kam mir wie schlecht verhüllter Müßiggang vor. Nur hie und da erweckte das Erscheinen des

Fürsten Bismarck oder die Behandlung kirchenpolitischer Fragen ein lebhafteres Interesse. Sehr zufrieden mußte ich aber mit der Aufnahme sein, die ich in der Fraktion gefunden hatte. Sie zählte damals neunzig Mitglieder, die sich nach Landsmannschaft und sozialer Stellung in verschiedene lose Gruppen teilten. Ich schloß mich keiner einzelnen an, sondern verkehrte freundschaftlich mit allen. Ein starkes Drittel gehörte damals dem Adel an, und es ist kein Zweifel, daß dieser Umstand das Ansehen der Fraktion nach der Regierungsseite hin gerade in den Zeiten der schärfsten Opposition verstärken mußte. Die bayrischen Edelleute speisten regelmäßig im Hotel „Petersburg" unter den Linden, wo Freiherr von Franckenstein wohnte. Außer ihm waren dort die beiden Freiherren von Aretin, Vater und Sohn, die Freiherren von Soden und Zu Rhein, sowie Graf Conrad von Preysing. Im Hotel de Russie am Schinkelplatz aßen die Westfalen, die Freiherren von Heereman, von Landsberg, von Brencken, von Wendt und Graf Galen. Eine dritte Gruppe versammelte sich um den Freiherrn von Schorlemer-Alst im Hotel de Rome; zu ihr gehörte unter anderm auch der in katholischen Kreisen wohlbekannte Dr. Lingens aus Aachen. Im Reichstage war es vor allem die Sonntagsruhe der Postbeamten, die ihm am Herzen lag. Auf dieses Thema kam er opportune et importune immer wieder zurück, hat aber damit auch Erfolg gehabt. Wo die schlesischen Herren, die Grafen Ballestrem, Chamarré, Praschma, Stollberg u. a. damals verkehrten, erinnere ich mich nicht.

Ich hatte bisher wenig Umgang mit adeligen Kreisen ge-

habt, sofern nicht Familienbeziehungen mich hineinführten. Daß es in meiner Studentenzeit in München, wo ich am ehesten Gelegenheit dazu gehabt hätte, meine bescheidenen Verhältnisse waren, die mich daran hinderten, habe ich früher erzählt. Als Entbehrung hatte ich es nie empfunden; mit meinen Kameraden auf der Universität verband mich das gleiche ideale Streben, das uns erfüllte. In Italien ging ich mit Gelehrten und Künstlern um, unser geselliger Verkehr in Bonn war von Anfang an sehr begrenzt und wurde es in der Kulturkampfzeit immer mehr. Jetzt sollte es anders werden. „Du mußtest wirklich in den Reichstag kommen, um deine Ängstlichkeit zu verlieren", meinte die Tante in Hannover, als ich ihr von meinem Leben in Berlin und den neuen adeligen Bekannten erzählte. In der Tat war ich von diesen aufs beste aufgenommen worden. Die außerordentlichen Verhältnisse, unter denen man sich zusammenfand, das gemeinsame Eintreten für eine große Sache ließen die Scheidewände zurücktreten, welche Lebenslage und Lebensgewohnheiten und berufliche Tätigkeit aufzurichten pflegten. Im Laufe der Jahre habe ich in Berlin viele adelige Gesinnungsgenossen gesehen und kennen gelernt. Außer den schon Genannten gehörten in der ersten Periode meiner parlamentarischen Tätigkeit dem Zentrum unter andern noch an: aus Bayern die Grafen Kaspar Preysing, Friedrich Karl Schönborn, Hartmann Fugger, die Freiherren von Pfetten, von Gagern, von Gise, von Horneck; aus Württemberg Graf Konstantin von Waldburg-Zeil, Graf Adelmann und der ehemalige österr. Statthalter in Venetien, Graf Bissingen; vom Rhein zwei Grafen Hom-

pesch; aus Westfalen Graf Droste-Erbdroste; aus Schlesien der dort angesessene, aber gleichfalls vom Rheine stammende Freiherr von Huene. Auch Prinz Eduard Radziwill, der jüngere Bruder des zu den Polen gehörenden Fürsten Ferdinand, hatte sich dem Zentrum angeschlossen. Mit mehr als einem unter den Genannten hat sich für mich aus dem Berliner Zusammensein eine vieljährige Freundschaft entwickelt.

Zu Mittag aß ich in den ersten Jahren mit Onkel Max und rheinischen Abgeordneten im „Rheinischen Hof"; es waren dies der Landgerichtsrat Großmann, der heitere Gesellschafter Barthel Haanen, beide aus Köln, der schweigsame Junggeselle Adam Bock aus Aachen und die Herren von Kesseler und von Grand-Ry, jener Landgerichtsrat in Köln, dieser Rentner in Eupen; nicht zu vergessen endlich des allgemein beliebten und stets wohlgelaunten „Vater" Dieden aus Uerzig an der Mosel.

Des Abends ging man wohl ins katholische Vereinshaus; dort sah es noch immer so ziemlich aus wie zu meiner Studentenzeit, nur war noch ein größerer Saal dazugekommen. Auch der liebe, verehrungswürdige Herr von Kehler waltete noch seines Amtes. Hier konnte man Dr. Jörg treffen, den geistvollen Herausgeber der Historisch-Politischen Blätter und Führer der bayrischen Patriotenpartei, der aus seinem ausgebreiteten Wissen und seiner reichen Erfahrung jederzeit etwas zum besten gab; neben ihm den Abgeordneten Hauck, damals Bezirksamtmann in Marktscheinfeld, später Staatsanwalt an dem unter seiner Mitwirkung neugegründeten Verwaltungsgerichtshof in München. Er war ein gescheiter Mann und scharfsinniger Jurist, weniger ausgezeichnet durch feine Ma-

nieren als durch die Kunst, einen Hering mit einem Ruck zu zerlegen. Auch Moufang erschien zuweilen, stets anregend und allgemein beliebt.

Die politische Leitung der Partei lag ganz und gar in den Händen Windthorsts, nur bei größeren Aktionen traten die beiden Veteranen aus der ehemaligen katholischen Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses hervor: Peter Reichensperger, wenn es sich um staatsrechtliche Fragen handelte, die er dann in wohlvorbereiteter, auch formell abgerundeter Rede erörterte, August in Angelegenheiten der Wissenschaft und Kunst. Die Angriffe, die der letztere bei der Besprechung der dem Reichstage vorgelegten Baupläne gegen die „Baumandarine" richtete, pflegte das Haus stets in zustimmender Heiterkeit aufzunehmen. In kirchenpolitischen Fragen und in Militärangelegenheiten liebte es Schorlemer-Alst, eine Attacke zu reiten; er war früher Rittmeister in einem Ulanenregimente gewesen, und der große Schnurrbart sowie seine Redeweise erinnerten an den früheren Beruf. Als Mangel empfand ich es damals, daß man sich um uns Jüngere oder eigentlich um das Gros der Partei zu wenig kümmerte; man überließ es einem jeden, ob er und wo er ein Arbeitsfeld finden, und in welchem Maße er sich an den parlamentarischen Kämpfen beteiligen wollte. Später mußte ich freilich selbst erkennen, daß Abhilfe hier schwierig sei. Franckenstein war ein vorzüglicher Vorsitzender und genoß allgemeine Achtung. Die Initiative aber hatte auf Jahre hinaus Windthorst allein.

Eine große Freude war es für mich, die freundschaftlichen Beziehungen aus der Studentenzeit wieder aufzunehmen. Da

war zuerst Leo Savigny. Er wohnte nicht mehr im Hausministerium an der Wilhelmstraße, sondern in einer der Berliner Mietwohnungen in der Dorotheenstraße; die Kinder waren herangewachsen, das Leben in der Familie aber so wie früher. Auf seine politische Gesinnung hatte der von der preußischen Regierung gegen die Katholiken unternommene Kampf insofern eingewirkt, als er sich grundsätzlich auf den Boden des Zentrums gestellt hatte, ohne dabei sein stark ausgeprägtes preußisches und streng monarchisches Empfinden aufzugeben.

Im Hause Wangenheim war die große Veränderung vorgegangen, daß Ida, die eine der beiden Zwillingsschwestern, inzwischen in den Orden der Dominikanerinnen eingetreten war und in einem englischen Kloster weilte. Herr von Wangenheim war ganz der alte; ritterlich, freimütig machte er aus seiner Mißbilligung der von der preußischen Regierung eingeschlagenen Politik kein Hehl. Windthorst, August Reichensperger und Moufang waren dort häufige Tischgenossen; mit welchem Interesse Frau von Wangenheim und Fräulein Elsy sich an der angeregten Konversation zu beteiligen pflegten, kann man sich denken. Von Universitätsfreunden fand ich Kny und Karl Lossen, beide glücklich verheiratet; Kny stand im Begriffe, seinen Weg bei der landwirtschaftlichen Hochschule zu machen und war zur Zeit mit der Leitung eines pflanzenphysiologischen Instituts betraut. Lossen war Landesgeologe und Dozent an der Bergakademie. Als er während seines berufsmäßigen Sommeraufenthaltes im Harz die Nachricht von meiner Wahl in den Reichstag erhalten hatte, schrieb er an seine Frau: „Theres, sorge für ein gutes Tröpfchen,

der Georg kommt diesen Winter nach Berlin!" Beim Glase Wein unterhielten wir uns über die schwebenden Fragen; an der Gründung und Entwicklung der Görresgesellschaft nahm er, wie sein Bruder Willy, der Chemiker, den lebhaftesten Anteil. Daß er auf der für Pfingsten ins Auge gefaßten, ersten Generalversammlung erscheinen werde, stand fest.

Die Vorbereitungen für diese Versammlung machten mir viel zu schaffen. Sie sollte in Frankfurt stattfinden; bei der Wahl des Ortes war die Voraussetzung bestimmend gewesen, daß wir uns dadurch die Teilnahme von Professor Janssen sichern würden. Auf einen Vortrag von ihm durften wir freilich nicht rechnen, das hatte er mir gleich anfangs mitgeteilt. Janssen war damals Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, doch hatte er für die parlamentarische Tätigkeit weder Neigung noch Beruf und gab sie bald danach wieder auf. Daß er während der Pfingsttage nicht in Berlin sein werde, hatten wir geglaubt mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen; um so mehr war ich enttäuscht, als er mich wenige Wochen vor dem festgesetzten Termine wissen ließ, er werde nicht nach Frankfurt kommen. Jetzt noch einen anderen Ort zu wählen empfahl sich nicht; aber auch mit den Rednern sollten wir, wie es schien, kein Glück haben. Von verschiedenen Seiten, an die ich mich gewandt hatte, erhielt ich Absagen. Schließlich gelang es, für die allgemeine Sitzung den ehrwürdigen Professor Alzog in Freiburg zu gewinnen; für die zweite, wissenschaftliche, mußte ich selbst einspringen und wählte als Thema für meinen Vortrag Albertus Magnus. Die Versammlung verlief dann ganz nach Wunsch, wenn auch die Zahl der Teilnehmer begreiflicherweise keine große war.

Ich war mit Kaufmann im „Pariser Hof" abgestiegen; zum ersten Male wohnte ich in Frankfurt in einem Gasthofe. Aber von der Familie meiner Mutter lebten nur noch wenige dort; das großelterliche Haus war längst in fremde Hände übergegangen. Ich suchte Onkel Louis Brentano auf und schlug ihm vor, zur Versammlung zu kommen und meinen Vortrag anzuhören; er aber erklärte freimütig, wie es in seiner Art lag, daß er sich dafür nicht interessiere. Um so größeres Interesse bekundete Eduard Steinle, der Historienmaler. Eine besondere Freude machte ihm die Ansprache, welche Karl Lossen bei der geselligen Zusammenkunft am Abend hielt, und die ganz von Poesie durchtränkt war. Man glaubte die Quellen des Harzes sprudeln und seine Wälder rauschen zu hören.

Um das Unternehmen in weiteren Kreisen bekannt zu machen, reiste ich im September zur Katholikenversammlung nach München. Gleich am ersten Tage traf ich, als ich um Mittag in ein mir bekanntes Speisehaus essen ging, zu meiner Überraschung mit Freund Druffel zusammen. Die Freude war auf beiden Seiten gleich; daß wir inzwischen auf kirchlichem Gebiete verschiedene Richtungen eingeschlagen hatten, tat dem keinen Eintrag. Ebenso war es bei Max Lossen, den ich nachher aufsuchte. Mit ihm und seiner Frau unternahm ich einige Tage später einen Ausflug auf den Herzogenstand. — Über den Verlauf der Versammlung meldete ich am 12. September nach Hause: „Gestern habe ich also meine Rede gehalten. Ich denke, sie war soweit ganz gut, und sie wurde auch beifällig aufgenommen. Die Sitzung war überhaupt recht animiert und

würdig. Graf Praschmas Eröffnungsrede war sehr gelungen, Hergenröthers Vortrag zwar in seiner Weise, aber inhaltlich ausgezeichnet. Moufangs Worte schlugen am meisten ein. Du hast wohl gelesen, daß man mich zum Vorsitzenden des Ausschusses für Wissenschaft und Kunst gemacht hat. Im Interesse der Görresgesellschaft war mir dies lieb, da ich dadurch Gelegenheit fand, heute nochmals in der geschlossenen Versammlung auf die Angelegenheit zurückzukommen. Trotzdem bezweifle ich, ob die Einzeichnungen in irgend nennenswerter Zahl erfolgen werden. Bis jetzt haben sich drei Mitglieder bei mir angemeldet. Ungünstig ist eben, daß es nach den Bestimmungen der Generalversammlung nicht angeht, im Saale selbst mit der Liste an die einzelnen heranzutreten. Gestern nach der öffentlichen Sitzung lud mich Franckenstein zu sich nach Hause. Außer Moufang war nur Adel da. . . Besonders unterhalten habe ich mich gerade nicht; doch lag das nicht an den Hausleuten, die überaus liebenswürdig gegen mich, wie gegen jeden der Anwesenden, waren." — Ganz ohne Gewinn für die Görresgesellschaft bin ich aber meiner Erinnerung nach doch nicht nach Hause gefahren.

Der Aufenthalt in München war zuletzt durch die schlimmen Nachrichten getrübt worden, die ich über das Befinden meines Schwagers Joseph, des österreichischen Genieoffiziers, erhielt. Er befand sich mit seiner Frau im kleinen böhmischen Bade Wartenberg und war dort schwer erkrankt. Brieflich wurde über Darmstadt die Frage erörtert, ob ich dorthin reisen solle, doch wurde der Gedanke als unzweckmäßig verworfen. So reiste ich von München ab, um kurz nach meiner

Rückkehr die Todesnachricht zu erhalten. Ich hatte diesem meinem Schwager, Annas älterem Bruder, weit weniger nahe gestanden als ihrem jüngeren Bruder Engelbert, dem Manne meiner Schwester. Er war nach Österreich gegangen, als ich noch ein Knabe war, und kam nur ab und zu auf Urlaub nach Darmstadt. Aus gelegentlichen Äußerungen der späteren Zeit glaubte ich schließen zu sollen, daß er nicht eben glücklich über die eingeschlagene Karriere war. Sie hatte ihn in die entlegensten Garnisonen geführt, nicht nur nach Krakau und Lemberg, sondern auch nach Przemysl und Ragusa. In Wien, wo er endlich gelandet war, hatten wir ihn und seine Frau, die älteste Tochter von Onkel Max, wohl und munter getroffen. Im folgenden Jahre war ihnen nach mehrjähriger Ehe endlich ein kleines Mädchen geschenkt worden. Mit diesem, das sein Stolz und seine Freude gewesen war, kehrte die Witwe in die alte Heimat zurück.

Der Reichstag trat am 30. Oktober 1876 zusammen; es dauerte aber lange, ehe es zu einem rechten Fortgang in den Verhandlungen kam. Am 9. November schrieb ich nach Hause: „Nein, so ein Pech! Komme ich hier an, nur um zu vernehmen, daß bis Mittwoch keine Sitzung ist!" Am 15. konnte ich melden, daß am folgenden Tage mit der Beratung der großen Justizgesetze begonnen werde.

Berlin, 19. November.

. Mein Leben verläuft ganz in derselben Weise wie vorigen Winter; ich habe am Parlamentarismus noch nicht mehr Geschmack gefunden und bedaure oft die schöne Zeit, die

man in halbem Müßiggang versitzt. Gestern war übrigens ein guter Tag für uns. Windthorst griff mehrfach in die Debatte ein, und was er sagte, machte Eindruck. Die Sitzung dauerte von 11—½6 Uhr; vorher hatte ich außerdem schon Kommissionssitzung gehabt."

Daß ich noch immer keinen Geschmack an der politischen Kleinarbeit gefunden hatte, trug auch wohl hauptsächlich die Schuld daran, daß ich zu Windthorst kein näheres Verhältnis gewinnen konnte. Über eine gemeinsame Eisenbahnfahrt von Hannover nach Berlin schrieb ich an meine Frau: „Ich bin nicht Politiker genug, um die Konversation der kleinen Exzellenz interessant zu finden." Das änderte sich aber mit der Zeit. Je mehr ich selbst in die Politik hineinkam, desto mehr lernte ich ihn schätzen und bewundern. Der politische Kampf war sein Lebenselement; zähe und ausdauernd, schlagfertig und erfinderisch, gab es für ihn keine noch so verwickelte Lage, aus der er nicht einen glücklichen Ausgang zu finden, kein noch so unbedeutendes Vorkommnis, das er nicht vorteilhaft zu verwerten gewußt hätte. In der Geschichte des deutschen Parlamentarismus wird sein Name unvergessen bleiben. Und dabei besaß er, was den Wenigsten bekannt war, ein edles und wahrhaft gütiges Herz. An sich selbst dachte er nicht; Ehrengaben, die man ihm widmen wollte, lehnte er ab. Wer ihm eine Freude machen wolle, möge etwas für die Marienkirche in Hannover spenden. Seinen Freunden zu helfen war er dagegen jederzeit bereit, mitten im Kampfe vergaß er ihrer nicht. Soweit war ich aber damals noch nicht, das Verständnis sollte mir erst später kommen.

Berlin, 21. November.

„. . . In der gestrigen Sitzung gab ein Antrag der Fortschrittspartei auf Abschaffung der Eidesformel Windthorst Gelegenheit zu einer vortrefflichen, mit größtem Ernste vorgetragenen und ebenso aufgenommenen Rede. Ich hatte vorher wirklich selbst Lust verspürt, das Wort zu ergreifen, war aber dann sehr froh, daß ich es nicht getan hatte, denn ich würde es weit weniger gut gemacht haben. Nun soll ich noch in eine zweite Kommission eintreten; ich verstehe zwar von dem Gegenstande vorläufig nichts, doch wird es nicht schwer sein, sich hineinzuarbeiten; es ist immerhin eine Kommission, die sich mit einer bestimmten Sache befaßt, interessanter als die Petitionskommission, in der alles Mögliche vorkommt.

Berlin, 23. November.

. . . Im übrigen beraten wir noch immer an den Justizgesetzen und rücken, da unendlich viel geschwätzt wird, nur sehr langsam voran. Gestern war namentliche Abstimmung wegen der Verweisung der Preßvergehen an die Schwurgerichte. Onkel Max stimmte allein von der ganzen Fraktion mit Nein. Zwar hätten viele, darunter ich selbst, ihrer innersten Meinung nach gern das Gleiche getan; allein wir unterwarfen uns der Fraktionsmehrheit und speziell den Wünschen der Bayern, die diese Einrichtung schon haben. Onkel Max aber würde sich, wenn er mit Ja gestimmt hätte, mit seiner ganzen staatsmännischen Vergangenheit in Widerspruch versetzt haben, und so konnte ich ihm nur recht geben, daß er bei seiner Meinung blieb."

Der Beschluß war verhängnisvoll; wie oft hat man es später bedauert, auch in Bayern, daß diese clausula bavarica in das Gesetz aufgenommen wurde!

Berlin, 25. November.

... Es sind allerhand Bestimmungen in das Justizgesetz aufgenommen worden, welche die preußische Regierung mit allem Eifer daraus wieder zu entfernen suchen wird. Um das zu verhüten und die Schwankenden zu binden, sind bei den verschiedensten Punkten wiederholt namentliche Abstimmungen gewesen. Freilich wird dies die echte Sorte der Nationalliberalen nicht hindern, wenn Bismarck seinen Einfluß geltend macht, in der dritten Lesung anders zu stimmen. Der große Mann ist erst einmal im Hause gewesen, aber ohne das Wort zu ergreifen. . . In meiner neuen Kommission hatte ich nun bereits zwei Sitzungen, in denen ich mich durch tiefes Stillschweigen auszeichnete. Übrigens interessiert mich die Sache und ich denke, man muß alles lernen und kann alles lernen.

Den 27. November.

... Gestern war ich zu Tisch bei Wangenheim; außer mir waren noch Moufang, Lucius und der Hannoveraner Brüel zugegen. Es war, wie immer, angenehm und behaglich. Frau von Wangenheim gab mir einen Band englischer Gedichte mit: „Songs in the night", verfaßt von einer Dominikanerin in Stone, wo auch Ida Wangenheim ist. Es sind schöne, tiefsinnige Sachen darin, Spiegelungen der Gedanken des Hohenliedes in einer Seele des neunzehnten Jahrhunderts.

Ich soll etwas darüber schreiben und will sehen, ob mir diese Aufgabe eine lange Plenarsitzung angenehm verkürzt.“

In der Tat beschäftigte ich mich zur Verwunderung Dr. Liebers während einer solchen mit der Ausführung. Stellen aus den Dichtungen des hl. Johannes vom Kreuz hatten der Verfasserin die Anregung zu ihren „Nachtgesängen“ gegeben. Von da stammte auch der Name. Gemeint ist die „Nacht“, in der aller Glanz der Kreatur erstirbt, damit um so heller das eine göttliche Licht erstrahle. Zur besseren Veranschaulichung fertigte ich von einem Stücke, das mir besonders charakteristisch erschien, „What the soul desires“, eine metrische Übersetzung und schickte sie mit einigen einleitenden Worten an die „Kölnische Volkszeitung“. Ich war erfreut, daß sie vor der Redaktion Gnade fand, und so möge sie auch hier folgen:

Woher es stammt, ich weiß es nicht zu sagen,
Doch heißes Sehnen mein Gemüt durchdringt,
Daß es in seltsam ruhelosem Jagen
Zu höherm Ziele stets den Flügel schwingt.
Von früher Kindheit Tagen an empfand ich’s
Bei allem Schönen, jedem frohen Spiel;
Still naht es sich und ungesehn, und immer
Auf meinen Pfad ein flücht’ger Schatten fiel.

So findet nirgendwo mein Herz Genüge,
Ein Letztes fehlt, ich such’ es ohne Ruh’.
Entgegen klingts aus jedem Tongefüge,
Und alle Formenanmut rufts mir zu.
Im Hauch der Luft vernehm ichs, das Gebirge

Im Sommerschmuck des Waldes spricht es aus:
Dann zuckt die Hand, sie will es tasten, greifen —
Doch immer fährt ins Leere sie hinaus.

Wenn Rosenwolken nach dem Westen eilen
Und alles Land erglüht im Abendschein,
Trifft mich ein zitternd Licht, dann, ohne Weilen,
Kehrt wiederum die alte Sehnsucht ein.
Schmerz ist es nicht, wenn auch verzehrend Feuer;
In der Erinnerung Bilder stets verwebt,
Fehlt es in keiner Lust und — o Geheimnis! —
In keinem Kummer, der mein Herz durchbebt.

Ein einzigs Mal! Der Nebel war zerronnen,
Die Hülle sank, wie lange, weiß ich nicht;
Doch jubelnd trank ich aus lebend'gem Bronnen
Und schaute schleierlos sein Angesicht.
Doch solche Stunde wagt allein zu schildern,
Wem Seraphsglut berührt der Lippe Rand!
Ich sah dich, o mein Leben, hörte, fühlt' dich, —
Und ward zurück in dunkle Nacht gebannt.

Es kam die Nacht, der Glanz war all verschwunden,
Ich rief danach umsonst mit lautem Schrein.
O Seligkeit, daß einmal ichs gefunden!
Doch daß es nie zurückkam, bittre Pein!
Und jener Blitzstrahl, der mir ewig däuchte,
Trog auch in ihm ein irrend Traumgesicht?
Nein, sicher nein, ich sah den Himmel offen
Und meine Seele füllt ein golden Licht.

Gib, was du gabst, o Herr! Nicht ists Beglückung
Für mich, zu schaun der Engel lichten Schein,
Nicht der Ekstase mystische Verzückung,
Nichts, nichts, o Herr, mein Gott, als du allein!
Das goldne Himmelslicht hat mir erhellet
Das Auge, hat dich selber mir gezeigt,
Verborgne Liebe und verborgne Schönheit,
Die alles Sehn und Fühlen übersteigt.

Wie nach dem Wasserquell die Hindin schmachtet
Und zu dem Schatten eilet, draus Erfrischung quillt,
So, Herr und Gott, nach dir mein Eifer trachtet,
Und deine Macht allein mein Dürsten stillt.
Gib, was du gabst! Ich such es ja nicht länger
In den Geschöpfen deiner Hand, im Bild
Und Schatten wie voreinst — gefunden
Ist mein Geheimnis, und es ist enthüllt.

Berlin, 16. Dezember.

„. . . . Gestern hatten wir zur Abwechslung einmal ein kleines Kulturkampf-Intermezzo. Ein gewisser Dr. Kapp sprach von angeblichen Aufreizungen zur Auswanderung, welche sich katholische Geistliche im Posenschen zuschulden kommen ließen, und erlaubte sich Ausdrücke wie „schändlicher Unfug", „Menschenhandel" und dergleichen, wurde aber vom Prinzen Radziwill in sehr würdiger und zugleich energischer Weise abgefertigt. — Habe ich Dir erzählt, daß Herr von Thimus mir sein von August Reichensperger angepriesenes Buch überreicht hat? Ich bin überaus dankbar für die große

Liebenswürdigkeit, aber schon das Motto übertrifft meine schlimmsten Befürchtungen, indem es aus einer ganz nichtssagenden Stelle bei Plato die wunderbarste geheimnisvolle Weisheit herausfindet." Es handelte sich um ein Werk, das der Kölner Appellationsgerichtsrat von Thimus unter dem Titel „Die harmonikale Symbolik des Altertums" verfaßt hatte, und das ohne Zweifel eine ausgebreitete Belesenheit verriet, in seinen Schlußfolgerungen aber von der zünftigen Wissenschaft einstimmig abgelehnt wurde.

Am 22. Dezember war die letzte Sitzung und zugleich das Ende der Legislaturperiode. Die Neuwahlen, wie sie dadurch geboten waren, stellten damals an die Wähler und besonders an die Gewählten lange nicht die Anforderungen wie später. Für mich genügte es, einmal in einer Versammlung in Koblenz zu erscheinen. Dies tat ich um so lieber, als es für mich zugleich einen Besuch im Hause Müller bedeutete, mit dem mich Reichstag und Görresgesellschaft in herzlicher Freundschaft zusammengeführt hatten, und wo der häufige Besucher jederzeit mit gleichbleibender Gastlichkeit aufgenommen wurde. Wir haben vieles ernsthaft miteinander besprochen, aber auch viel miteinander gelacht. Müller besaß eine große natürliche Beredsamkeit, er sprach leicht, immer klar und treffend, und sein Ton war gewinnend wie seine ganze Erscheinung; aber wenn davon die Rede war, daß er in einer Versammlung sprechen solle, machte er stets Ausflüchte und verschanzte sich wohl hinter eine vorhandene oder drohende Migräne. Im gegebenen Augenblicke war aber dann doch jede Scheu oder Befangenheit geschwunden.

Meine Lehrtätigkeit wurde natürlich durch das Parlament mehr oder weniger beeinträchtigt. Im ersten Winter hatte ich das Kolleg ganz aufgegeben, im Sommer dagegen las ich Metaphysik und hielt zum ersten Male Übungen ab, in denen ich ausgewählte Abschnitte aus der Summa des heiligen Thomas interpretieren ließ oder selbst interpretierte. Später richtete ich mich so ein, daß ich abwechselnd in Bonn Vorlesungen hielt und dann wieder in Berlin zur Stelle war. Das war anstrengend und nirgendwo förderlich.

Der gewählte Reichstag trat am 24. Februar 1877 zusammen. Ich blieb aber einstweilen noch in Bonn und las Kolleg. Anfang März ging ich nach Berlin, von wo ich unter dem 10. nach Hause schrieb: „Ist das ein langweiliges Vergnügen! Kommt da ein Abgeordneter nach dem andern und redet mindestens eine Stunde lang über das Budget, wodurch dem steuerzahlenden Volke freilich kein Groschen gespart, die Sachkenntnis des Redners aber doch in helles Licht gestellt wird."

Inzwischen war der Augenblick gekommen, wo meine parlamentarische Tätigkeit endlich einen Inhalt gewinnen sollte. Längst war davon gesprochen worden, daß sich das Zentrum der „sozialen Frage" annehmen solle, doch war man über Allgemeinheiten nicht herausgekommen. Da erschien eines Tages Schorlemer in der Fraktion und verlas einen von ihm entworfenen und mit Motiven versehenen Antrag, der eine Reihe von bestimmten Forderungen enthielt. Es entstand darüber eine sehr lebhafte Diskussion, die Schorlemer etwas gewaltsam dadurch zu Ende brachte, daß er diejenigen, die sich daran beteiligt hatten, aufforderte, die Angelegenheit

in engerem Kreise weiter zu besprechen. Ich hatte auch dazu gehört, außerdem insbesondere Jörg und der oberschlesische Abgeordnete Dr. Franz. Windthorst lag zur Zeit leicht erkrankt in Hannover. In der Beratung übernahm Jörg die Führung. Er war der einzige unter uns, der sich näher mit den einschlagenden Fragen befaßt hatte, wovon seine Geschichte der sozialpolitischen Parteien Zeugnis ablegte. Dr. Franz entstammte einer oberschlesischen Industriellenfamilie und brachte von da wie von seiner kurzen seelsorgerlichen Tätigkeit in seinem Heimatbezirke eine gewisse praktische Vertrautheit mit industriellen Verhältnissen mit. Der Kulturkampf hatte ihn in die Politik getrieben, als das fürstbischöfliche Konvikt in Breslau, wo er Repetent geworden war und sich zur akademischen Karriere vorbereiten wollte, geschlossen wurde. Seine rührige und erfolgreiche agitatorische Tätigkeit hatte ihm den Namen „der schlesische O'Connel" eingetragen. Ich war völliger Neuling und lief schleunigst, mir eine Gewerbeordnung zu kaufen, um mich über die Gesetzgebung zu unterrichten, die wir zu reformieren beabsichtigten. Der Antrag kam nicht ganz so zurück, wie ihn Herr von Schorlemer uns übergeben hatte. Wir waren bestrebt gewesen, unnötige Schärfen zu beseitigen und stellenweise größere Präzision herbeizuführen. Wir Jüngeren waren dabei mit einer gewissen Kühnheit vorgegangen, während Jörg zur Vorsicht riet, um Schorlemer nicht zu verletzen. Dieser nahm die Umgestaltungen nicht übel, wünschte aber, daß nicht er, sondern Graf Galen als Antragsteller genannt und dieser auch die Begründung übernehmen möge. Dies die Entstehungsge-

schichte des vielgenannten Antrags Graf Galen, der am 19. März 1877 beim Reichstage eingereicht wurde.

Kurz zuvor, am 4. März, war ein Antrag seitens der Konservativen eingebracht worden, welcher sich überwiegend mit den Verhältnissen der Lehrlinge und Gesellen beschäftigte. Verwandt damit war eine von dem freisinnigen Abgeordneten Rickert vorgeschlagene Resolution, welche außerdem die Einrichtung von Gewerbegerichten forderte. Endlich hatten die Sozialdemokraten unter Führung des Abgeordneten Fritzschke einen Antrag vorgelegt, der eine umfassende Reform der Gewerbeordnung, insbesondere Maßnahmen zum Schutze der Arbeiter in den Fabriken, verlangte. Alle diese Anträge wurden einer gemeinsamen Beratung unterstellt, die am 16. April begann und an den beiden folgenden Tagen fortgesetzt wurde. Graf Galen kam als zweiter zu Wort. Eine Rede, wie er sie damals hielt, ist weder vorher noch nachher im deutschen Reichstage gehalten worden, sie war und blieb ein Ereignis. Wir, die wir den Redner kannten und verehrten, schätzten in ihm die geschlossene Persönlichkeit, für welche die tiefe, auf felsenfestem Glauben begründete Frömmigkeit nicht nur einen einzelnen Bestandteil, sondern den Wesenskern bildete. Sein Sinnen und Denken war stets auf die letzten Ziele hin gerichtet; nur von den höchsten Gesichtspunkten aus pflegte er alle Vorkommnisse zu beurteilen. Allerdings gelang es nicht immer, den Rückweg zu den Realitäten des Lebens zu finden; auch fehlte ihm wohl die Gabe, Gedanken, die ihn ganz und gar erfüllten, in einer für jedermann verständlichen Weise zum Ausdruck zu

bringen. In jener Rede ging er davon aus, daß es, wie eine gottgewollte Naturordnung, so auch eine „christlich-soziale Weltordnung" gebe, und führte die von den verschiedensten Seiten beklagten Mißstände auf den „Geist des vom Christentume und seinen Geboten getrennten menschlichen Egoismus" zurück. Nicht die einzelnen Forderungen des Antrags und nicht die kurze Begründung, die er dazu brachte, sondern diese grundlegenden Sätze waren es, welche einen Sturm der Entrüstung bei den liberalen Parteien entfesselten. Gleich der folgende Redner, Abgeordneter Rickert, meinte, die Rede des Grafen Galen sei die Negation der gesamten modernen Bildung; er seinerseits sei außerstande, sich in dem größten Teile der gemachten Ausführungen mit dem Antragsteller zu verständigen: „Wie zwei verschiedene Welten stehen wir voneinander getrennt und können uns nicht verstehen."

Auch der Abgeordnete Lasker, der ja die Gewerbeordnung vom Jahre 1869 recht eigentlich als sein Werk ansprechen konnte, sprach ironisch von der „unergründlichen Tiefe des Antrags Galen". Im übrigen war er bemüht, als das Ziel desselben die Rückkehr zum alten Polizeistaat hinzustellen und zur wirtschaftlichen Gebundenheit und Bevorrechtung des Adels.

Der Standpunkt der verbündeten Regierungen wurde durch den Staatsminister Hofmann vertreten, der an Stelle Delbrücks zum Präsidenten des damaligen Reichskanzleramtes berufen worden war, nachdem er vorher im Großherzogtum Hessen als Nachfolger des großdeutsch-konservativen

Herrn von Dalwigk die liberale Aera begründet und den Kampf gegen die katholische Kirche noch früher als dies in Preußen geschah, in Szene gesetzt hatte. Er teilte dem Hause mit, daß die verbündeten Regierungen mit der Ausarbeitung einer Vorlage zur Revision der Gewerbeordnung beschäftigt seien, und bemerkte, daß dabei die sämtlichen Anträge, mit Ausnahme des Galenschen, Beachtung finden würden. In dem letzteren erblickte er geradezu eine „Provokation der Regierung, einen sehr schweren Angriff gegen die bisherige Wirtschaftspolitik der verbündeten Regierungen und des Reichstages selbst; denn in den Fragen, um die es sich hier handelt, ist nur die Gesetzgebung, nicht die Verwaltung der wahrhaft Schuldige". Er habe, so fuhr er fort, mit größter Spannung dem Antrage der Zentrumsfraktion entgegengesehen, sei dann aber vollständig enttäuscht worden.

Die Geschäftsordnung sieht, nachdem die Debatte beendet ist, ein Schlußwort des Antragstellers vor. Dieses war von seiten der Zentrumsfraktion Herrn von Schorlemer übertragen worden, aber kurz vor Beginn der Plenarsitzung des dritten Tages kam Herr von Franckenstein zu Windthorst in seine Wohnung in der Alten Jakobstraße, um ihm zu sagen, daß Schorlemer wegen einer Erkrankung seiner Gattin nach Hause gerufen worden sei, und daher er, Windthorst, sprechen müsse. Für jeden anderen wäre das eine unmögliche Zumutung gewesen; über Windthorst aber ging im Reichstage das Scherzwort herum, das ursprünglich Herr von Mallinckrodt geprägt haben sollte, er spräche niemals besser, als wenn er die Vorlage nicht gelesen habe. Das sollte

sich heute bewähren. An der Vorbereitung des Antrags hatte er nicht teilgenommen, und wie fremd ihm zur Zeit die Materie war, bewies er mir durch eine Frage, die er sogleich bei der Begrüßung an mich richtete. Als er aber kurz darauf das Wort erhielt, zeigte er sich sofort als Herr der Situation. Er erklärte, daß ihn die Aufnahme, welche die Ausführungen des Grafen Galen gefunden hatten, mit innigem Schmerze erfüllt habe. „Man hat gesagt, diese Darlegungen seien Anschauungen aus den vergangenen Jahrhunderten; dieselben seien Gegensätze zu der ganzen modernen Richtung. Die Äußerungen meines Kollegen haben allerdings in sehr plastischer Form den Gegensatz dargestellt zu dem modernen Staat, dem Staat ohne Gott, und wenn das den Trägern der modernen Staatsidee etwas gegen den Strich geht, so begreife ich das." Die Diskussion endete mit der Überweisung der sämtlichen Anträge an eine Kommission von 21 Mitgliedern. Hier wurde nach kaum halbstündiger Beratung der Antrag des Zentrums abgelehnt, worauf die sechs dem Zentrum Angehörigen die Sitzung verließen. Die Anträge der anderen Parteien wurden der Regierung zur Beachtung empfohlen.

Am 13. April 1877 war mir eine zweite Tochter geboren worden. Sie war kräftiger als ihre ältere Schwester und ihre Gesundheit hat uns auch späterhin nie Sorge gemacht. Da meine Mutter wieder zur Pflege gekommen war, konnte ich wenige Tage später zum Reichstage zurückkehren. Aus einem Briefe der letzteren erfuhr ich, Professor Simar sei dagewesen und habe als interessante Neuigkeit, die sie freilich nicht ganz zu würdigen wisse, erzählt, er sei an Stelle Langens zum Mit=

gliede der wissenschaftlichen Prüfungskommission ernannt worden. Das war in der Tat eine interessante Neuigkeit, denn sie besagte, daß doch auch der Kultusminister Falk den katholischen Kandidaten des Lehramtes nicht länger den Zwang auferlegen wollte, die Prüfung aus der Religion bei einem aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschiedenen Priester ablegen zu müssen.

Die Generalversammlung der Görresgesellschaft fand in Münster statt. Für die Entwicklung der Gesellschaft wurde sie dadurch von grundlegender Bedeutung, daß hier der Beschluß zur Herausgabe eines Staatslexikons gefaßt wurde. Die Notwendigkeit, den katholischen Standpunkt nach allen Seiten des staatlichen Lebens und der staatswissenschaftlichen Probleme zu entwickeln, hatte mich beschäftigt, seitdem mir vor einigen Jahren Robert von Mohls Enzyklopädie der Staatswissenschaften in die Hände gekommen war und ich sie eifrig durchstudiert hatte. Wenn durch das Staatslexikon von Rotteck und Welcker der Liberalismus älterer Gestalt und durch das Bluntschlische Staatswörterbuch die Ideen der jüngeren Generation in weiten Kreisen verbreitet worden waren, so sollte dem das von der Görresgesellschaft herauszugebende grundsätzlich, aber in wissenschaftlicher Form entgegentreten. Ich habe das erste Programm ausgearbeitet und auch eine Zeitlang die vorbereitenden Arbeiten für die Ausführung auf mich genommen. An meine Stelle trat später der leider allzufrüh verstorbene Dr. Viktor Gramich und nach diesem Dr. Bruder in Innsbruck, bis endlich nach mehr als einem Jahrzehnt Julius Bachem als Redakteur mit dem Drucke beginnen konnte.

Im Laufe des Sommers besuchte ich die Generalversamm-

lung des Vereins katholischer Edelleute, die diesmal nicht in Münster, sondern ausnahmsweise in Mainz stattfand. Ich ging hin in der Hoffnung, einmal Mitglieder für die Görresgesellschaft zu gewinnen, sodann aber auch, um den von mir so hochverehrten Bischof Ketteler sehen und sprechen zu können. Beides erfüllte sich. Der Bischof war zwar, als wir eintrafen, noch auf einer Firmungsreise, sollte aber am Nachmittage zurückkommen. So beschlossen seine beiden Neffen, Graf Klemens Droste-Erbdroste und Graf Ferdinand Galen, ihn des Abends aufzusuchen. Auf ihre Aufforderung hin schloß ich mich ihnen gerne an. Der Bischof war eben angekommen und hatte noch nicht gespeist, während wir gerade vom Tische aufgestanden waren. So ließ er sich das Essen ins Arbeitszimmer bringen, wo er uns empfangen hatte, und unterhielt sich längere Zeit mit uns in ungezwungener Weise, wobei der Ton warmer Herzlichkeit ebenso zur Geltung kam wie die Weite seines Blicks und die Höhe seiner Auffassung.

Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Wenige Monate danach ist er auf der Rückreise von Rom in dem bayrischen Städtchen Burghausen im Kapuzinerkloster, wo er einen alten Freund besuchen wollte, gestorben. Der Schmerz über den Verlust ging weit über die Grenzen der kleinen Mainzer Diözese und den Kreis seiner persönlichen Freunde und Verehrer hinaus; das ganze katholische Deutschland trauerte um ihn, hatte er doch als einer der ersten auf die großen sozialen Fragen der Gegenwart hingewiesen und später in seinem Buche über die Arbeiterfrage und das Christentum der katholischen Sozialpolitik Wege und Ziele aufgezeigt.

Immer lauter waren die Fragen erhoben worden, seitdem die sozialdemokratische Partei auf dem Plane erschienen war und unerbittlich die Schäden ans Licht zog, welche die Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens gezeitigt hatte. Auch die gesetzgebenden Faktoren des Reiches konnten nicht länger untätig bleiben. Dem am 6. Februar 1878 wieder zusammentretenden Reichstage legten die verbündeten Regierungen den Entwurf betreffend Abänderung der Gewerbeordnung und Errichtung von Gewerbegerichten vor. Zu Anfang März fand die erste Lesung statt, und ich wurde beauftragt, den Standpunkt der Fraktion dabei zu vertreten Dieser war nach meiner Auffassung durch einen doppelten Gegensatz bestimmt; einmal galt es, Stellung zu nehmen gegen den extremen Individualismus, der im Gebiete des wirtschaftlichen Lebens alles dem freien Spiel der Kräfte überlassen wollte. Statt der erhofften Harmonie war aber nur die Vergewaltigung der wirtschaftlich Schwächeren durch die Stärkeren die Folge gewesen. Gerade die Schäden, welche das System des Gehenlassens, das sogenannte Manchestertum, zutage gefördert hatte, und die man sich gewöhnt hatte, unter dem Namen der sozialen Frage zusammenzufassen, waren es ja, welche nach einem Eingreifen der Regierung verlangen ließen. Auf der anderen Seite aber galt es, das Maß und die Richtung dieses Eingreifens richtig zu bemessen. Hier befanden wir uns im Gegensatz zu den Forderungen der Sozialdemokratie, welche von ihrem Zukunftsstaat die autoritäre Regelung der gesamten Produktion sowie der Güterverteilung erwartete und bis dahin möglichst einschneidende Maßregeln zugunsten der Arbeiterklasse auf

Kosten der Unternehmer verlangte. Nicht minder galt es, sich mit denen auseinanderzusetzen, welche in völliger Verkennung der modernen Verhältnisse eine Rückkehr zum alten Polizeistaat anstrebten. Dies war der Standpunkt der preußischen Konservativen, welche dabei nicht so sehr an die Industrie, sondern an das ihnen näherliegende Handwerk dachten. Unmöglich konnte man hoffen, auf dem Wege der Gesetzgebung und polizeilicher Maßregeln veraltete Produktionsformen wieder zurückzurufen. Die wirtschaftlichen Vorteile, welche Maschinenbetrieb und Massenproduktion sowie die unendlich gesteigerten Verkehrsmittel mit sich gebracht hatten, ließen sich nicht aus der Welt schaffen, und auch der Gedanke lag dem Zentrum durchaus fern, den Staat mit seinen Machtmitteln einseitig in den Dienst einer besonderen Klasse oder eines einzelnen Standes zu stellen. Vielmehr erschien mir als das einzig Richtige, die Aufgabe der sozialpolitischen Gesetzgebung dahin zu bestimmen, daß sie die jedem Menschen angeborenen, unveräußerlichen Rechte mit der festen Hülle äußerer Rechtssicherheit zu umgeben habe. Das Recht auf Leben und Gesundheit ist gefährdet durch die Arbeit in ungesunden Fabrikräumen, durch den maschinellen Betrieb, wenn die nötigen Schutzvorrichtungen fehlen, endlich durch zu lange Ausdehnung der Arbeitszeit. Aber unter der Herrschaft des freien Arbeitsvertrags muß der vermögenslose Arbeiter, der für seinen und seiner Familie Unterhalt nichts mitbringt als die Kraft seiner Hände, die Arbeit, die er sucht, da nehmen, wo er sie findet, und unter den Bedingungen, die ihm von dem wirtschaftlich weit überlegenen Gegner diktiert werden.

Er muß vielleicht tagaus, tagein ohne Unterbrechung durch einen freien Sonntag, vierzehn, ja sechzehn Stunden arbeiten; um den kärglichen Verdienst zu ergänzen, muß auch die Frau zur Fabrik gehen. So ist von einem geordneten Familienleben, von einer Erziehung der Kinder keine Rede, und auch die Kinder werden, da sie ja die billigsten Arbeitskräfte darstellen, schon im zarten Alter zur Fronarbeit herangezogen. Kein Wunder, daß die moderne Entwicklung der Industrie in allen Ländern von Massenarmut und Massenelend begleitet war. Eine Arbeiterschutzgesetzgebung also mußte verlangt werden, auch die Sozialdemokratie verlangte eine solche, jedoch ihr Ausgangspunkt war dabei ein anderer. Für mich aber bedeutete sie die Sicherstellung des Rechtes auf Leben und Gesundheit, des Rechtes auf geistige und sittliche Entwicklung und den Schutz der Familie für die Ausübung ihres hohen und heiligen Berufes.

Das war der Standpunkt, den ich bei meinen Reden und Anträgen stets eingenommen habe und für den ich — vorläufig auch noch — die ganze Fraktion auf meiner Seite hatte. Von einer weitergehenden Steigerung staatlicher Autorität und staatlicher Befugnisse wollte sie damals um so weniger etwas wissen, als wir ja noch mitten im Kulturkampf standen und die Wirkungen des staatlichen Absolutismus auf dem Gebiete erfahren mußten, wo freie Bewegung das wichtigste Erfordernis ist. Ich habe daher auch immer wieder darauf hingewiesen, daß eine wirkliche Heilung der sozialen Schäden nur durch die Kirche und die freie Liebestätigkeit ihrer Angehörigen zu erhoffen sei, die staatliche Gesetzgebung aber dafür den festen äußeren Rahmen herzustellen habe.

Durch meine am 4. März gehaltene Jungfernrede hatte ich mir das Lob des Abgeordneten Lasker zugezogen, der mir von da ab ein gewisses, zwischen Verwunderung und Wohlwollen geteiltes Interesse zuwandte. Wenn er mich freilich das „jüngste Mitglied" des Zentrums nannte, welches „unsere Sprache" spricht, so mußte ich ihm in einer persönlichen Bemerkung erklären, daß ich darum doch keinen anderen Standpunkt verträte als den, welcher im vorigen Jahre in den ihm unverständlich gebliebenen Ausführungen meines Freundes Galen zum Ausdruck gekommen sei. Um so unfreundlicher war die Haltung des Abgeordneten von Helldorf, des damaligen Führers der konservativen Partei. Für seinen Vorwurf, die Mitglieder des Zentrums hätten in der Kommission, in welche die Gesetzentwürfe verwiesen worden waren, mit der Sozialdemokratie kokettiert, erhielt er von Dr. Lieber eine fast allzu scharfe Zurückweisung. Mir lag an einer grundsätzlichen Auseinandersetzung, welche zugleich eine gründliche Abfertigung sein sollte. Ich sagte ihm: „Wenn man kein Recht kennt, als im Staat und durch den Staat, dann wird es immer schwerer werden, die scharfe Grenzlinie einzuhalten, über welche hinaus ein solches Eingreifen den Charakter polizeilicher Willkürmaßregeln gewinnt; dann wird man vielleicht das Wort vom christlichen Staat im Munde führen und dennoch Maßregeln seine Zustimmung geben, die die älteste Manifestation des Christentums, die katholische Kirche, in Fesseln schlagen. Wir unsererseits verstehen die Aufgabe der Staatsgewalt dahin, daß sie die vorhandenen Rechte zu schützen hat. Wir sehen die Aufgabe der Gesetzgebung darin, daß sie die

Rechte, die Gott selbst in die Brust des einzelnen gelegt hat, die Rechte, die sich knüpfen an die fundamentalen Institutionen der Gesellschaft, die Rechtsverhältnisse, die aus der fortwährenden Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens hervorgehen, mit der festen Schale der äußeren Rechtssicherheit umkleide. Von diesem Gesichtspunkt aus haben wir teilgenommen an der Beratung des Gesetzentwurfes, und wir beklagen, daß wir von der Seite des Herrn Abgeordneten von Helldorf und seiner Freunde in dieser Beziehung keine Unterstützung gefunden haben. Wir haben sie schmerzlich vermißt, wo es sich darum gehandelt hat, zu schützen das Recht des Kindes auf unverkümmerte Entwicklung seiner geistigen und sittlichen Anlagen. Wir haben die Unterstützung nicht gefunden, als es sich darum handelte, die Familie an der zartesten Stelle zu schützen, an welcher dies vor allen Dingen nottut. Ich darf wohl, ohne eine Indiskretion zu begehen, den Herrn Abgeordneten von Helldorf erinnern, daß er in der Kommission, als es sich um den Schutz der Wöchnerinnen handelte, gestimmt hat für das, was ein sachverständiges Mitglied der Kommission als das physiologische Minimum bezeichnet hat. Derselbe Abgeordnete aber hatte beantragt, daß ein Lehrling, der zu einem anderen Handwerk oder überhaupt zu einer anderen berufsmäßigen Beschäftigung übergehen wollte, hierzu die Genehmigung der Polizeibehörde bedürfe."

Besonders lebhaft wurde in der Kommission und im Plenum über die Sonntagsruhe gestritten. Die gesetzlichen Bestimmungen, wie sie lagen, gaben hier dem Arbeiter keinen genügenden Schutz. Wir waren der Ansicht, daß man zu einem

festen Standpunkt dieser Frage gegenüber nur dann gelangen könne, wenn man von dem christlichen Sonntag und der Sonntagsfeier ausgehe. Gebietet die christliche Religion, den Sonntag zu heiligen, so ist es das unveräußerliche Recht des christlichen Arbeiters, diesem Gebote nachzuleben, und eben darum die Pflicht der staatlichen Gesetzgebung, der Ausübung dieses Rechtes Raum zu schaffen. Nur so ließen sich auch Maß und Umfang der unvermeidlichen Ausnahmen festsetzen. In der Kommission war es gelungen, wenigstens einen Schritt in dieser Richtung zu tun, indem es den Gewerbetreibenden untersagt sein sollte, die Arbeiter in den Fabriken und bei Bauten am Sonntag zu beschäftigen.

Nachdem dieser Vorschlag in der zweiten Lesung die Zustimmung des Plenums gefunden hatte, blieb er in der dritten Lesung mit einer Stimme in der Minderheit. Ein großes rheinisches Blatt schrieb triumphierend, die Vernunft habe, wenn auch nur mit der denkbar geringsten Majorität, gesiegt. Meine gelegentliche Äußerung, die Pflicht der Gottesverehrung entstamme dem natürlichen Sittengesetz, war von einem Berliner Blatte, obwohl ich mich dabei auf den unverdächtigen englischen Philosophen John Locke berufen hatte, als eine ungeheuerliche Behauptung bezeichnet worden. Dafür konnte Windthorst mit vielem Rechte die Ausführungen Bambergers als „die beredteste Verteidigung des Materialismus der heutigen Zeit" bezeichnen: die volle Verteidigung des Gedankens, daß die materiellen Interessen allein entscheiden müssen, und daß jede Unterstützung ideeller Güter zurückstehen müsse gegen die Frage, ob und was produziert werde.

Der Reichstag lehnte schließlich die Vorlage ab, nahm

dagegen die Novelle zur Gewerbeordnung mit einigen Abänderungen an. Unter den letzteren durfte als eine entschiedene Verbesserung die Einführung von Fabrikinspektoren gelten, welche von dem Abgeordneten Stumm in Verbindung mit mir beantragt worden war. Man wußte, daß Bismarck ein Gegner dieser Einrichtung war, und so bestand die Besorgnis, unter seinem Einflusse könne der Bundesrat die veränderte Gesetzesvorlage ablehnen. Glücklicherweise war dieselbe grundlos. Dankbar muß ich noch der Hilfe gedenken, die meinen Freunden und mir von einem Vertreter der Regierung geleistet worden war. Es war dies der Geheime Oberregierungsrat Lohmann, ein geborener Hannoveraner, und mit Dr. Bruel, dem welfischen Hospitanten des Zentrums, näher bekannt, dabei wohlvertraut mit den Schäden des Wirtschaftslebens und den berechtigten Wünschen der Arbeiter. Von ihm erhielten wir wiederholt sachkundige Anregungen in wichtigen Einzelfragen und auch formulierte Anträge, die wir dann in der Kommission einbrachten und verteidigten.

Inzwischen hatte sich das politische Interesse ganz anderen Dingen zugewandt. Am 11. Mai 1878 hatte ein gewisser Hödel, ein völlig verlumpter Handwerksgeselle, ein Attentat auf den Kaiser versucht, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten. Da sich herausstellte, daß Hödel von verworrenen sozialistischen Ideen erfüllt war, beschäftigte man sich in Regierungskreisen alsbald mit Maßnahmen zur Abwehr der sozialdemokratischen Agitation. Ein dem Reichstage vorgelegter Gesetzentwurf wurde indes von diesem mit großer Mehrheit abgelehnt. Da erfolgte am 2. Juni ein neues Attentat auf

den Kaiser durch den den gebildeten Ständen angehörigen Dr. Nobiling. Der Kaiser wurde nicht unbedenklich verwundet, und insbesondere die Brutalität des Mordversuches — der Attentäter hatte aus nächster Nähe einen Schrotschuß auf den vorüberfahrenden Monarchen abgefeuert — mußte die ganze gesittete Welt empören. Auf Antrag Preußens, der die einstimmige Annahme im Bundesrat gefunden hatte, erfolgte am 11. Juni die Auflösung des Reichstages. Die Neuwahlen wurden auf den 30. Juli anberaumt.

Der Sommer brachte ein Ereignis, welches, obwohl weit weniger in die Augen springend, die öffentliche Meinung beschäftigte. Bismarck war zur Badekur nach Kissingen gereist und hatte dort den Besuch des Münchener Nuntius Monsignore Masella erhalten. Begreiflicherweise brachte man dies mit Verhandlungen über Beilegung des Kulturkampfes in Verbindung, um so mehr, als der am 20. Februar neugewählte Papst Leo XIII. in seinem am Tage der Wahl an den Deutschen Kaiser gerichteten Schreiben den dahingehenden Wunsch ausgesprochen hatte. Es sollten freilich noch Jahre vergehen, bis dieser Wunsch eine wenigstens teilweise Erfüllung fand.

Die neue Legislaturperiode begann am 9. September 1878. Die Wahlen hatten zu einer erheblichen Verschiebung unter den Parteien geführt. Zentrum und Konservative hatten zugenommen, die linksstehenden Parteien nicht unbedeutende Verluste erlitten. Als einzigen Gegenstand der Beratungen legten die verbündeten Regierungen einen neuen Gesetzentwurf gegen die Sozialdemokratie vor.

Die Zeit der Einberufung war mir nicht bequem; wir er-

warteten eine Vermehrung unseres kleinen Familienkreises und erhofften, daß zu den zwei lieben, kleinen Mädchen ein Knabe hinzukommen möge. Wie früher war auch diesmal meine treue Mutter herbeigekommen, meiner Frau in der schweren Stunde beizustehen. Aber der Abschied fiel uns beiden doch recht schwer und ich verzögerte ihn so lange als möglich. Die Verhandlungen hatten bereits begonnen, als ich am 15. schrieb: „. . . Nach der Kirche — ich war um ½9 Uhr in der Messe — sprach ich einige Herren, darunter namentlich Graf Praschma, der es mir nach wie vor als feststehenden Wunsch hervorragender Mitglieder der Fraktion bezeichnete, daß ich morgen sprechen möge. Ich ging daher zu Schorlemer, den ich bei dem wieder auferstandenen Heereman (er war krank gewesen) fand, und der mir das Gleiche bestimmter und detaillierter ans Herz legte. Ob es dazu kommen wird, weiß ich bei alledem noch nicht; ich bereite mich vor und sehe, wie es geht. . . Franckenstein ist in Hannover bei Windthorst; eine entschiedene Besserung der Frau des letzteren ist leider noch nicht eingetreten. Moufang konnte ich noch nicht sprechen, er war nicht zu Hause. Ob ich zum Mitglied der Kommission gewählt worden bin, weiß ich noch nicht."

In den Kreisen des Zentrums stand man auch dem neuen Entwurf wenig freundlich gegenüber. Man hielt daran fest, daß den Ausschreitungen der Sozialdemokratie mit den Mitteln des gemeinen Rechts entgegengetreten werden müsse, obwohl die Ausführung dieses Gedankens auf die größten Schwierigkeiten stieß. Dies zeigte sich insbesondere, als — irre ich nicht — von unserem scharfsinnigsten Juristen, dem Abge-

ordneten Peter Reichensperger, der Versuch gemacht wurde, einzelne Paragraphen des Strafgesetzbuches nach dieser Richtung hin abzuändern. Man widerstrebte dem Erlasse eines Ausnahmegesetzes, weil man kein Vertrauen zu den Regierungen hatte und befürchtete, daß die Artikel des Gesetzes bei ihrer Deutungsfähigkeit auch gegen andere Parteien in Anwendung gebracht werden könnten.

Das Wort habe ich in der Generaldebatte meiner Erinnerung nach nicht genommen, dagegen wurde ich mit Dr. Moufang und Graf Galen in die Kommission gewählt. Bei ihrer Konstituierung schlug Herr von Benningsen, der zum Vorsitzenden erwählt worden war, mich für die Stelle eines Schriftführers vor. Ich lehnte indessen ab mit der Begründung, daß ich voraussichtlich in den nächsten Tagen würde verreisen müssen. In der Tat meldete mir am 20. September ein Telegramm meiner Mutter die glückliche Geburt eines Sohnes. Ich fuhr sofort nach Bonn, konnte aber bei dem trefflichen Gesundheitszustande von Mutter und Kind alsbald nach der Taufe nach Berlin zurückkehren. Am 26. konnte ich von dort melden: „... Möglicherweise werden wir in der Kommission heute, sonst sicher morgen, mit der ersten Lesung des Gesetzes fertig. Vor der zweiten Lesung soll es eine Pause geben, zu kurz, um nach Hause zu fahren, zu lang, um ohne Beschäftigung hier zu sitzen. Vielleicht machen Moufang, Galen und ich alsdann einen kurzen Abstecher nach Lübeck, wohin es mich seit langem zieht."

Die Reise nach Lübeck kam in der Tat zustande. Wir besuchten außer Lübeck, wo mich, abgesehen von dem alter-

tümlichen Charakter der Stadt, besonders das Overbecksche Jüngste Gericht in der Marienkirche interessierte, zunächst Travemünde, hierauf Schwerin. In der Gruft der Schloßkirche stand ich vor dem Sarge der jungen, früh verstorbenen Großherzogin, mit der, als Prinzessin Anna von Hessen, wir Kinder verkehrt hatten.

Anfang Oktober hatte die Kommission ihre Arbeit vollendet. Das Gesetz wurde am 18. Oktober auf Grund eines von Konservativen und Nationalliberalen geschlossenen Kompromisses mit erheblicher Mehrheit angenommen. Das Zentrum verhielt sich ablehnend. Unmittelbar nach Erledigung des Sozialistengesetzes wurde der Reichstag geschlossen.

Die kurze Session hatte mir eine wertvolle Bereicherung meines Bekanntenkreises gebracht. Unter den aus den Wahlen hervorgegangenen neuen Mitgliedern der Fraktion befand sich auch der Münchener Rechtsanwalt Andreas Freytag, der in früheren Jahren eines der angesehensten Mitglieder des bayerischen Landtags gewesen war. Er stieg, begleitet von seiner Frau, im Rheinischen Hof ab; so hatten wir Gelegenheit, uns näher kennen zu lernen, und legten den Grund zu der Freundschaft, die uns nach meiner Übersiedelung nach München durch viele Jahre bis zu seinem Tode begleiten sollte. Freytag war eine distinguierte Erscheinung und, was mehr war, ein Mann von durchaus vornehmer Gesinnung; dabei stammte er aus ganz kleinen Verhältnissen; irre ich nicht, so waren seine Eltern Müllersleute in Scheßlitz bei Bamberg. Der talentvolle Knabe sollte Geistlicher werden. Als er indessen zu Beginn seiner Universitätsstudien zur Er-

kenntnis kam, daß ihm hiezu der Beruf fehle, wurden ihm die Subsistenzmittel von zu Hause entzogen. Er mußte nun selbst sehen, wie er durchkäme, und half sich mühsam durch die Erteilung von Unterrichtsstunden. „Ich weiß," sagte er mir gelegentlich, „wie es einem zumute ist, wenn man kein Mittagessen bekommen hat und mit zerrissenen Stiefeln herumgehen muß." Aber es kam Hilfe in der Not. Er wurde Hauslehrer in dem gräflich Vieregg'schen Hause, wo er mehrere Jahre verlebte und neben seinen Pflichten als Erzieher des jungen Grafen sich der Fortsetzung des juristischen Studiums widmen konnte. Nachdem er die Prüfung bestanden hatte, arbeitete er zunächst in der Kanzlei eines der ersten Münchener Rechtsanwälte, um später eine eigene Praxis zu begründen. Bei seiner Begabung, seinem Fleiß und seinem durchaus zuverlässigen Charakter fehlte es ihm nicht an Zulauf; er wurde ein wohlhabender Mann, sein Ansehen und seine Geschäftskenntnis veranlaßten verschiedene Münchener Banken, ihn ihrem Aufsichtsrate beizugesellen; infolgedessen gab er die Anwaltspraxis auf und widmete seine freie Zeit ganz besonders den Werken der Wohltätigkeit. Im Reichstag ist er wenig hervorgetreten.

Während mir, wie oben berichtet worden ist, auf dem Gebiete der Sozialpolitik eine Aufgabe zugefallen und von mir mit Eifer ergriffen worden war, so daß jetzt für das klagende Wort vom beschäftigten Müßiggange kein Anlaß mehr war, hatten sich in der inneren Politik des Reiches wichtige Ereignisse zugetragen, und noch bedeutungsvollere bereiteten sich vor. Nach langen Verhandlungen war die

sogenannte Stellvertretungsfrage zum Abschlusse gekommen. Bismarck hatte in der Person des Fürsten Stolberg eine Art von Vizekanzler erhalten und im Zusammenhange damit begann die Auflösung des Reichskanzleramtes in eine Mehrheit selbständiger Reichsämter. Weit tiefer aber wurde die öffentliche Meinung durch die mehr und mehr in den Vordergrund tretende Frage der Steuer- und Wirtschaftsreform aufgeregt. Mit den wachsenden Bedürfnissen des Reiches hatten die eigenen Einnahmen desselben nicht gleichen Schritt gehalten. Ein eigentliches Defizit konnte nicht daraus entstehen, da verfassungsmäßig die Einzelstaaten für den Mehrbedarf aufzukommen hatten; aber die sogenannten Matrikularbeiträge, welche von diesen zu entrichten waren, begannen eine beträchtliche Höhe anzunehmen. Fürst Bismarck erkannte, daß hier Wandel nötig sei; das Reich mußte durch Vermehrung seiner eigenen Einnahmen von den Einzelstaaten unabhängig gemacht und diese entlastet werden; wenn möglich, sollten ihnen aus den Überschüssen des Reiches Beträge zufließen. Als geeignetes Objekt der Besteuerung hatte Bismarck in erster Linie den Tabak ins Auge gefaßt. Schon im Februar war dem Reichstage eine Steuervorlage zugegangen, welche eine erhöhte Besteuerung des Tabaks und daneben eine Stempelsteuer vorsah.

Daneben verfolgte Bismarck noch einen anderen Gedanken. Die nationalliberale Partei war noch immer die maßgebende im Reichstag, und sie hatte ja auch bisher in allen wichtigen Fragen, insbesondere beim Kulturkampf, dem Kanzler Gefolgschaft geleistet, aber an Reibungen hatte es bei alledem auch bisher schon nicht gefehlt; wiederholt mußten

entstandene Schwierigkeiten auf dem Wege des Kompromisses gelöst werden. Zudem bildeten die Nationalliberalen für sich allein nicht mehr die Majorität des Hauses. Sie besaßen sie nur, wenn die Fortschrittspartei sich ihnen anschloß. Bismarcks Streben ging deshalb dahin, sich eine feste, sichere Majorität zu verschaffen. Schon im vorigen Jahre hatte man davon gehört, daß hervorragende Führer der nationalliberalen Partei — man nannte Benningsen, Forckenbeck und Stauffenberg — von Bismarck in das Ministerium genommen werden sollten. Tatsächlich hatten mit Benningsen Besprechungen in diesem Sinne stattgefunden. Voraussetzung dabei war, daß die Nationalliberalen sich in der Frage der Finanzreform rückhaltlos den Plänen Bismarcks anbequemten. Dies aber stieß sofort auf Schwierigkeiten. Denn wenn die Matrikularumlagen, welche von der jährlichen Bewilligung des Reichstags abhingen, in Wegfall kamen, so war diesem damit das wirksamste Mittel entzogen, auf die Gestaltung des Reichshaushalts Einfluß zu üben. Als aber der Reichstag die erwähnten Steuervorlagen ohne eingehende Beratung an die Budgetkommission verwiesen hatte, wo sie aller Wahrscheinlichkeit nach liegen bleiben sollten, galt der Eintritt der Nationalliberalen ins Ministerium bereits als gescheitert. Dazu kam, daß die Frage der Tabaksteuer nicht nur in parlamentarischen Kreisen sondern in der gesamten öffentlichen Meinung eine sehr ungünstige Beurteilung gefunden hatte; nicht so sehr, weil man den Tabak nicht für ein geeignetes Objekt der Besteuerung hielt, sondern weil man wußte, daß dem Kanzler als Ziel die Einrichtung des Tabakmonopols vorschwebte.

Von diesem erhoffte er eine jährliche Einnahme von 300 Millionen. Durch seine zweideutige Haltung in dieser Frage hatte sich der preußische Finanzminister Camphausen im Reichstage kompromittiert, so daß er sich veranlaßt sah, am 27. Februar 1878 seine Entlassung zu nehmen. Mußte nun die Frage des Tabakmonopols die Angehörigen einer einzelnen, aber sehr wichtigen Industrie in Unruhe versetzen, so kam noch dazu, daß andere und wichtigere Industriezweige schon seit längerer Zeit in Unruhe und Sorge sich befanden. Infolgedessen hatte Bismarck im Februar des genannten Jahres eine Enquete über die mißliche Lage der Eisenindustrie beantragt.

Im Reichstage trat im März unter dem Vorsitze des früheren württembergischen Ministers von Varnbüler die volkswirtschaftliche freie Vereinigung zusammen, welche sich außerhalb der parlamentarischen Tagesordnung mit wirtschaftlichen Fragen, insbesondere mit der damaligen Notlage der deutschen Industrie beschäftigte. Bismarck verfolgte zunächst den Gedanken einer schärferen Heranziehung des Tabaks weiter, konnte aber beim Bundesrat nur die Genehmigung zur Vornahme einer umfassenden Enquete über die Frage der Tabakbesteuerung erhalten; die Frage des Tabakmonopols fand auch hier eine kühle Aufnahme. Unter diesen Umständen beschloß der Kanzler einen anderen Weg einzuschlagen und faßte neben dem Tabak auch noch andere Steuerobjekte ins Auge. Hiebei nun kam ihm die in industriellen Kreisen vorhandene und auch in jener freien Vereinigung der Reichstagsabgeordneten zutage getretene Be-

wegung entgegen. Nunmehr plante er nichts Geringeres als eine völlige Umwandlung der bisherigen deutschen Wirtschaftspolitik. Auf eine briefliche Anfrage des Freiherrn von Varnbüler erklärte er diesem zu Ende Oktober, daß es in seiner Absicht liege, eine umfassende Revision des bestehenden Zolltarifs herbeizuführen; das aber besagte, daß die seit fünfzig Jahren befolgte Freihandelspolitik verlassen und eine völlig entgegengesetzte Richtung eingeschlagen werden solle. Bismarck dachte dabei in erster Linie an den Geldbedarf des Reiches, wozu er ausgiebiger Finanzzölle bedurfte; um aber diese zu erlangen, mußte er sich der in Industriekreisen mehr und mehr zur Vorherrschaft gelangenden schutzzöllnerischen Bestrebungen bedienen. Auf seine Anregung hin setzte der Bundesrat eine Kommission zur Prüfung des bestehenden Zolltarifs ein, als deren Vorsitzender Herr von Varnbüler. ein ausgesprochener Schutzzöllner, ausersehen war.

Auch die Thronrede, mit welcher der am 12. Februar 1879 zusammentretende Reichstag eröffnet wurde, sprach von den Übelständen auf wirtschaftlichem Gebiete, denen auf dem Wege der Gesetzgebung Abhilfe geschaffen werden sollte, und im Zusammenhange damit von Vorschlägen, wie dem Reiche neue Einnahmequellen eröffnet werden könnten. Von großer Bedeutung war es, daß auch die landwirtschaftlichen Kreise von der Bewegung ergriffen wurden und mit wachsendem Ungestüm den Schutz der einheimischen Produktion gegen die ausländische Konkurrenz verlangten.

Das konnte auf die Stellung des Zentrums nicht ohne Einfluß bleiben, wo man wenig Fühlung mit der Industrie,

um so mehr aber mit dem größeren und kleineren Grundbesitz hatte. Am 30. März erklärte Windthorst in der freien wirtschaftlichen Vereinigung, das Zentrum werde bezüglich der wirtschaftlichen Maßregeln den Reichskanzler unterstützen.

Am 6. Mai begann die Generaldebatte über den neuen Zolltarif; sofort war deutlich, daß für die Schutzzölle zweifellos eine Majorität vorhanden war. Am 3. Tage hatte Windthorst Veranlassung, das Zentrum gegen die Angriffe zu verteidigen, welche sich in der liberalen Presse, wie auch im Parlament, an die von ihm eingenommene Haltung geknüpft hatten. Unterm 8. Mai berichte ich darüber an die „Kölnische Volkszeitung": „Gleich die ersten Worte machten allem müßigen Gerede der letzten Tage ein Ende. Den Anzapfungen Richters stellte der Führer des Zentrums den kategorischen Satz entgegen: „Der Reichskanzler unterhandelt mit mir überhaupt nicht, am wenigsten in dieser Sache." Von einer unbedingten Unterstützung der Regierung könne nicht die Rede sein, am wenigsten, solange der Jammer des christlichen Volkes ungehört verhalle, die Bischöfe im Auslande weilten, mehr als tausend Pfarreien verwaist seien, die Spendung der Sakramente mit Strafe belegt werde. Für eine Umkehr der Wirtschaftspolitik sei die Zentrumsfraktion eingetreten, längst ehe die Wandlung auf Seite der Regierung erfolgt sei; sie habe daher in dieser Richtung keine neue Stellung einzunehmen. Was die finanzielle Seite der Sache betreffe, so könne die Notwendigkeit, neue Einnahmen zur Deckung des Defizits zu beschaffen, nicht verkannt werden; darüber hinaus Summen zu bewilligen verhindere ihn und

seine Freunde der Mangel jeder Garantie, daß dieselben nicht zu solchen Zwecken verwendet würden, die sie stets perhorreszieren müßten: zu einer Steigerung des Militäretats im Reiche, zur Verwirklichung der Falkschen Unterrichtsprojekte und zur Verstaatlichung der Eisenbahnen in Preußen. Aber auch jene Beschaffung von Mitteln, so weit durch dieselben die Matrikularbeiträge beseitigt werden sollen, könne nicht gewährt werden, ohne daß das Bewilligungsrecht des Reichstages für Einnahmen und Ausgaben in zuverlässiger Weise garantiert sei."

Der Sieg der vom Fürsten Bismarck inaugurierten Wirtschaftspolitik war so gut wie entschieden. Zugleich aber war das bis dahin angefeindete und an die Wand gedrückte Zentrum zur ausschlaggebenden Partei geworden. Die veränderte parlamentarische Lage fand ihren Ausdruck, als bei der Konstituierung der vom Reichstag zur Vorberatung des Zolltarifs eingesetzten Kommission zum Vorsitzenden der deutschkonservative Abgeordnete von Seydewitz und zu dessen Stellvertreter Freiherr von Franckenstein erwählt wurde. Dabei blieb es nicht; am 20. Mai legte Herr von Forckenbeck das Präsidium des Reichstags nieder; ihm schloß sich wenige Tage später der erste Vizepräsident Freiherr von Stauffenberg an; statt ihrer bestiegen die Herren von Seydewitz und von Franckenstein den Präsidentenstuhl. Wie man innerhalb des Zentrums über die Vorkommnisse dachte, möge man dem nachfolgenden Artikel entnehmen, den ich am 24. Mai 1879 der „Kölnischen Volkszeitung" zugehen ließ:

„Wenige Tage haben hingereicht, um die Physiognomie

22*

des Reichstags, soweit sie in den Persönlichkeiten seiner vornehmsten Repräsentanten zum Ausdruck kommt, total zu verändern. Zum ersten Male ist das Zentrum in die Stelle eingerückt, die ihm mit Rücksicht auf das Stärkeverhältnis der Parteien im Hause schon längst gebührt hätte, die ihm aber bisher von den vereinigten Fraktionen hartnäckig verweigert worden war. Erst bei den beiden letzten Wahlen hatten vereinzelte Konservative sich bereit gefunden, der einfachen Forderung der Billigkeit gerecht zu werden und für Herrn von Franckenstein als ersten Vizepräsidenten zu stimmen; das Gros der Partei war in seiner abwehrenden Haltung verblieben.

Man kann sich nur darüber freuen, daß die Partei heute diese Haltung aufgegeben und daß sie den Moment, wo die veränderte Stellung des Reichskanzlers sie mehr als bisher zu einflußreicher Teilnahme an der Leitung der inneren Politik des Reiches berufen zu haben scheint, dazu benutzt hat, um dem Zentrum gegenüber die Pflichten der Gerechtigkeit und des parlamentarischen Anstandes zu erfüllen, welche die Liberale Partei, auf der Höhe ihrer Machtstellung, zu erfüllen abgelehnt hat. Auch ein anderer Gedanke liegt nahe. Im vorigen Jahre bemerkte der Fürst Reichskanzler in einer Replik gegen Herrn von Schorlemer, von den Freunden des Redners könne er „nicht leben". Jetzt, wo der Bruch des leitenden Staatsmannes mit dem linken Flügel der Nationalliberalen allem Anschein nach ein unheilbarer geworden ist, scheint sich der erstere mit dem Gedanken vertraut gemacht zu haben, daß zu der parlamentarischen Majorität,

auf die er bei der Durchführung seiner wirtschaftlichen Pläne angewiesen ist, das Zentrum einen unentbehrlichen Bestandteil liefere, und er scheint seinerseits damit einverstanden zu sein, daß dieser Sachverhalt seinen öffentlichen Ausdruck finde. Bei der engen Fühlung, in der die konservativen Fraktionen sich mit den Wünschen des Fürsten Bismarck zu erhalten pflegen, dürfte auch diese Schlußfolgerung nicht allzuweit vom Ziele abliegen.

Weitere Kombinationen an die erstmalige Wahl eines „ultramontanen" Vizepräsidenten zu knüpfen dürfte dagegen verfrüht sein, und namentlich wird man gut tun, etwaigen sanguinischen Hoffnungen den Zügel anzulegen. Selbst wenn der Reichskanzler zur Zeit entschlossen ist, seine Stütze bei den Konservativen und dem Zentrum zu suchen, so bleibt doch noch zweifelhaft, ob er bereit sein werde, diese Stütze so zu akzeptieren, wie sie wirklich ist, das heißt mit der *vollen Reserve, mit welcher die Zentrumsfraktion seinen Reformplänen und namentlich den geforderten hohen Finanzzöllen gegenübersteht.* Und wiederum — selbst wenn dies der Fall wäre, wenn er bereit sein sollte, auf die Forderungen des Zentrums bezüglich der konstitutionellen Garantien, des Einnahmebewilligungsrechtes und der Ermäßigung einzelner Hauptpositionen, einzugehen, so wäre auch dann noch ein weiter Schritt bis zu einer förmlichen Allianz und der Erfüllung derjenigen Forderungen, um derentwillen das Zentrum seit acht Jahren den parlamentarischen Kampf geführt hat und weiter führen wird.

Daß heute Möglichkeiten der letzteren Art vielfach in den Kreis der Erörterungen gezogen werden, kann nicht überraschen. Auch ist die Konferenz nicht unbemerkt geblieben, welche der Kultusminister Dr. Falk in einem Zimmer des Reichstagsgebäudes mit Herrn von Benningsen hatte. Namentlich aber sind es die liberalen Blätter, voran die Nationalzeitung, welche den Eintritt eines „Ultramontanen" in das Präsidium des Reichtags zu einem Ereignis von größter Tragweite aufbauschen. Sie können in der Tat nicht anders. Jahr um Jahr hat man den liberalen Lesern erklärt, daß der Ausschluß des Zentrums von den parlamentarischen Ehrenstellen eine Notwendigkeit bleibe, solange die Partei „den Gesetzen des Staates den Gehorsam verweigere". Es war der Grundgedanke aller Kulturkampfreden, daß die Vertreter des katholischen Volkes die Feinde des „nationalen Gedankens" seien; es gehört zu den Grunddogmen jedes liberalen Zeitungsverlegers, daß das Zentrum mit seinen Bestrebungen völlig außerhalb der „nationalen Entwicklung" stehe. Wundern kann es demgemäß niemanden, wenn Blätter solchen Schlags die Wahl des Herrn von Franckenstein als eine schwere Niederlage empfinden, und nun will es die Ironie des Schicksals, daß es die neue Parole der „nationalen Arbeit" gewesen ist, welche die Macht der liberalen Partei gebrochen und von der Zentrumsfraktion den bisherigen Bann genommen hat.

In den Reihen dieser letzteren sieht man übrigens die Dinge so nüchtern als möglich an. Man ist erfreut, sich nicht länger von dem Platze ausgeschlossen zu sehen, auf

welchen die imponierende Zahl der Wähler längst ein Recht verlieh. Man ist nicht minder erfreut, einen Mann, dem die Fraktion zu größtem Danke verpflichtet ist, der, ohne gerade häufig im Plenum als Redner aufzutreten, seit Jahr und Tag auf die Haltung der Fraktion einen bedeutsamen Einfluß ausgeübt hat und dessen hervorragende Befähigung man innerhalb derselben wohl zu würdigen wußte, auf jenen Ehrenplatz gestellt zu sehen. Aber man vermißt zur Zeit noch die Symptome, welche einen wirklichen Systemwechsel verkündeten. Man bezweifelt, daß der Umschlag der Politik sich plötzlich vollziehen werde. Man kennt die Kunst des Fürsten Bismarck, auf dem Wege dilatorischer Verhandlungen zu siegen, und man ist sich bewußt, daß nicht ephemere Interessen die Fraktion zusammengeführt haben, sondern unerschütterliche Grundsätze, auf deren treuer Wahrung ihre eigene Stärke und das Vertrauen der Wähler beruht.

Mancherlei Konsequenzen des veränderten Standes der Dinge können allerdings nicht ausbleiben. Der erste Vizepräsident des Reichstags kann der persönlichen Berührung mit dem Reichskanzler nicht aus dem Wege gehen. Gleich heute war Herr von Franckenstein zusammen mit dem neugewählten ersten Präsidenten zum Kaiser befohlen. Wenn aber hierdurch auch die bisherige oppositionelle Haltung äußerlich an Schroffheit verlieren wird, so ist es doch keine Frontveränderung des Zentrums, welche den Anlaß dazu gegeben hat, und man wird in seinen Reihen nicht geneigt sein, die Waffen niederzulegen, solange nicht ein ehrenvoller Friede gewiß ist."

In die Kommission war auch ich gewählt worden. Bei den Beratungen interessierten mich nur diejenigen Positionen des Tarifs, bei denen sozialpolitische Gesichtspunkte mit in Betracht kamen, und ich erinnere mich, daß, als ich einmal in diesem Sinne das Wort ergriff, mir dies eine wenig freundliche Gegenrede des Abgeordneten Delbrück eintrug, des früheren Präsidenten des Reichskanzleramtes. Viel wichtiger aber als die einzelnen wirtschaftlichen Positionen war für den Reichstag die Frage der sogenannten konstitutionellen Garantien. Wurde das Reich durch eigene Einnahmen finanziell unabhängig gemacht, so fiel damit die Festsetzung der Matrikularbeiträge und damit der entscheidende Einfluß des Reichstags auf die Gestaltung des Budgets hinweg, wie schon oben bemerkt worden ist. Auf verschiedenem Wege wollte man seitens der einzelnen Parteien hier Abhilfe schaffen. Die Stellung des Zentrums kennzeichnet mein Bericht, an die „Kölnische Volkszeitung" vom 24. Juni 1879:

„Morgen wird die Tarifkommission in die Beratung der sogenannten Garantiefrage eintreten; das Ergebnis derselben, mit größter Spannung erwartet, wird, nach mehr als einer Seite hin, von entscheidender Bedeutung sein.

In keiner der Fragen, welche den Reichstag seit seinem Bestehen beschäftigten, war es für die verschiedenen Fraktionen, aus denen er sich zusammensetzt, so schwierig, zu einer bestimmten zweifellosen Stellungnahme und damit zu einer einheitlichen Aktion zu gelangen, als in der Frage der Zoll- und Wirtschaftsreform. Daß an ihr die nationalliberale Partei gescheitert ist, und die innere Spaltung nur äußerlich und

künstlich noch verdeckt wird, ist längst offenes Geheimnis. Aber auch das Zentrum war sich von Anfang an bewußt, wie schwierig seine Situation und wie verantwortungsvoll seine Haltung sei. Die Fraktion hat den Vorwurf stets zurückgewiesen, daß sie systematisch Opposition treibe. Sie hat sich jederzeit da zu einer scharfen und unbeugsamen Opposition verpflichtet erachtet, wo die höchsten und heiligsten Anliegen der Gewissensfreiheit und des religiösen Lebens in Frage standen, und sie hat sich niemals bereit finden lassen, die Interessen der Volkswohlfahrt und der bürgerlichen Freiheit preiszugeben, um dafür von der offiziösen Presse den staatserhaltenden Parteien zugezählt zu werden. Sie wird sich aber auch umgekehrt niemals für berechtigt erachten, auf Kosten der Volkswohlfahrt in ihrer oppositionellen Stellung der Reichsregierung gegenüber zu verharren.

Wir wissen nicht, ob überhaupt befreundete Stimmen sich dahin haben vernehmen lassen, das Zentrum solle auch dem Teile der von dem Fürsten Bismarck geplanten Wirtschaftsreform, den es selbst seit Jahren vertreten hatte, darum mit einem scharfen Nein entgegentreten, weil es der Fürst Bismarck ist, der ihn in Anschlag bringt. Innerhalb der Fraktion dürfte eine solche Auffassung schwerlich Anklang und Vertretung gefunden haben. Und die bisherigen Abstimmungen über die einzelnen Positionen des neuen Zolltarifs zeigten sich stets auf Seite derjenigen, welche die nationale Arbeit und den inländischen Markt gegen die Ausbeutung durch das kosmopolitische Kapital zu schützen suchen. Aber mit den Fragen der Wirtschaftspolitik sind zugleich

die Fragen der Finanzpolitik aufs engste verbunden; hier liegen die Schwierigkeiten, und hier konnten die Zweifel beginnen. Wo die Schutzzölle nicht völlig prohibierend wirken, liefern sie einen finanziellen Ertrag; manche schätzen den von dem neuen Zolltarif nach dieser Richtung hin zu erwartenden Eingang auf 80 Millionen. Sollte man nun vielleicht darum auf die Schutzzölle verzichten, weil man grundsätzlich jeder Vermehrung der Staatseinnahmen widerstrebt? Kein einsichtiger Wähler des Zentrums wird dies von seinen Vertretern verlangt haben. Höchstens konnte man fordern, daß auch die Gewährung dieser Mehreinnahmen an gewisse Garantien bezüglich ihrer Verwendung geknüpft werde, und ganz zweifellos war es von vornherein, daß eine Gewährung weiterer Zolleinnahmen, der sogenannten Finanzzölle, ohne derartige Garantien unzulässig sein würde.

Denn daß auch diesen letzteren gegenüber mit einer puren Ablehnung nicht auszukommen sei, mußte sich sofort ergeben, als man aus dem Stadium der bloßen Präliminardiskussion in das der geschäftlichen Verhandlung eingetreten war. —

Es soll kein besonderes Gewicht darauf gelegt werden, daß in vielen Fällen die Grenzbestimmungen zwischen dem, was als Schutzzoll und dem, was als Finanzzoll zu erachten sei, sich mit zweifelloser Sicherheit kaum würden feststellen lassen. Kaffee, Petroleum und Tabak sind ohne Frage diejenigen Artikel, bei denen der finanzielle Gesichtspunkt der weitaus vorwiegende ist, und die auch des zu erwartenden Erträgnisses wegen in erster Linie stehen. Diesen gegen-

über sich völlig ablehnend zu verhalten wäre nur dann möglich gewesen, wenn die Wirtschaftsreform allein in Frage gestanden hätte. Das Zentrum zumal würde dann keinen Augenblick gezögert haben, sich dagegen zu erklären, da die Befürchtung eine nur zu berechtigte ist, daß die bewilligten Mehreinnahmen alsbald von ebenso vielen Mehrausgaben würden verschlungen werden; allein hieran war es aus mehr als einem Grunde verhindert. Zunächst muß daran erinnert werden, daß ein einziger Gesetzentwurf die Schutzzölle wie die Finanzzölle umfaßt; mag man auch in der Spezialberatung gegen diese letzteren stimmen, bei der Schlußabstimmung wird man sich vor die Alternative gestellt finden: entweder, um die Finanzzölle zu beseitigen, auch auf die Schutzzölle zu verzichten, oder aber, um die letzteren zu erlangen, die ersteren in Kauf zu nehmen.

Hierzu kommt aber bekanntlich noch ein anderes. Die Volksvertretung im Reichstag befindet sich in einer förmlichen Zwangslage; die steigenden Ausgaben und Bedürfnisse der letzten Jahre, an denen die Zentrumsfraktion keine Schuld trägt, denen gegenüber von ihren Wortführern immer wieder auf Ersparnisse gedrungen worden ist, hat in sämtlichen deutschen Staaten eine größere oder geringere Finanznot zur Folge gehabt. Für Preußen wird das Defizit des laufenden Jahres auf einige vierzig Millionen Mark angegeben, für Bayern beziffern es die den Mitgliedern der Tarifkommission vorgelegten Nachweise auf fünfundzwanzig Millionen, für Sachsen auf fünf, für Württemberg auf acht, für Baden auf neun Millionen Mark. Daß eine Deckung des Bedarfs durch eine neue Anspannung

der direkten Besteuerung nicht möglich sei, ist die fast allgemein von Regierung und Volksvertretung geteilte Überzeugung; aber auch die Aufnahme neuer Anleihen dürfte sich kaum als geeignetes Mittel empfehlen, zumal die notwendige Deckung der Zinsen und Amortisationsquoten doch wieder zu einer Erhöhung der direkten Steuern führen müßte; somit bleibt nur übrig, auf eine mäßige Erhöhung der minder drückenden indirekten Steuern Bedacht zu nehmen, und hier kommt noch das Weitere hinzu, daß das System der indirekten Besteuerung, ganz im Gegensatz zu der allgemeinen Meinung der früheren Jahre, mehr und mehr an Anhängern gewinnt, und die von dem Fürsten Bismarck im Zusammenhange damit proklamierte Steuerreform weithin im Lande Anklang gefunden hat.

Ist nun die Zentrumsfraktion aus allen diesen Gründen nicht in der Lage, in der reinen Negative zu verharren, so ist sie, wie aus den Reden ihrer Führer ausreichend erhellt, ebensowenig gewillt, der Reichsregierung ungemessene Einnahmen zu bewilligen, noch das Bewilligte ohne jede Garantie hinzugeben. Über die Höhe der unumgänglichen Bewilligung dürfte ein Beschluß erst gefaßt werden können, wenn durch die Beratung der Kommission die Bedürfnisfrage festgestellt, und namentlich auch ein annähernd zutreffendes Urteil darüber möglich sein wird, bis zu welcher Höhe das finanzielle Ergebnis der Schutzzölle zur Deckung ausreichen werde. Was dagegen die Garantiefrage betrifft, so ist die Fraktion schon jetzt und, wie wir hinzufügen dürfen, mit voller Einmütigkeit zu einer klaren und präzisen Stellung

gelangt. Zweierlei stand für die Fraktion von vornherein fest: sie war nicht gewillt, durch Eröffnung neuer, stetig fließender Einnahmequellen für das Reich das Bewilligungsrecht des Reichstags illusorisch zu machen; sie war ebensowenig gewillt, auf Kosten der Einzelstaaten die Zentralgewalt des Reiches zu verstärken und in die Finanzhoheit der ersteren einzugreifen; beides wurde gewahrt, wenn der status quo aufrecht erhalten und das System der Matrikularumlagen, welches Artikel 70 der Reichsverfassung als eine bloß provisorische Einrichtung erscheinen läßt, neuerdings gesichert und festgehalten wurde, wenn also die Mehreinnahmen aus den neu bewilligten Zöllen nicht zu einer Dotierung des Reiches, sondern zur Entlastung der Einzelstaaten verwandt werden sollen. Das ist der Sinn des Antrages, welcher vom Zentrum in der Kommission vertreten wird. Der bisherigen zentralistischen Tendenz in der Entwicklung des Reiches wird hierdurch der föderalistische Gedanke mit allem Nachdruck gegenübergestellt, und zwar in einer Weise, welche die Rechte des Reichstages nicht beschränkt, sondern vielmehr ausdrücklich innerhalb der bisherigen Grenzen wahrt. An den Vertretungskörpern der Einzelstaaten ist es, dafür Sorge zu tragen, daß die den letzteren gewordenen Mehreinnahmen nicht dazu verwandt werden, leichten Herzens in neue Anforderungen zu willigen, sondern dazu, die bestehenden Lasten zu erleichtern und eine jedesmal den besonderen Bedürfnissen angepaßte Steuerreform anzubahnen. Für die große Wichtigkeit, welche dem Antrag des Zentrums innewohnt, zeugt genugsam die Entschiedenheit, mit der das Haupt der Uni-

tarier, Herr von Bennigsen, ihn abgelehnt, und die gesamte liberale Presse dagegen Stellung genommen hat.

Auf den Bennigsenschen Antrag, einige der wichtigsten Finanzzölle nur auf Zeit zu bewilligen, legt man dagegen in den Kreisen des Zentrums geringes Gewicht. Man hat dort wenig Vertrauen in die nachhaltige Kraft parlamentarischer Beschlüsse und die Widerstandsfähigkeit politischer Parteien, man ist zudem nicht gewohnt, in Herrn von Bennigsen den unbeugsamen Vertreter der Rechte und Freiheiten des Volkes zu erblicken; auch würde eine solche Bestimmung nach Annahme des oben bezeichneten Antrages seine Spitze nicht mehr gegen das Reich, sondern gegen die Einzelstaaten richten, und sie würde endlich von geringer praktischer Bedeutung und höchstens als Drohmittel zu verwerten sein; denn die wirkliche Verringerung der Zölle und Steuern — es steht hier namentlich die Salzsteuer in Frage — würde zwar die Einnahmen des Reiches schmälern, aber sie bliebe zum großen Teil ein Geschenk an die Händler und Spekulanten, ohne zur Erleichterung des Volkes beizutragen.

Gegen den Antrag des Zentrums werden ohne Zweifel sämtliche Liberale stimmen, dagegen ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die beiden konservativen Fraktionen dafür eintreten werden. Inwiefern diese Parteiverschiebung weitere Folgen in der Zukunft nach sich ziehen werde, bleibt abzuwarten. Das Zentrum aber wird sich sagen können, daß seine Mitwirkung bei einer gesetzgeberischen Maßregel von durchgreifendster Bedeutung, die es teilweise selbst herbeigewünscht, deren Durchführung im ganzen es nicht auf-

zuhalten vermochte, ihm zugleich eine Errungenschaft einbrachte, welche im Interesse der föderativen Ausgestaltung des Reiches, wie der Wahrung des konstitutionellen Rechtes, nicht hoch genug angeschlagen werden kann."

Am 25. Juni wurde in der Kommission der Antrag des Zentrums mit erheblicher Stimmenmehrheit angenommen, welcher den Namen des Freiherrn von Franckenstein trug, und demzufolge der eine bestimmte Höhe überschreitende jährliche Betrag an Zöllen und Verbrauchssteuern den einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung überwiesen werden sollte. In der Begründung konnte Windthorst sich darauf berufen, daß er die dem Antrage zugrunde liegenden Gedanken bereits in seiner Rede vom 8. Mai entwickelt und seine Zustimmung an die Erwartung geknüpft habe, daß die Mehrerträgnisse aus indirekten Abgaben zu Erleichterung der Finanznot den Einzelstaaten überwiesen werden sollten. Am 9. Juli trat auch die Mehrheit des Reichstages dem Antrag bei. Vom 10.—12. Juli fand die dritte Lesung des Zolltarifs statt. Er gelangte in der Gestalt, die er auf Grund eines Kompromisses zwischen den Eisenschutzzöllnern und den Agrariern gewonnen hatte, mit großer Stimmenmehrheit zur Annahme. Unmittelbar darnach wurde die Session geschlossen.

Schon am 30. Juni hatte Kultusminister von Falk seine Entlassung eingereicht; am 14. Juli erhielt er in dem bisherigen Oberpräsidenten von Schlesien, Herrn von Puttkamer, seinen Nachfolger.

Die Sozialpolitik war begreiflicherweise in der abgelaufenen Session etwas in den Hintergrund getreten; die

konservative Partei hatte ihr früher erwähntes Interesse für das Handwerk durch die Vorlage eines Antrages, der den Namen des Abgeordnete v. Seydewitz führte, bekundet, welcher eine Organisation des Innungswesens anstrebte. Wichtiger aber war die Haftpflichtfrage und was damit zusammenhing. Ich habe oben den von mir grundsätzlich eingenommenen Standpunkt dargelegt, der Staat solle mit seiner Zwangsgewalt da, aber auch nur da eingreifen, wo es sich darum handelt, wirkliche Rechte der einzelnen zu schützen, welche diese selbst zu schützen nicht in der Lage sind. Dem Antrag der Konservativen gegenüber ergab sich daraus für mich die Konsequenz, daß ich der Einführung von Zwangsinnungen durchaus widerstrebte und nur bereit war, unter bestimmten Voraussetzungen den Innungen gewisse Privilegien zuzuwenden, welche es erstrebenswert machten, ihnen als Mitglied anzugehören.

Anders in der anderen Frage. Mir war nicht zweifelhaft, daß es sich hier in der Tat um den Schutz von Rechten handelte. Wer seine Arbeitskraft in den Dienst eines Unternehmers stellt, sollte der nicht einen Anspruch auf Ersatz haben? Ich hatte sehr fleißig die Schriften des Vereins für Sozialpolitik gelesen und mir manche der hier vertretenen Gedanken angeeignet, andere in meinem Sinne umgebogen. So sagte ich mir: Die Arbeit ist eine Ware, die der Arbeiter an den Arbeitgeber verkauft; der Lohn, den er dafür erhält, muß also von Rechts wegen den Wert der verkauften Ware decken; aber die Arbeit ist eine Ware von ganz besonderer Art, denn sie ist von der Person des Arbeiters untrennbar. Das Arbeitsverhältnis ist durch den freien Arbeitsvertrag geregelt. Auf

die Bedingungen desselben hat der einzelne Arbeiter so gut wie keinen Einfluß; er muß arbeiten, um sich und seine Angehörigen am Leben zu erhalten; er muß die Arbeit übernehmen da, wo er sie findet, und so, wie er sie findet. Er ist in der Lage des Kaufmanns, der seine Ware unter allen Umständen losschlagen muß, auch wenn die Produktionskosten nicht gedeckt werden. Hier ist der Punkt, wo die staatliche Gesetzgebung eingreifen muß; sie muß dem wirtschaftlich Schwachen dazu verhelfen, daß er den vollen Erlös für seine Ware Arbeit erhält, weil diese mit seiner Person untrennbar verbunden ist, und es sich somit um den Schutz persönlicher Rechte handelt. Diesen Satz hatte ich versucht in der Fabrikgesetzgebung zur Geltung zu bringen, er schien mir aber noch darüber hinaus Anwendung finden zu müssen. Schließt er die Forderung ein, die Beschäftigung in den Fabriken so einzurichten, daß der Arbeiter gegen die Gefahren geschützt ist, welche die Arbeit mit Maschinen bei Massenproduktion und Arbeitsteilung naturgemäß mit sich bringt, so schien er mir auch in den Fällen, in denen der Arbeiter tatsächlich von diesen Gefahren in irgend einer Weise betroffen wurde und Schaden gelitten hatte, einen Anspruch auf Ersatz zu begründen. Das Haftpflichtgesetz vom Jahre 1859 gestand dem beschädigten Arbeiter einen Anspruch auf Schadenersatz nur dann zu, wenn die Beschädigung nachweislich auf ein Verschulden des Arbeitgebers zurückzuführen war. Die Beweislast traf den Beschädigten. Fast überall hatten die Unternehmer durch Eingehung von Versicherungen das Risiko zu vermindern und ihre persönliche Haftbarkeit in den Hintergrund zu schieben ge-

wußt. Die Versicherungsgesellschaften aber waren reine Erwerbsgesellschaften, denen es nicht einfiel, erhobene Ansprüche ohne weiteres zu befriedigen. Das war, wie allseitig anerkannt wurde, ein unhaltbarer Zustand. Der Antrag Galen vom Jahre 1877 hatte denn auch unter anderm eine Reform des Haftpflichtgesetzes verlangt. Im Jahre 1878 hatte sodann der freisinnige Abgeordnete Hirsch einen gleichgerichteten Antrag eingebracht, das Zentrum seinerseits hatte dazu jenen Teil des Antrags Galen reproduziert. Am 9. April hatte ihn der Reichstag an eine Kommission verwiesen; das Ergebnis ihrer Verhandlungen war eine Resolution, der zufolge Erhebungen über eine Ausdehnung des Gesetzes auf die mit besonderer Gefahr für Leben und Gesundheit verbundenen Gewerbebetriebe, sowie Vorschläge über eine Regelung der Beweislast, in einer der Natur der einzelnen Gewerbebetriebe entsprechenden Weise, verlangt wurde. Sie kam wegen Schluß der Session nicht mehr zur Beratung im Plenum. Zu Beginn des nächsten Jahres brachte das Zentrum unter meinem Namen eine Interpellation ein, welche Auskunft verlangte, ob und welche Schritte in der Haftpflichtfrage zu erwarten seien. Am 26. Februar 1879 fand die Beratung hierüber statt, wobei ich den Gedanken erörterte, ob und wie durch gesetzlich festgelegte Schuldpräsumptionen dem Arbeiter die Beweislast erleichtert werden könnte.

In der gleichen Zeit aber war eine Anregung nach einer anderen Richtung gegeben worden. Im Jahre 1878 hatte der Abgeordnete Stumm einen Antrag vorgelegt, welcher die Einführung von obligatorischen, nach dem Muster der berg-

männischen Knappschaftsvereine zu bildenden Altersversorgungs- und Invalidenkassen für alle Fabrikarbeiter verlangte. Er hatte mich damals, da wir uns in der Gewerbeordnungskommission kennen gelernt hatten, aufgefordert, den Antrag mit ihm gemeinsam zu stellen, und war sehr überrascht, als ich ihm gestehen mußte, von jenen Knappschaftskassen bisher nichts gewußt zu haben. Doch sollten wir uns demnächst auf dem von ihm eingeschlagenen Wege begegnen. Der Antrag kam damals nicht zur Verhandlung. Im Jahre 1879 wiederholt, wurde er an eine Kommission verwiesen; diese einigte sich gleichfalls auf eine Resolution, welche mit einem von mir verfaßten schriftlichen Bericht dem Plenum vorgelegt wurde. Es war darin vorgeschlagen, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, tunlichst bald einen Gesetzentwurf, betreffend die Errichtung von Invaliden- und Altersversorgungskassen für Fabrikarbeiter mit obligatorischer Beitragspflicht, vorzulegen. Auch waren dafür gewisse Richtlinien vorgezeichnet. Auch diese Resolution kam in der laufenden Session nicht zur Plenarberatung.

Nachtragen will ich noch, daß mich im Frühjahr des Jahres 1879 meine Frau für kurze Zeit nach Berlin begleitet hatte. Die Reise dorthin machten wir über Hannover und Lüneburg; hier lebte seit kurzem meine jüngere Schwester, welche sich im Oktober vorigen Jahres mit dem Regierungsrat von Ellerts vermählt hatte. Er war ein geborener Berliner, sein Vater war Rat in der katholischen Abteilung des Kultusministeriums gewesen, aber eine Schwester desselben hatte, wie es gekommen war, weiß ich nicht, viele Jahre in der Hertlingschen Familie

in Aschaffenburg zugebracht. Von Lüneburg aus machten wir einen kurzen Abstecher nach Hamburg, leider zu kurz, um einen richtigen Eindruck von der großen Handelsstadt davonzutragen. In Berlin wurde meine Frau von Verwandten und Bekannten überaus herzlich aufgenommen, so insbesondere von der Familie von Wangenheim, wo sie die gleichen freundschaftlichen Beziehungen anknüpfte, deren ich mich seit meiner Studentenzeit erfreuen durfte. Von großem Interesse war für sie, Windthorst kennen zu lernen; wir aßen mit ihm und der Gruppe, die sich um Franckenstein zu versammeln pflegte, zu Mittag, und es wurde sehr bemerkt, daß Windthorst, der in der Konversation mit Damen nur mehr oder minder geistreiche Scherze zu machen pflegte, meine Frau alsbald in ein ernsthaftes Gespräch zog. Im Herbste führte mich die Generalversammlung der Görresgesellschaft wiederum nach München, von wo ich in Begleitung meines Bruders einen Ausflug zum Chiemsee und nach Berchtesgaden machte. Ich konnte nicht ahnen, wie vertraut mir späterhin diese Gegenden werden sollten.

Im Winter nahm ich meine Vorlesungen wie gewöhnlich wieder auf, in deren Kreis ich jetzt auch die Prinzipien der Rechtsphilosophie eingezogen hatte. Eines Tages berichtete mir Freund Simar, der Pedell, der ihm die Akten der Prüfungskommission zu bringen hatte, habe ihm erzählt, Minister von Puttkamer hätte der philosophischen Fakultät die Absicht mitgeteilt, mich zum Extraordinarius zu befördern und ihr Gutachten eingefordert. Die Sache sei aber, wie er treuherzig hinzufügte, für mich nicht gut ausgegangen; die Fa=

kultät habe sich durchaus dagegen ausgesprochen, und der Kurator Beseler habe sich dem in einem besonderen Votum ausdrücklich angeschlossen. In Berlin erfuhr ich dann durch Herr von Heereman, die Tatsache sei richtig; Herr von Puttkamer habe selbst mit ihm gesprochen und ihm gesagt: „Sie haben alles in Abrede gestellt, seine Begabung, seine Lehrerfolge, seinen Charakter; er werde aber durchgreifen."

Ende Februar des neuen Jahres (1880) trat der Reichstag zusammen. Die erste Aufgabe, die ihm oblag, war die Verlängerung des im Jahre 1878 für eine zweijährige Dauer beschlossenen Sozialistengesetzes. Ich hatte mich inzwischen eingehend mit der Frage beschäftigt und war zu dem Ergebnis gekommen, daß das Zentrum der Verlängerung zustimmen möge, denn ein anderes sei es, einem Gesetzesvorschlage wegen gewisser Mängel zu widerstreben, und ein anderes, ein bestehendes Gesetz wieder aufzuheben. In dem vorliegenden Falle hatten die Bedenken darauf beruht, daß sich das Gesetz nicht so wohl gegen einen scharf umrissenen strafbaren Tatbestand richtete, sondern gegen eine einzelne Partei, und daß seine unbestimmte Fassung der Befürchtung Raum gab, es könne je nach dem Belieben der Regierung auch gegen jede andere mißliebige Partei zur Anwendung gebracht werden. Diese Befürchtung aber hatte seit dem Erlasse des Gesetzes keine Bestätigung gefunden, und mir schien es bedenklich, durch die Wiederaufhebung des Gesetzes die Bestrebungen der Sozialdemokratie gewissermaßen für straflos zu erklären. Ich entwickelte diese meine Gedanken in der „Kölnischen Volkszeitung" und in der „Germania", fand aber dabei, wie ich

aus den Zusätzen der Redaktionen entnehmen konnte, wenig Gegenliebe, und auch in der Fraktionsberatung, die in den ersten Tagen des März stattfand, blieb ich mit meiner Auffassung in der Minderheit; trotzdem wurde ich zu meiner großen Überraschung als Fraktionsredner für die erste Lesung bestimmt. Als die Fraktionsberatung geschlossen war, kam Windthorst auf mich zu und sagte: „Sie werden also so sprechen, daß wir ebenso gut ja wie nein sagen können." Das war das Rezept, das er bei den ersten Lesungen jederzeit selbst zu befolgen pflegte. Er wollte sich und seine Freunde nicht schon von Anfang an in einer bestimmten Richtung festlegen. „Aber Exzellenz," erwiderte ich, „ich kann doch nur so reden, wie es meiner Überzeugung entspricht." „Dummes Zeug," antwortete er „Sie sollen hier kein Kolleg lesen, sondern eine politische Rede halten."

Die erste Lesung fand am 6. März statt. Ich unterzog mich meiner Aufgabe, so gut es gehen wollte, rekapitulierte die Bedenken, welche im September und Oktober des Jahres 1878 die Zentrumsfraktion bestimmt hatten, dem vorgelegten Gesetzentwurfe die Zustimmung zu versagen, deutete aber auch darauf hin, daß die Situation einem bestehenden Gesetze gegenüber nicht die gleiche sei wie gegenüber dem zu erlassenden, und beantragte, ohne meine und meiner Freunde Stellung zu präzisieren, die Überweisung an eine Kommission. Diese nahm einige Abänderungen in dem Gesetzentwurfe vor und bestimmte den Termin, bis zu welchem das Gesetz verlängert werden sollte, auf den 30. Dezember 1884, während die Vorlage den 31. März 1886 vorgesehen hatte. Die schriftliche Be-

richterstattung wurde mir übertragen, eine Aufgabe, die dadurch nicht erleichtert wurde, daß sich bei der Schlußabstimmung in der Kommission keine Majorität für oder wider ergeben hatte. So konnte ich keinen Antrag namens dieser stellen, sondern nur über den Verlauf der Beratungen berichten.

Auch die Sozialpolitik ruhte nicht. Gleich im Anfange der Session hatte der Abgeordnete Stumm die Anfrage an die Regierung gerichtet, ob sie beabsichtige, dem Reichstage in dieser oder der nächsten Session einen auf die Begründung von Altersversorgungs- und Invalidenkassen für Fabrikarbeiter gerichteten Gesetzentwurf vorzulegen. In der am 27. Februar stattfindenden Debatte führte ich die früher erörterten Gedanken über die Rechtsansprüche der Arbeiter weiter aus. Ich wies darauf hin, daß, wenn die Fürsorge für die durch Alter oder Invalidität arbeitslos Gewordenen den Gemeinden überlassen bleibe, dies nichts anderes besage, als daß die Unternehmer eine ihnen zustehende Verpflichtung auf unbeteiligte Dritte abwälzten. Hier könne nur durch eine allgemein durchgeführte Zwangsversicherung Abhilfe geschaffen werden, für welche Arbeitgeber und Arbeiter die Beiträge aufbrächten. Auch die letzteren, damit sie sich dadurch einen Rechtsanspruch auf die Alters- oder Invaliditätspension erwürben, und diese nicht als ein Gnadengeschenk dastünde. Im letzten Grunde freilich kämen die Arbeitgeber doch für das Ganze auf, da, bei durchgeführter Versicherungspflicht der Arbeiter, der von dem Unternehmer zu zahlende Lohn sich um den Betrag der von dem Arbeiter zu entrichtenden Versicherungsprämie steigern müsse. Damit war der Weg gefunden, der vom Haftpflichtgesetz zur Arbeiterversicherung herüberführte.

Auch der unerledigt gebliebene Antrag der konservativen Partei kam wieder zur Beratung; in der ersten Lesung am 17. März präzisierte ich nochmals meinen Standpunkt zur Innungsfrage. Die Kommission, welcher der Antrag überwiesen worden war, wählte mich zum Berichterstatter. In der am 5. Mai stattfindenden Plenarberatung warnte ich nachdrücklich vor einer Überschätzung der legislativen Maßregeln und betonte, daß der größere und wichtigere Teil bei einer anzustrebenden Reorganisation der Innungen auf die eigene Initiative und die energische Tätigkeit der beteiligten Kreise falle. Demgemäß könne es sich nur darum handeln, den Innungen gewisse Vorteile zuzuwenden, damit die Innungsgenossen bereitwillig die ihnen zufallenden Verpflichtungen übernähmen. Die Berechtigung, ihnen solche Vorteile zuzubilligen, beruhe darauf, daß die Übernahme und Ausführung jener Verpflichtungen im allgemeinen Interesse wünschenswert seien. Nicht das aber könne das Ziel sein, den Handwerksbetrieb allgemein gegen den maschinellen und Großbetrieb zu sichern, sondern es drehe sich um den Schutz des selbständigen und zu dieser Selbständigkeit wirtschaftlich berechtigten Handwerkers gegen die Aufsaugung durch den Großbetrieb. Wenige Tage darnach wurde die Session geschlossen.

In Bonn erwartete mich, abgesehen von meinen Vorlesungen, eine Arbeit, die mir sehr willkommen sein mußte. Am 15. November 1280 war in Köln im Dominikanerkloster in der Stockengasse der größte Gelehrte des deutschen Mittelalters, Albert der Große, gestorben und einige Tage später in der angrenzenden Andreaskirche begraben worden. Man

wollte den Tag nicht vorübergehen lassen, ohne durch eine würdige Säkularfeier das Andenken des merkwürdigen Mannes zu erneuern, und ein zu diesem Zwecke zusammengetretenes Komitee beauftragte mich rechtzeitig mit der Abfassung einer Festschrift. Ich habe früher berichtet, daß ich mich schon seit einigen Jahren mit den Schriften und der Wissenschaft Alberts beschäftigt hatte und auch verschiedentlich mit meinen Studien an die Öffentlichkeit getreten war. Um eine neue, in großem Maßstabe unternommene, erschöpfende Darstellung konnte es sich freilich auch jetzt nicht handeln; ich begnügte mich damit, „Beiträge zu seiner Würdigung" zu liefern. Den wichtigsten Teil bildet der erste Aufsatz, in welchem ich die Frage behandle, was Albert von Aristoteles gekannt, in welchem Sinne er es verstanden, und wie er es verwertet habe. Ich habe damit die Richtlinien bezeichnet, nach welchen seitdem zahlreiche katholische Gelehrte die Geschichte der mittelalterlichen Wissenschaft und Philosophie durchforscht und unsere Bekanntschaft mit derselben in weitem Umfange und mit gründlichem Verständnis gefördert haben. Daß meine Schrift nach mehr als dreißig Jahren durch die Aufnahme in die Baeumkerschen Beiträge einen Neudruck erleben sollte, konnte ich natürlich nicht ahnen; daß es mir zu großer Freude gereicht hat, wird man begreifen.

Von den guten Absichten des Ministers von Puttkamer hatte ich inzwischen nichts mehr gehört; da schrieb mir am 26. Mai 1880 Freund Heereman aus Berlin: „Heute hat Herr von Puttkamer Windthorst gesagt, gestern sei das Patent Deiner Ernennung zum Professor extraordinarius nach Bonn

abgegangen. Er hat also doch, wie ich auch voraussetzte, Wort gehalten." Bald darauf überbrachte mir der Pedell die Urkunde. Ein Gehalt war mit dem Titel nicht verbunden, wenn ich auch in die Reihe der preußischen Beamten einrückte und den vorgeschriebenen Eid vor dem Rektor — es war der Botaniker Hanstein — ablegen mußte.

Die Ernennung kam zu spät, als daß ich sie mit ungeteilter Freude hätte begrüßen können. Nach dreizehn Jahren hatte ich die Stufe erklommen, welche andere neben mir in wenigen Semestern erstiegen hatten. Ich konnte mich damit trösten, daß auch Kant dreizehn Jahre Privatdozent geblieben war; aber herzerquickend war die freudige Aufnahme, welche meine Beförderung, weit über meine nächsten Angehörigen und Freunde hinaus, in den katholischen Kreisen fand. Ich erhielt zahlreiche Zuschriften, welche der Befriedigung darüber Ausdruck gaben, daß der unverdienten Zurücksetzung ein Ende gemacht sei.

In meiner Stellung an der Universität änderte die Beförderung nichts. Daß keine materiellen Vorteile damit verbunden waren, konnten wir leicht verschmerzen, denn wir waren mit unserer stillen, bescheidenen Lebensweise ganz zufrieden. Auf größere Geselligkeit hatten weder meine Frau noch ich großen Wert gelegt. Opfermütig hatte die letztere in all den Jahren zu mir gestanden, meine Interessen mit mir geteilt und alle Verkennungen und Zurücksetzungen starkmütig ertragen; auch fehlte es uns ja nicht an einzelnen treuen Freunden, mit denen wir im engsten Kreise, unbekümmert um Kampf und Streit da draußen, dem Frohsinne huldigten.

Die diesjährige Generalversammlung der Görres-Gesellschaft fand in Fulda statt. Sie war eine der am besten gelungenen, wozu die Umgebung wesentlich beitrug: die stille Bischofsstadt mit ihren historischen Erinnerungen, die wie von selbst zur Sammlung einluden; die erschienenen Gäste und wohl auch die Sinnesart der gesamten Bevölkerung. Im Hause des Oberbürgermeisters Rang, der verständnisvoll an unsern Verhandlungen teilnahm, traf ich einen schlanken, jungen Herrn aus Schlesien, von angenehmem Äußern und gewinnenden Umgangsformen, den eine gleichzeitig stattfindende Tagung der katholischen Studentenkorporationen hierher geführt hatte. Es war der spätere Abgeordnete Dr. Porsch, der nachmalige erste Vizepräsident des Preußischen Abgeordnetenhauses. Ein besonders warmes Gedenken aber schulde ich dem trefflichen damaligen Seminarregens Komp.

Die neue Reichstagssession begann am 15. Februar 1881. Graf Arnim Boitzenburg, der im vorigen Jahre an Stelle des als Oberpräsident nach Schlesien gegangenen Herrn von Seydewitz zum ersten Präsidenten gewählt worden war, fehlte und teilte demnächst schriftlich mit, daß er die Wahl ablehne. Man erfuhr, er habe sich privatim geäußert, keinem Präsidium angehören zu wollen, in welchem ein Ultramontaner Platz finden würde. Der Anlaß zu diesem unerwarteten Vorgehen war folgender: Am 15. Oktober des vorigen Jahres war in Köln mit großem Pomp und in Anwesenheit des Kaisers die Vollendung des Dombaues gefeiert worden. Angesichts der Tatsache, daß die Verheerungen des Kulturkampfes noch fortdauerten, und

insbesondere der Erzbischof von Köln noch in der Verbannung weilte, hatte man auf katholischer Seite die Parole einer würdigen Zurückhaltung ausgegeben. Das hinderte natürlich die schaulustige Menge nicht, sich auf den Straßen zu drängen; wohl aber veranlaßte es die katholischen Korporationen sowie die namhaften katholischen Persönlichkeiten, sich von jeder Beteiligung fern zu halten. Im Zusammenhang hiermit war auch der erste Vizepräsident des Reichstages und Vorsitzende der Zentrumsfraktion dem Feste fern geblieben. Das wurde auf protestantischer Seite zu einer Beleidigung des Kaisers aufgebauscht und verschaffte dem Grafen Arnim einen wirkungsvollen Abgang von einer Stelle, der er sich wenig gewachsen gezeigt hatte. Sein Nachfolger wurde der von den Konservativen vorgeschlagene und vom Zentrum sofort akzeptierte Abgeordnete von Goßler, Unterstaatssekretär im Kultusministerium.

Die Thronrede hatte zwei Gesetzesvorlagen angekündigt, das Unfallversicherungsgesetz und das Innungsgesetz. Das letztere kam am 26. März zur Beratung. Im Namen meiner Fraktionsgenossen konnte ich den Gesetzentwurf freudig begrüßen, der sich im wesentlichen auf dem Boden der früher beschlossenen Resolution bewegte. Ich betonte nochmals, daß es sich nicht um den Schutz des handwerkerlichen Betriebes, sondern nur um den des Handwerkerstandes handeln könne, und daß weiterhin die Gesetzgebung nur den äußeren Rahmen biete, der durch die ersprießliche Tätigkeit der einzelnen ausgefüllt werden müsse. Auf das bestimmteste sprach ich mich gegen Zwangsinnungen aus. Die Vorlage wurde einer Kommission überwiesen, der ich als Mitglied angehörte,

und mit mir unter andern auch Graf Wilhelm Bismarck, seit zwei Jahren Mitglied des Reichstages, der sich sehr eifrig an den Verhandlungen beteiligte und zusammen mit dem Abgeordneten Kleist-Retzow bemüht war, die Bestimmungen für die zu bildenden Innungen im Sinne der konservativen Partei zu verschärfen. Als es sich darum handelte, den Berichterstatter für das Plenum zu wählen, schlug der Vorsitzende mich vor; ich lehnte indessen ab mit der Begründung, daß ich voraussichtlich die Berichterstattung für die inzwischen gleichfalls zusammengetretene Kommission für das Unfallversicherungsgesetz würde übernehmen müssen, und nannte statt meiner den Grafen Bismarck. Darob allgemeines Erstaunen. Ein linksstehendes Mitglied der Kommission verlangte geheime Abstimmung; das Ergebnis war, daß Graf Bismarck durch die Stimmen seiner konservativen Parteifreunde und die der Zentrumsmitglieder, die mich mit meinem überraschenden Vorschlage nicht im Stiche lassen wollten, zum Berichterstatter bestimmt wurde. Einige Zeit darnach — ich hatte den Vorgang schon längst wieder vergessen — kam ich des Abends nach Hause in den Rheinischen Hof. Ich war überrascht, trotz der vorgerückten Stunde den Eingang erleuchtet und den Portier noch in seiner Loge zu finden. Als er meiner ansichtig wurde, kam er mir sofort entgegen, um mir mit wichtiger Miene zu sagen, ein Herr habe nach mir gefragt, und als er mich nicht getroffen, einen Brief zurückgelassen. Der Herr war der Abgeordnete Graf Bismarck gewesen, und in dem Briefe stand, er habe den Bericht, den ihm die Kommission auf meinen Vorschlag übertragen hatte, nunmehr fertig gestellt und bäte

daher, mir denselben vorlesen zu dürfen entweder bei sich zu Hause oder auch in meiner Wohnung. Ich antwortete, daß ich gerne bereit sei, seinem Wunsche nachzukommen, und daß ich zu einer bestimmten Stunde im Rheinischen Hofe zu treffen sein würde. Er kam denn auch richtig zur angegebenen Zeit die drei Treppen herauf und las mir den Bericht vor, an dem ich nichts auszusetzen hatte.

Daß und wie ich von meinem grundsätzlichen Standpunkte aus den Weg zu dem Plane einer Zwangsversicherung der Industriearbeiter gegen Betriebsunfälle gefunden hatte, habe ich ausführlich auseinandergesetzt. Die Vorlage der verbündeten Regierungen kam am 1. April zur Beratung, wobei ich meine damals von der gesamten Fraktion geteilten Grundgedanken entwickelte. Gegen zwei Punkte im Gesetzentwurf mußte ich mich sofort aufs schärfste aussprechen und fand dabei weit über die Grenzen meiner eigenen Parteifreunde hinaus Zustimmung. Es waren dies die in dem Entwurfe vorgesehene Reichsversicherungsanstalt und der Zuschuß des Reiches; besonders dieser letztere widersprach ganz und gar dem von mir früher dargelegten Gedankengange, wonach ich die Haftung für Betriebsunfälle ausschließlich der Industrie als solidarische Verpflichtung auferlegt sehen wollte. Ich schrieb damals der „Kölnischen Volkszeitung": „Die dreitägige Reichstagsdebatte über das wichtige Gesetz, welches als ein Anfang der längst verheißenen sozialen Reformen sich ankündigt, hat bekanntlich mit der Überweisung an eine Kommission von 28 Mitgliedern geendet. Ihr liegt die schwierige Aufgabe ob, den Entwurf, für welchen in seiner

jetzigen Gestalt nur eine verschwindende Zahl von Anhängern sich finden dürfte, so umzugestalten, daß eine Majorität sich darauf vereinigen läßt. Wenn fortschrittliche Blätter schon jetzt mit der ihnen üblichen Zuversicht aussprechen, daß ein positives Resultat der kommissarischen Behandlung nicht erwartet werden dürfe, so glauben wir, daß jedenfalls die Vertreter der übrigen Parteien den ernstesten Willen mitbringen, einen solchen Ausgang zu verhüten: die einen, weil sie sich scheuen, den Plänen des Reichskanzlers durch ihre Opposition ein gefährliches Fiasko zu bereiten, die andern, weil sie das Odium fürchten, welches das Scheitern jener „wohlgemeinten" Pläne in den Augen der Wähler auf sie laden könne, wieder andere endlich — und zu diesen rechnen wir jedenfalls die Mitglieder der Zentrumsfraktion — weil sie in Konsequenz ihrer ganzen sozial-politischen Tendenz nur dringend wünschen können, daß die guten und brauchbaren Gedanken des Entwurfes im Interesse der arbeitenden Bevölkerung Gesetzesform gewinnen.

Steht aber so den Schwierigkeiten der Materie der lebhafteste Wunsch gegenüber, etwas zustande zu bringen, so wird man sich doch hüten müssen, diesem Wunsch eine über die großen sachlichen Bedenken hinausgehende Bedeutung zuzugestehen. Zu den Wählern des Zentrums haben wir dabei das Vertrauen, daß sie, wenn ihre Abgeordneten nach gewissenhafter Prüfung in der Opposition glauben verharren zu müssen, und das Gesetz an dieser Opposition scheitert, sich dadurch nicht beirren lassen. Lange ehe an maßgebender Stelle der Bruch mit dem bisherigen System

des Gehenlassens angebahnt war, hat man vonseiten des Zentrums ein Eintreten der Gesetzgebung zur Heilung der mannigfachen sozialen Schäden verlangt. Möglich, daß es nun, nachdem der Bruch mit dem früheren System vollzogen, die wenig dankbare, aber darum um so wichtigere Aufgabe des Zentrums sein wird, vor dem entgegengesetzten Extrem zu warnen und mit allen Kräften wie auf dem kirchlichen, so jetzt auf dem wirtschaftlichen und sozialen Gebiete die unerläßliche Freiheit der Bewegung gegenüber einem jede selbständige Initiative und jede autonome Betätigung absorbierenden Staatssozialismus zu wahren. Denn die große Tragweite des in Rede stehenden Gesetzes liegt nicht in seinem unmittelbaren Erfolg, sondern besteht darin, daß es, als der erste Schritt auf einer gefährlichen Bahn, andere gefährliche Schritte nach sich ziehen muß."

In der Kommission, die mich in der Tat zu ihrem Berichterstatter wählte, kam es nach lebhaften Verhandlungen zu einem Kompromisse zwischen uns und den Konservativen. Die Reichsversicherungsanstalt wurde durch Landesanstalten ersetzt und der Reichszuschuß seines staatssozialistischen Charakters wegen beseitigt. Die Beiträge sollten zu einem Drittel von den Arbeitern und zu zwei Dritteln von den Unternehmern aufgebracht werden. In dieser Gestalt wurde das Gesetz trotz des entschiedenen Widerspruches des Reichskanzlers, der es ohne jeden Zuschuß als unannehmbar bezeichnet hatte, am 31. Mai in zweiter und am 15. Juni in dritter Lesung angenommen.

Es wird in jenen Tagen gewesen sein, daß der Abgeordnete Stumm verschiedene Herren zu sich zu Tische einlud, darunter den Kultusminister von Puttkamer und den Finanzminister Bitter, vom Reichstage Windthorst, den sächsischen Generalstaatsanwalt von Schwarze und, wenn ich nicht irre, auch Freiherrn von Heereman. Im Gespräche äußerte sich Stumm freundlich über mich und meine Tätigkeit. „Und der Mann", meinte Windthorst, „bringt es in Preußen nicht zu einer Professur." „Ich habe ihn ja zum Professor gemacht," entgegnete Herr von Puttkamer. „Jawohl," sagte Windthorst, „aber Sie geben ihm keinen Pfennig Gehalt." Der Finanzminister bestätigte, daß eine Gehaltsforderung an ihn nicht gestellt worden sei. „Sehen Sie wohl, sehen Sie wohl," sagte Windthorst, und als nun Herr von Schwarze in seinem sächsischen Dialekt sich äußerte: „Den täten wir auch nach Leipzig berufen," rief Windthorst: „Tun Sie das, tun Sie das, dann muß der Minister hier Geld hergeben!"

Den Rückweg von Berlin nahm ich über Lüneburg, wo ich der Taufe einer kleinen Nichte beiwohnen und auch meine Mutter treffen sollte. Ich ging nicht ohne bange Sorge hin, denn ich wußte seit kurzem durch den Darmstädter Arzt, daß die Gesundheitsstörungen, welche sich bei meiner Mutter eingestellt hatten, insbesondere heftige Schmerzen in der linken Schulter, auf ein tückisches Übel zurückzuführen seien. Ich war in der Nacht von Berlin abgefahren und in der Frühe in Lüneburg eingetroffen, wo ich in einem Hotel abstieg. Als ich mich vom Fenster aus über seine Lage orientierte, erkannte ich, daß es an einer Straße lag, welche in ihrer Fortsetzung

zu der abgelegenen, kleinen katholischen Kirche führte. Zugleich fiel mir ein, daß dort eben jetzt die Frühmesse sein werde, in die meine Mutter zu gehen pflegte. Richtig, da kam sie auch schon des Weges daher, mühsam und gebückt; ich folgte ihr und sah sie, ein trauriger Anblick, mehr an der Kirchenbank hängen als darauf knien. Als ich sie dann nachher begrüßte, klagte sie nicht, war aber nicht ohne Sorge um das Befinden meiner Schwester. Wir gingen zusammen in die Wohnung, wo ich ihre Sorge bestätigt fand, und wir waren beide froh, als die Taufhandlung ohne jede Störung vorübergegangen war. Plötzlich aber wurde meine Mutter von einem heftigen Krampfhusten befallen, an dem sie zu ersticken drohte. Dort die junge Wöchnerin, welche der Pflege bedurfte, und hier die zu ihrer Pflege herbeigeeilte todkranke Mutter! Sofort verständigte ich meinen Schwager und telegraphierte nach Darmstadt, daß meine ältere Schwester kommen müsse, die dazu auch gleich bereit war. Ich konnte ihre Ankunft nicht abwarten, auch schien die Mutter sich einigermaßen erholt zu haben; daß aber Marie Ellerts von hochgradigem Fieber befallen war, konnte mir bei meiner Abreise nicht zweifelhaft sein. Glücklicherweise konnten ärztliche Kunst und sorgsame Pflege die drohende Gefahr abwenden.

Die diesjährige Generalversammlung der Görresgesellschaft sollte in Trier stattfinden; die Vorbereitungen dazu lagen in der Hand des trefflichen Professors Schütz, den wir den lustigen Philosophen nannten. Er war Lehrer der Philosophie an dem dortigen Priesterseminar gewesen, und als

dieses im Kulturkampf geschlossen wurde, mit einer Anzahl trierischer Theologen nach Bonn gekommen, um dort ein Auge über sie zu halten. Der Görresgesellschaft war er gleich anfangs beigetreten und hatte eifrig an ihrer Ausbreitung und Ausgestaltung mitgearbeitet. Daß ich jemals über philosophische Probleme mit ihm gesprochen hätte, weiß ich mich nicht zu erinnern. Ich glaube, solche existierten für ihn auch nur zugleich mit ihren Lösungen in dem Lehrbuche der scholastischen Philosophie, dessen er sich zu bedienen pflegte. Später gab er ein Thomaslexikon heraus, das ihm in manchen Kreisen Anerkennung verschaffte. Vor allem aber war er ein braver, zuverlässiger Mensch und ein vortrefflicher Gesellschafter. Die Versammlung verlief nach Wunsch, doch ist darüber nichts besonderes zu berichten. Die Diözese war damals verwaist, der Bistumsverweser de Lorenzi von der preußischen Regierung nicht anerkannt.

Auf dem Rückwege, auf dem mich Freund Simar begleitete, besuchten wir Vater Dieten in Ürzig. In Koblenz trennten wir uns, Simar, um nach Bonn zurückzukehren, ich, um rheinaufwärts nach Mainz und von da nach Darmstadt zu fahren. Unterwegs, ich weiß nicht mehr auf welcher Station, stieg Herr von Goßler zu mir ein, den ich als Reichstagspräsidenten kennen gelernt hatte, und der nach Schluß der Session an Stelle des zum Minister des Innern und Vizepräsidenten des preußischen Staatsministeriums beförderten Herrn von Puttkamer Kultusminister geworden war. Wir unterhielten uns über gleichgültige Dinge, und ich legte der zufälligen Begegnung keine Bedeutung bei. Den

Zustand meiner Mutter fand ich ernst genug, aber geistig war sie frisch wie immer und ließ sich voller Vergnügen von mir am Arme in einem großen Zimmer auf- und abführen. Das könne sie noch, sagte sie. Aber es war das letztemal, daß ich sie außer Bett getroffen habe.

In Bonn stand für Anfang September die große Katholikenversammlung bevor. Ich hatte mich nicht viel darum kümmern können und war auch an den Verhandlungen nur wenig beteiligt. Dagegen hatten wir die große Freude, bei dieser Gelegenheit nicht nur Windthorst und Moufang, sondern auch die Familie von Wangenheim wiederholt bei uns im Hause begrüßen zu können.

Beim Abschied sagte mir Windthorst: „Sie müssen jetzt nach Berlin fahren und den Minister von Goßler fragen, was er mit Ihnen vor hat.“ Ich war sehr überrascht und auch nicht besonders geneigt, dem Vorschlage Folge zu leisten. Aber Windthorst war so bestimmt in seiner Aufforderung, daß ich mich in der Tat zu der Reise entschloß. Zugleich riet er mir, bevor ich zum Minister ginge, den Geheimrat Stauder aufzusuchen, der im Ministerium Referent für die katholischen Lehranstalten war. Daß dieser sich für mich interessiere, war mir schon früher durch Leopold Kaufmann mitgeteilt worden. Von Stauder erfuhr ich, was im Plane war. An der Universität Breslau hatte die statutengemäß von einem Katholiken zu bekleidende Professur für Philosophie als Nachfolger Elvenichs der Altkatholik Weber inne, was natürlich in katholischen Kreisen schweren Anstoß erregte, aber auch regierungsseitlich als ein Übelstand

empfunden wurde. Der Minister hatte daher der Fakultät den Vorschlag gemacht, einen katholischen Philosophen anzustellen und dafür mich in Aussicht genommen. Die Fakultät aber hatte darauf mit einem einstimmigen Protest geantwortet, den mir Geheimrat Stauder im Original vorlegte. Einige bekannte Namen unter den Unterzeichnern sind mir noch heute in Erinnerung. Daß mich die Aussicht, unter solchen Umständen nach Breslau zu kommen, besonders gelockt hätte, kann ich nicht behaupten; doch ging ich zum Minister, der mich freundlichst aufnahm, die mir bereits zuteil gewordenen Angaben bestätigte und sich gewillt zeigte, trotz jenes Protestes seine Absicht zur Ausführung zu bringen. Die Sache schien abgemacht zu sein.

Die nächsten Wochen und Monate waren durch die Sorge um das Befinden meiner Mutter ausgefüllt. So oft ich konnte, fuhr ich nach Darmstadt, um nach ihr zu sehen. Im Monat Oktober allein dreimal. Einmal nahm ich zur großen Freude der Kranken mein kleines, nunmehr sechsjähriges, ältestes Töchterchen mit. Der Zustand war wechselnd, die geistige Regsamkeit war nicht vermindert, aber die körperliche Schwäche nahm zu, und den sich steigernden Schmerzen konnte nur durch künstliche Mittel gesteuert werden. Liebe spenden, allen, die mit ihr in Berührung kamen, Freundliches erweisen, den Kindern und Enkeln zumal, den Verwandten und Freunden, Nahen und Fernen, den pflegenden Schwestern, dem Arzte, war ihr tägliches Geschäft. Klagelos wollte sie sich dem Willen der Vorsehung hingeben; in dem Überdenken der religiösen Wahrheiten, im Gebete und in der Anhörung des heiligen Opfers, das wiederholt in einem zur Kapelle umgewandelten Neben=

zimmer dargebracht werden durfte, im oftmaligen Empfang der heiligen Sakramente fand sie unerschöpflichen Trost. Und gedichtet hat sie in jenen Wochen mehr als zuvor in Jahren. Es war ihr, wie sie selbst sagte, eine Art des Gebetes.

Dazwischen rief mich der Reichstag nach Berlin, der im November zusammengetreten war. Die neue Legislaturperiode war durch eine Allerhöchste Botschaft eröffnet worden, welche der Überzeugung Ausdruck gab, daß die mancherlei sozialen Schäden, an denen in vielen Teilen unser Volksleben kranke, nicht durch einseitige Repressivmaßregeln gegen die sozialdemokratischen Ausschreitungen geheilt werden könnten, sondern daß es dringend erforderlich sei, positive Maßregeln zum Wohle der arbeitenden Klassen zu treffen. Gesetzesvorlagen, welche man im Anschlusse daran hätte erwarten können, erfolgten indessen zunächst nicht; eine Aufgabe, die mich gefesselt hätte, lag nicht vor, und das Befinden meiner Mutter ließ mir keine Ruhe in Berlin. Wiederholt glaubten wir die letzte Stunde sei gekommen, aber sie erholte sich immer wieder, und wenn dann ihr Blick auf mich fiel, der ich angstvoll an ihrem Bette stand, sagte sie mit unbeschreiblichem Lächeln: „Georg, es war wieder nichts."

Die Nachricht von ihrem am 18. Dezember erfolgten Tode erhielt ich in Berlin, wenige Tage danach haben wir sie zur Ruhe bestattet. Dreißig Jahre lang, an allen Gedenktagen, war die Mutter zum Kirchhof gegangen, am Grabe des Vaters zu beten und das Kreuz darauf mit einem Kranze zu schmücken. Nun ward sie an seiner Seite niedergesenkt. Ein furchtbares Unwetter tobte, hohe Bäume beugten ihre

Wipfel bis zur Erde, als der Sarg vorüber getragen wurde. Durch das Brausen des Sturmes klang, kaum verständlich, das Gebet des Priesters und das Schluchzen der Armen, die sich zahlreich unter die Leidtragenden gemengt hatten.

Von vielen Seiten, weit über den Kreis der Familie hinaus, erhielt ich Beweise der herzlichsten Teilnahme, welche mir zeigten, wie sehr man auch dort den Wert der Entschlafenen zu schätzen wußte. So schrieb mir Hettinger aus Würzburg: „Vor vielen Jahren hatte ich die Ehre, Ihre selige Mutter zu sprechen. Ihr Bild, zart, sinnig, bescheiden, steht noch vor mir. Gott hat sie Ihnen genommen, aber so viele Jahre lang hat er sie Ihnen geschenkt. Dank darum, et nolite flere . . . Das Herz Ihrer Mutter, das Ihren großen Bestrebungen mit Liebe und Sympathie gefolgt, ist nicht gestorben und segnet Sie fort."

Im Januar 1882 war ich wieder in Berlin. Im Dezember des vorigen Jahres hatte die Zentrumsfraktion einen Schritt unternommen, welcher die Bereitwilligkeit kundgeben sollte, ihrerseits der in der Allerhöchsten Botschaft enthaltenen Mahnung zu entsprechen, daß auch der Reichstag sich das Wohl der arbeitenden Klassen mehr als bisher angelegen sein lassen möge. Eine Interpellation, welche meinen Namen trug, fragte an, „ob es in der Absicht der verbündeten Regierungen liege, in ihrer Fürsorge für das Wohl der arbeitenden Klassen *die bestehende Fabrikgesetzgebung einer weiteren Ausbildung zu unterwerfen*, insbesondere in der Richtung, daß die Sonntagsarbeit tunlichst beseitigt, die Frauenarbeit tunlichst eingeschränkt und eine übermäßige Aus-

dehnung der Arbeitszeit für erwachsene männliche Arbeiter verhindert werde, daß ferner spezielle Vorschriften über die in den gewerblichen Anlagen vorzunehmenden Schutzmaßregeln erlassen und die mit der Fabrikinspektion beauftragten Beamten mit umfassenderen Befugnissen ausgestattet werden?" Wir hatten für unser Vorgehen diese parlamentarische Form gewählt, weil es uns angesichts der zu erwartenden Vorlagen der verbündeten Regierungen nicht angemessen erschien, unsererseits mit einem formulierten Gesetzentwurfe hervorzutreten. Dagegen wünschten wir durch unsere Interpellation die Aufmerksamkeit schon jetzt auf bestimmte Punkte zu lenken, die uns von besonderer Wichtigkeit zu sein schienen. Am 15. Dezember hatte Herr von Bötticher, der neue Staatssekretär des Innern, erklärt, daß der Reichskanzler, der augenblicklich durch Krankheit verhindert sei, die Anfrage selbst beantworten werde. Mit großer Spannung sah man der Sitzung entgegen, in welcher dies geschehen sollte; sie fand am 9. Januar 1882 statt.

Ich habe im vorhergehenden ausführlich den Standpunkt dargelegt, von dem aus ich die sozialpolitische Gesetzgebung betrachtete, und die Richtlinien, welche sich daraus für mich ergaben. Mehr als die Handwerkerfrage, mehr als die Arbeiterfrage mußte mir gerade der Arbeiterschutz am Herzen liegen; denn für mich handelte es sich hier geradezu um die staatliche Sicherstellung des ersten aller natürlichen Rechte, des Rechtes auf Leben und Gesundheit, des Rechtes auf religiös-sittliche Betätigung, des Rechtes der Familie auf ungestörte Entfaltung ihres heiligen Berufes. So gab mir die Begründung der Interpellation den Anlaß, diesen meinen Standpunkt in

einem geschlossenen Programm zu entwickeln. Lese ich heute meine damalige Rede, so fällt mir der stark doktrinäre Charakter auf. Aber ich wollte ja auch die von mir als einzig richtig erkannte Theorie irrigen Meinungen gegenüberstellen. Zwar der lange herrschende ökonomische Liberalismus, der aus dem freien Spiel der Kräfte die Harmonie im Wirtschaftsleben erwartete, war ins Wanken gekommen und zählte nicht mehr viele skrupellose Anhänger; um so energischer forderte die Sozialdemokratie als Abschlagszahlung auf den anzustrebenden Kommunismus das Eintreten des Staates für die materiellen Interessen der Arbeiter. Und endlich zeigte sich ebenso auch in anders gerichteten Gruppen die Meinung, überall, wo es praktisch erscheinen konnte, Zwangsmittel des Staates zur Beseitigung der sozialen Schäden in Anregung zu bringen.

In richtiger Voraussicht der von da heraufziehenden Gefahr warnte ich vor der Überschätzung staatlicher Maßnahmen. „Die Geschichte", führte ich aus, „zeigt uns keine Form des öffentlichen Lebens, die in sich selbst die Garantie für die Wohlfahrt der Untertanen der einzelnen Staaten geboten hätte. Stets können nur diejenigen öffentlichen Organisationen, die von der Gesetzgebung und der Zwangsgewalt des Staates getragen sind, den einzelnen oder einzelnen Vereinigungen, je nachdem, es erleichtern oder erschweren, den eigenen Zielen selbsttätig nachzugehen; aber eine völlige Lösung aller wirtschaftlichen Probleme auf dem Wege staatlicher Organisationen erwarten zu wollen, das würde ich immer für eine Täuschung halten müssen. Und auf

der andern Seite warnt uns die Geschichte, wie mir scheint, davor, ein zu weitgehendes Einmischen des Staates in die wirtschaftlichen Verhältnisse zu wünschen. Wo in allzu weitgehender bureaukratischer Einmischung der Staat sich an die Stelle der einzelnen im Erwerbsleben zu setzen bemüht war, da hat dies nur zu häufig ein Verdorren des Volkslebens zur Folge gehabt; da hat dies die Erschütterungen, die man zu verhüten suchte, nicht nur nicht verhütet, sondern im Gegenteil dieselben vorbereitet."

Eine Ergänzung dieser Gedanken war es, wenn ich am Schlusse der Rede auf die unentbehrliche Unterstützung der Kirche zu sprechen kam; aber der Nachdruck, mit dem dies geschah, war durch die Kampfesstellung bedingt, in der wir uns damals noch immer befanden. „Auch die beste Fabrikgesetzgebung wird unzureichend sein in ihrer Bemühung, die sozialen Schäden zu heilen, wenn nicht gleichzeitig auch der großen, sittlichen Macht, der Kirche, die Freiheit bleibt, in ihrer Weise auf die einzelnen zu wirken. Der Kirche kommt es zu, durch ihre Lehren dem Arbeitgeber einzuschärfen, daß der Arbeiter für ihn nicht bloß ein Faktor seines Gewinnes ist, sondern daß er in dem Arbeiter eine in den wichtigsten Beziehungen ihm ebenbürtige, gottebenbildliche Persönlichkeit zu sehen habe. Der Kirche kommt es zu, dem Arbeiter einzuschärfen, daß er auch bei seinem dürftigen Leben, bei seiner mechanischen Beschäftigung seine Menschenwürde hochhalten kann und soll, und sie gibt ihm zugleich durch ihre Lehren die Mittel an die Hand, auch

dieses sein ärmliches Leben, seine mechanische Beschäftigung zu weihen und zu verklären. Darum hat man nirgends schmerzlicher als in den Industriegegenden gewisse Vorkommnisse der letzten Jahre empfunden. Die Kirche durch ihre Organe, die von christlicher Nächstenliebe getragen und erfüllt sind, reicht dahin, wo die Machtmittel des Staates nicht mehr hinreichen. Schmerzlich hat man es darum empfunden, daß die Ordensfrauen entfernt wurden, die durch die Wartung der Kinder, durch die Pflege der Kranken, durch die Leitung der Arbeiterinnenhospize und durch so vieles andere außerordentlich Wertvolles geleistet haben, und darum muß ich auch in diesem Zusammenhange wieder die laute Forderung erheben, daß man der Kirche die volle Freiheit wiedergebe, die nötig ist, damit sie auf dem sozialen Gebiete ihrem hohen Berufe nachkommen könne." Das mochte für unsere neuesten Bundesgenossen, die Konservativen, etwas viel sein. Einer meiner Freunde wollte gehört haben, daß ein sächsisches Mitglied der Partei, das uns sonst freundlich gegenüberstand, unwillig zu seinem Nachbar sagte: „Sie können es doch nicht lassen, immer wieder darauf zurückzukommen."

Die Antwort des Fürsten Bismarck klang zuerst ganz freundlich, nahm aber mehr und mehr einen scharfen Ton an. Gegen die Bemerkung, daß er als Minister in einer anderen Lage sei als ein Abgeordneter, der Vorschläge machen könne, ohne für die Folgen ihrer Ausführung verantwortlich zu sein, ließ sich natürlich nichts einwenden; aber schon die Frage: „Wo ist die Grenzlinie, bis zu welcher man die Industrie

belasten kann, ohne dem Arbeiter die Henne zu schlachten, die ihm Eier legt?" ließ erkennen, von welcher Anschauung er beherrscht war. Von den weiteren Ausführungen aber meinte der Abgeordnete Eugen Richter: „Wenn ich überhaupt Schlagwörter liebte, so müßte ich sagen: hier ist mir der Reichskanzler viel mehr als der Anwalt des Großkapitals wie als Anwalt des armen Mannes vorgekommen. Von dem armen Mann war da keine Spur. Das klang in der Rede so manchesterlich; der Herr Reichskanzler erschien so vollständig der manchesterlichen Theorie verfallen, der er so oft die heftigsten Vorwürfe gemacht hat, wie ich kaum glaubte, daß er hier noch eine solche Rede halten würde."

Am 30. Januar wurde die Session geschlossen.

„In Breslau werde ich Dich nicht mehr besuchen können," hatte die Mutter gemeint, als ich ihr von dem Plane des Ministers Goßler berichtete. Aber auch wenn sie am Leben geblieben wäre, dazu wäre es nicht gekommen. In den ersten Tagen des Februar erfuhr ich durch meine bayrischen Reichstagsfreunde, daß man in München von meiner Berufung an die dortige Universität spreche. In der philosophischen Fakultät war Professor Johannes Huber gestorben, und Minister Lutz war geneigt, wie ich annehme, unter einem gewissen Drucke der Kammermajorität, mich auf die Stelle zu berufen. Auf eine aus jenen Kreisen stammende vertrauliche Anfrage, ob ich gegebenen Falles bereit sein würde, dem Rufe zu folgen, hatte ich in bejahendem Sinne geantwortet und hinzugefügt, Herr von Lutz möge selbst mit mir verhandeln. In der Tat erhielt

ich von diesem unterm 10. März 1882 ein Schreiben, worin er zwar die Angelegenheit als noch nicht völlig geregelt bezeichnete, die Berufung aber doch als höchst wahrscheinlich hinstellte und meine Bedingungen zu kennen wünschte.

Was sollte ich tun? Nach München zogen mich die Stadt und die mir von früher her wohlbekannten süddeutschen Verhältnisse. Aber was sollte ich Herrn von Goßler sagen, der sich so tatkräftig um mich bemüht hatte? So schrieb ich an Windthorst und bat um seinen Rat. Umgehend antwortete er mir: „Der Ruf nach München kommt mir sehr zu früh. Wären Sie schon in Breslau gewesen, hätte er nutzbar gemacht werden können. Bei der gegebenen Sachlage ist die Entscheidung nicht leicht. Aber ich glaube doch, mich unmaßgeblich für München aussprechen zu müssen. Wirken können Sie in Breslau und auch in München. . . . Aber in München ist und bleibt doch eine tiefere und breitere Grundlage katholischen Lebens als in Breslau. Und in München haben Sie für ganz Bayern Bedeutung, namentlich auch in Rücksicht auf das Sammeln katholischer Kräfte. . . . Verpflichtungen gegen Preußen haben Sie nicht; man hat Sie lange genug mißhandelt." So neigte sich die Wage zugunsten von München. Ich berichtete darüber dem Geheimen Rat Stauder. Seine Antwort vom 31. März ist zu charakteristisch für die damaligen Verhältnisse, als daß ich nicht wenigstens einige Äußerungen daraus mitteilen sollte. Nachdem er sein Bedauern ausgesprochen hatte, „einer schönen Hoffnung entsagen zu müssen", fuhr er fort: „Der diesseitige Referent wird gewiß Tränen weinen um den Verlust eines Mannes, den er nicht einmal zum Extraordinarius machen

wollte. Difficile est satiram non scribere.“ Gemeint war der Geheime Rat Göppert im Kultusministerium, dessen wenig katholikenfreundliche Gesinnung bekannt war und der seinerzeit, wie ich erfahren hatte, dagegen protestierte, daß der Präsident der Görresgesellschaft in Preußen Professor werde.

Noch im Laufe des Monats März fuhr ich nach München, dort das Nähere zu besprechen. Dort suchte ich den Universitätsreferenten im Ministerium, Ministerialrat Völk, auf, ein vollendetes Original. Ich war noch nicht lange bei ihm auf seinem Bureau, als es klopfte und auf seinen Ruf jemand hereinkam. Ich erhob mich zum Gehen, er aber sagte: „Bleiben's nur da, bleiben's nur da, das ist mein Barbier, ich lasse mich rasch rasieren. Lesen's einstweilen die Zeitung!“ Damit drückte er mir das „Münchener Fremdenblatt“ in die Hand mit dem Beifügen: „Das halte ich für meine Weibsleut.“ Nachdem die wichtige Handlung geschehen war, unterrichtete er mich eingehend über die Verhältnisse in der philosophischen Fakultät. Wiederholt sei der Versuch gemacht worden, einen den Katholiken genehmen Philosophen anzustellen. Er nannte zuerst Frohschammer, bei dem dies aber doch wohl in keinem Stadium zutraf, und Johannes Huber, der sich später den Altkatholiken anschloß. Ich sei der dritte. Hoffentlich gelänge es diesmal. Dann ermahnte er mich, hübsch friedfertig zu sein, keinen Streit anzufangen und auch zu Döllinger zu gehen. Auf meine Frage, ob mir in der Wahl meiner Vorlesungen gewisse Beschränkungen auferlegt seien, versicherte er mich, daß ich darin völlig frei sei, und fügte hinzu, über Chirurgie würde ich ja wohl nicht lesen

wollen. Ob ich damals auch von dem Minister Lutz empfangen wurde, weiß ich nicht mehr. Der Eindruck, den ich bei einem gelegentlichen Zusammentreffen von ihm gewann, war der eines Mannes von überlegenem Verstande.

Nachdem das Geschäftliche erledigt war, war ich bemüht, uns eine Wohnung zu suchen. Das war aber in dem damaligen München keine leichte Sache. Von der Anlage der neuen, eleganten Stadtteile war noch keine Rede; die Wohnungen in den alten Häusern waren wenig einladend, und ich bemerkte sofort, wie verwöhnt wir in dieser Beziehung in Bonn gewesen waren. Charakteristisch für die damaligen Gewohnheiten und Bedürfnisse war, was mir von einem höheren Beamten erzählt wurde, der mit seinen erwachsenen Kindern eine Wohnung von fünf Zimmern gemietet, von diesen aber noch eines an einen Zimmerherrn, wie man in München zu sagen pflegte, abgegeben hatte. Da erfuhr ich von Druffel, daß der angesehene Historienmaler Ludwig Thiersch seine Wohnung in der Stadt aufgeben und ganz in sein Landhaus in Berchtesgaden ziehen wolle, daß somit eine Etage in seinem in der Karlstraße neben der von König Ludwig nach dem Muster der römischen Basiliken erbauten schönen Bonifaziuskirche gelegenen Hause frei werde. Daß mit der Wohnung auch ein geräumiges Atelier verbunden war, störte mich nicht; ich beschloß sogleich, dasselbe durch die Aufstellung meiner Bibliothek wohnlich zu machen.

Nun galt es, von Bonn Abschied zu nehmen. An der Universität war es ausschließlich Simar, den ich ungern verließ. Ich war so sehr an den täglichen Verkehr mit ihm

gewöhnt; es gab keine mich interessierende Frage der Wissenschaft und kaum eine des praktischen Lebens, die ich nicht mit ihm besprochen hätte, stets wohltuend berührt von seiner klaren Einsicht und seinem ruhig abwägenden Urteil. Aufsuchen mußte ich den Kurator Beseler, durch den ich die Entlassung aus dem preußischen Staatsverband zu erwirken hatte. Seine Worte beim Abschied, daß er mir zu der Berufung nach München gratuliere, der Universität Bonn aber kondoliere, konnten mir nach allem, was vorgefallen war, einen günstigen Eindruck nicht erwecken. Aber der Rhein und das Leben am Rhein mit der rheinischen Bevölkerung, an deren geistiger Beweglichkeit ich mich erfreut, deren treue katholische Gesinnung ich in den schweren Jahren des Kulturkampfes kennen gelernt hatte, das war es, was mir das Scheiden schwer machte. Ohne mein Wissen hatten sich einige Herren zusammengetan, um mir eine Abschiedsfeier zu bereiten, wozu sie auch die Freunde aus Köln und Koblenz geladen hatten. Oberpfarrer Neu von der Münsterkirche, in dem wir nicht nur unsern wirklichen Seelsorger verehrten, sondern auch einen Hausfreund besaßen, hielt die Abschiedsrede. Auf der Galerie des geräumigen Saales hatten sich Studenten eingefunden, die ab und zu ein Lied sangen. Als sie die „Alte Burschenherrlichkeit" anstimmten, wurde es mir ganz weh ums Herz.

In den ersten Tagen des Mai fand die Übersiedelung statt. Unser Haus in der Königstraße ging bald darnach in fremde Hände über.

